Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

COLUMBUS.

Amerikanische Miscellen.

Herausgegeben

von

C. N. Röding, Phil. Dr.

Zweiter Band.

HAMBURG, 1825.

In Commission bei Herold, grosse Johannisstrasse Nro. 47.

AMERIKA

im

Jahre 1825.

CANCELLED
DUPLICATE

Herausgegeben

von

Carl Nicolaus Röding, Phil. Dr.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und rasch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los.
Das wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so gross.

Göthe.

Zweiter Band.

Hamburg, 1825.

In Commission bei Herold, grosse Johannisstrasse Nro. 47.

Gedruckt bei Hartwig & Müller.

980
C72
1825
V.2

Inhalt des zweiten Bandes.

Amerika's Zeitgeschichte.

Seite.

Einige Worte über die Nichtanerkennung der Amerikanischen Staaten..... 1

Schreckliches Schicksal der für den Freiheitskampf in Colombia geworbenen Briten und Deutschen..... 55

Ausbruch der Fehde zwischen Brasilien und den Platastaaten 82

Das Treffen bei Tumusla. Gänzliche Vernichtung der Spanischen Kriegsmacht in Südamerika..... 87

Der Freistaaten Georgien und die dortigen Umtriebe gegen die Union der Vereinigten Staaten. (Uebersicht des Flächenraums und der Bevölkerung derselben.)..... 97

Haiti's (S. Domingo's) Unabhängigkeits-Erklärung..... 165

Schauplatz der Fehde des Kaiserreichs Brasilien mit den Freistaaten von Südamerika. (Genaue Angabe der Gränzen Oberperu's.)..... 250

Montevideo's politisches Verhältniss zu Brasilien..... 273

Portugal erklärt Brasilien für unabhängig..... 411

Glücklicher Streifzug eines Colombischen Kapers..... 516

Beiträge zur Erdbeschreibung von Amerika.

Auszüge aus Alexander Caldcleugh's Reisen in Südamerika.

Der Rio de la Plata..... 5

Montevideo..... 5

Buenos Ayres..... 30

Reise von Buenos Ayres durch ganz Südamerika, und über das Andengebirge nach Chile.... 118

Abentheuer auf dessen Rückreise von Santiago Chile's Hauptstadt, über das Andengebirge nach Buenos Ayres und Rio de Janeiro 305. 390 flg.

Goldsee Guatevita, unweit Bogota..... 46.

Reisegelegenheit und Posten in Colombia..... 90

133132

Seite.

Neue Häfen in Mexico..... 96
Neu-Fryburg, Colonie der Schweizer und Ausgewanderten Deutschen in Brasilien..... 175
Die Valenciana Bergwerke in Mexico..... 183. 356
Cayo Huero, Schleichhändlernest..... 185
Capt. Charles Stuart Cochrane's Reise über die Gebirge im Innern von Colombia und auf dem Atrato nach Cartagena..... 208. 365 flg.
Santiago, Chile's Hauptstadt, nach Mathison..... 265
Franklin's Landreise nach den Nordpolargegenden..... 347
Neue Landstrasse von Washington nach Neu-Orleans, vom General-Postmeiter M' Lean..... 348
Die neue Vestung Monroe..... 351
Capt. Parry's verunglückte Nordpolar-Reise..... 382
Neueste Angabe des Flächenraums und der Volksmenge der Provinzen Brasiliens &c. nach Monteiro da Franca 416
Erié-Kanal..... 500
Peru's Klima, nach Alex. Caldcleugh..... 534
Uebersicht der sämmtlichen Amerikanischen Länder und Staaten am Ende des Jahrs 1825..... 541

Völkerkunde.

Das Frühstück und der Heber. Eine Colombische Anekdote 43
Ein Seeräuber..... 174
Samuel Fields, der 85jährige Verbrecher..... 179
Die Hahnen-Messe..... 190
Hinrichtung dreier Aufrührer in Pernambuco..... 106
Brasilien's Bewohner, nach G. F. Mathison..... 298
Die Bewohner der Insel Cuba..... 422

Statistik.

Soldliste der Landmacht von Brasilien..... 93
Aufzählung der Baptisten (Mennoniten) in den Vereinigten Staaten..... 389
Brasilien..... 416
Schulordnung in Philadelphia..... 422
Finanzen des Freistaats Mexico..... 509

Merkantilische Notizen.

Seite.

Das Holzschiff Renfrew..... 178
Welcher Deutschen Waaren bedarf Amerika, und was heisst überhaupt mit und nach Amerika handeln? 190
Baumwolle-Ban in Virginien..... 454
Handel der Colombischen Häfen la Guayra und Puerto Cabello..... 499
Zolleinnahme des Hafens Alvarado..... 509
Verzeichniss der sämmtlichen Banken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Angabe des Courses ihrer Noten..... 514

Biographische Beiträge.

Ueber Canterac..... 117
Bolivar in Kingston (1816)..... 172
Lord Cochrane..... 186
Herr Aimé Bonpland, Gefangener in Paraguay..... 201
Etatsrath von Langsdorf..... 272
Bolivar in Peru..... 284
Bolivar's Schreiben an den Bischof von Cuzco..... 309
Rede des Brasilischen Rebellen Cavalcante..... 352

Naturhistorische Notizen.

Organische Trümmer eines riesen grossen Meerungeheuers der Vorwelt, in Louisiana entdeckt..... 436
Erdbeben auf Trinidad..... 508
Naturhistorische Reise in Brasilien..... 510
Plötzliche Austrocknung des Rio de la Plata..... 541

Historische Notizen.

Die Freistaaten des Alterthums und die Freistaaten in Amerika von Dr. M—r. in G....w..... S. 78 112
Pittsburg in Pennsylvanien (Ursprung)..... 458
Rede. Abschiedsrede des Kriegsministers Barbour an die Kadetten der Militairschule in Westpoint (V. St.)... 501
Diätetik. Dr. Jame's Copland's guter Rath für die, welche nach Vera Cruz und Havana reisen wollen..... 885

Auszüge aus brieflichen Mittheilungen, und den in Amerika erscheinenden Blättern.

(Werden in jedem Hefte fortgesetzt.)

Seite.

Aus Brasilien ..... S. 95. 187. 384. 590
Aus Guatemala ..... S. 188. 353
Aus Canada und dem Britischen Amerika ..... S. 189. 454. 528
Aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika .... S. 286. 359
(aus Neu-Hamburg) 435. 442. 459. 517
Aus Potosi 287
Aus Westindien 288. 357
Aus Mexico 183. 353. 356. 420. 455
Aus Colombia 358. 389. 455. 531
Aus Nieder-Peru 358
Aus Chile 456
Aus Buenos Ayres 534
Distichon 174
Amerikanische Anecdoten 463
Litterarische Notizen 192
Neue General-Karte von Süd-Amerika, von v. Spix und v. Martius 376
Rüge. Eine Stadt Belfast in Maryland 457
Alphabetisches Register über den Jahrgang 1825 ..... 567.

Einige Worte über die Nichtanerkennung der neuen Amerikanischen Staaten.

Die Souverainität eines Staats beruht zunächst auf das Recht, Krieg anzukündigen und Friedensverträge abzuschliessen. Die Menschlichkeit fordert die Beschränkung des traurigen Rechts der Befehdung, und es ist ein wenig erkannter, aber darum nicht weniger Dank verdienender Vorzug der Diplomatik der neueren und neuesten Zeit, dass die grossen Mächte durch diplomatisches Einschreiten den Ausbruch von Fehden unter kleineren Staaten, die meistens nichts bewirkten, als schändliche Mord- und Raubscenen, vermittelnd zu verhindern wissen. Das Recht aber, Friedens- und Handelsverträge nach dem jedesmaligen Bedürfnisse und der individuellen Lage jedes Staats abzuschliessen, scheint indess weit unbeschränkter; es ist ein heiliges Recht, weil die Menschen ja von Gott dazu geschaffen sind, mit einander im friedlichen und freundlichen Verkehr zu stehn. Solche Verträge sind um so nothwendiger, wenn zwischen Staaten bereits Handelsverbindung obwaltet, wenn nie zuvor Zwist statt fand, und wegen der geographischen Lage schwerlich statt finden kann. Ob jene Staaten, mit denen ein Handelsvertrag nothwendig wird, noch mit andern Staaten in Zwist begriffen sind, ob diese sie anerkennen wollen oder nicht, ist für Souveraine, die durchaus nicht im Stande sind, zu deren Bekämpfung und Bezwingung mitzuwirken,

und deren Unterthanen durch den Absatz ihrer Manufakturen und Produkte nach jenen noch unangefochtenen Staaten Vortheil ziehn — höchst gleichgültig. Warum sollen sie Vortheile aufgeben, bei deren Aufopferung Niemand Schaden hat, wie sie und ihre Bürger?

Mehrere Jahre vor dem Frieden zu Versailles 1783 anerkannten Frankreich, Spanien, Holland und andre Europäische Regierungen die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ja die genannten Seemächte unterstützten jene Rebellen aufs kräftigste bei ihrem Freiheitskampfe gegen ihren rechtmässigen Oberherrn, den König von Grossbrittanien und Irland, und führten dadurch eine bis dahin unerhörte Begebenheit herbei, die Entstehung einer souverainen Republik in dem neuen Erdtheile, dessen Boden von der Natur bestimmt schien, nur von den europäischen Mutterländern abhängige Colonien zu bilden. Jetzt ist nicht von einem Schutz- und Trutzbündnisse die Rede, wie es der unsterbliche Republikaner Benjamin Franklin im Februar 1778 zu Versailles wunderbar genug zu Stande brachte, als er das Cabinet von Frankreich bewog, seine unter sehr zweifelhaften Umständen kämpfenden Landsleuten, mit Streitkräften zu Wasser und zu Lande zu unterstützen, die unter Rochambeau, Lafayette und d'Estaing auf Ludwig XVI. Befehl wirklich an den Küsten Nordamerika's anlangten und dort wackre Hülfe leisteten. Keiner der in diesem Jahrzehend neuentstandenen Amerikanischen Freistaaten verlangt von irgend einer grossen oder kleinen Macht Hülfe und Beistand; ihre Anleihen sind in England zu Stande gekommen, ihre Staatspapiere dort stehen hoch, sie haben keinen Feind mehr zu bekämpfen und werden von Grossbrittanien mit allem Benöthigten reich-

lich, bis zum Ueberfluss, versehen. Jene neuen Staaten bedürfen also der Freundschaft und des Verkehrs mit Deutschen und andern Continental-Staaten keinesweges. Dass aber namentlich Deutschland Segen von dem Verkehr mit Amerika, und namentlich mit Mexico, Guatemala, Colombia, Brasilien und selbst mit Chile und Peru hofft, beweist die Stiftung verschiedener Handelsgesellschaften für diesen Zweck auf deutschem Boden, in Staaten (Preussen und Sachsen) die früher nie mit jenem Theile Amerika's in unmittelbarem Verkehr standen. Dass diese Hoffnung keine eitle sey, beweisen die vortheilhaften Berichte, die bereits von der Rheinisch-Westindischen Handelsgesellschaft zur öffentlichen Kunde gebracht sind und der unwiderlegbare Umstand, dass die meisten Schiffe, die jetzt aus Deutschlands vorzüglichsten Seehäfen abgehen oder dort anlangen, nach Westindien oder Südamerika bestimmt sind oder von dort herkommen, eine in der Handelsgeschichte Deutschlands bisher ganz unerhörte Begebenheit. Hat dagegen doch der Verkehr mit Grossbrittanien und besonders mit Nordamerika verhältnissmässig abgenommen. Dass durch diese Verbindung mit Südamerika und Westindien die Deutschen Fabriken, vornämlich auch in den Preussischen Landen, wieder in Thätigkeit gekommen ist, ist gleichfalls notorisch. Wer für Deutschlands Handels- und Industrieleben patriotisch empfindet, und dabei mit der Eigenthümlichkeit der neuen Amerikanischen Staaten vertraut ist, dem wird ein unpartheyischer Wunsch über diesen Gegenstand gewiss gestattet seyn.

Nichts ist aber wünschenswerther, als dass jener Verkehr mit den ohne unser Zuthun entstandenen neuen Staaten in Amerika fortbestehe, und mit der Zeit und

nach Maassgabe wie jene Staaten sich vester consolidiren und immer reicher und blühender werden, fortwährend zunehme. Da Deutschland nicht durch eine Seemacht seinen Negoziationen Nachdruck zu geben vermag, so scheint es rathsam, dass die bei diesem Verkehr interessirten Staaten gleichsam guten Willen für jene Staaten, die auf ihre so mühsam und ohne fremde Hülfe erlangte Souverainität höchst eifersüchtig sind, beweisen und frühzeitig Handels-Verträge zu bewirken suchen. Hat doch Haïti es sehr übel vermerkt, dass das mächtige Grossbrittanien diese Republik der Schwarzen nicht auch anerkannt hat, und daher sogleich die bis dahin den Britten zugestandenen Zollvergünstigungen aufgehoben. — Nimmt man anderswo nicht bald ein gutes Beispiel an Grossbrittanien — so steht zu fürchten, — dass namentlich Colombia, Brasilien und Buenos Ayres allen denen Schiffen, die nicht befreundeten Nationen angehören, drückende Einfuhrzölle auferlegen, oder ihnen gar ihre vielen Häfen verschliessen, ja vielleicht ihren Corsaren, die ja schon ungehindert die Häfen Südspaniens blokiren, und die gar gerne Jagd machen, in dieser Rücksicht widerwärtige Befehle ertheilen möchten, — ein Fall, der für das Continent höchst nachtheilig, für die Kaufleute in Grossbrittanien und Nordamerika aber nicht unangenehm wäre. Wahrlich solcher Fall ist aber denkbarer und wahrscheinlicher, als diejenigen meynen, die sich kaum auf einer Karte von Amerika zurecht zu finden wissen und es überhaupt in der Art haben, Uebeln nicht vorzubeugen, wenn es noch Zeit ist. — Was nicht verboten ist — das ist erlaubt. — Und welche völker- oder staatsrechtliche Verordnung verwehrt es einem souverainen Staate seinen Unterthanen

Handelsvortheile zu verschaffen? Spanien ist nicht im Stande sein Amerika wieder zu erobern; Grossbrittanien und selbst Frankreich weigern sich, demselben die Rebellen — die nun Independenten. geworden sind — bezwingen zu helfen. Und in dieser Lage der Dinge sollte man sich nicht beeilen, Handelsvortheile zu gewinnen — die sich gleichsam von selbst darbieten?

Auszüge aus Sir Alexander Caldcleugh's Reise in Südamerika.

Zweiter Auszug.

Der Rio de la Plata.

Sir Alexander Caldcleugh segelte in der Brittischen Kriegsbrigg Alacrity, Capitain Stanhope, am 18. Januar 1821 von Rio de Janeiro ab, und erreichte bereits am 11ten Tage Cabo S. Maria, den nördlichen Punkt der Einfahrt des Rio de la Plata. Die Umgegend dieses Vorgebirgs heisst Castillas, wegen einiger vorliegenden Klippen und Inseln, die sich fast wie Castele ausnehmen, und woran sich Robben anfhalten. Die Küste ist dort nicht hoch und voll Lagunen (z. B. de Rocha, de Garzon, de José Ignacio); erst wenn man bei der Insel de Lobos und dem Hafen Maldonado durchgefahren ist, wird sie steiler, und bleibt es bis Montevideo. Die Insel Lobos ist von der Regierung in Montevideo gegen Erlegung einer jährlichen Rente zum Robbenfang verpachtet; aber dieses Thier wird dort von Jahr zu Jahr seltener.

Maldonado, auf einem Sandsteinfelsen, von dem sich südöstlich hin ein schmales Vorland erstreckt, hat einen ziemlich guten Hafen, der durch das vorlie-

gende, mit einem kleinen Brasilischen Fort versehenes Inselchen Goriti vor den heftigen Orkanen, die Pamperos heissen, weil sie über die Wüstenflächen (Pampas) herwehen, geschützt ist. Mehrere Monate 1820 lagen hier zwei Brittische Linienschiffe, ohne den kleinsten Schaden zu leiden.

Am 31. Januar passirte das Schiff den Hafen Maldonado; der Wind war Nord-Ost und wehte mässig; das Wetter schön und angenehm; das Thermometer stand auf 75°. Nach Mittage änderte sich die Luft plötzlich, und ward schwer und schwül; das Thermometer stieg auf 85°; das Barometer fiel mehr als einen ganzen Zoll, bis auf 29,5°. Im Südwesten umwölkte sich der Himmel und die Wolken hingen tief; alles kündigte einen Pampero an; der Capitain liess sogleich Anker werfen und alles auf eine Sturmnacht in Bereitschaft setzen. Um 7 Uhr drehte sich der Wind plötzlich von Nordost nach Südwest und verwandelte sich in den entsetzlichsten Orkan. Regen ergoss sich in Strömen unter den fürchterlichsten Blitzen, die unaufhörlich leuchteten, aber ohne häufigen Donnerschlägen. Die Blitze dieser Gegend schlagen selten ein und scheinen überhaupt von einer andern Beschaffenheit wie in andern Zonen; in zwanzig Minuten hatte der Orkan ausgetobt und die Luft ward wieder ruhig. Das Thermometer war ausserordentlich gefallen, nämlich auf 62°; das Barometer aber erholte sich und das Gleichgewicht des Dunstkreises schien hergestellt. Dieser Pampero entstand zu Buenos Ayres um 5½ Uhr, erreichte die 125 engl. Meilen davon entfernten Flores-Inseln (östlich von Montevideo) um 6¾ Uhr und um 8 Uhr ein Brittisches Schiff, welches noch 100 Meilen weiter östlich lag. — Diese Orkane herrschen gewöhn-

lich in den Sommermonaten von November bis April; sie entstehn durch die ungeheure Anhäufung kalter Luftmassen auf den höhern Regionen des Andengebirgs, welche dann in die erhitzten Ebenen herabstürzen, wo nichts ihren Fortzug hemmt. Ihre Richtung ist natürlich Südost, aber sie brechen sich an den Gebirgen im südlichen Brasilien, wo sie eine mehr östliche Richtung bekommen. — Die südlichen Ufer des Platabusens unterscheiden sich sehr von den nördlichen; sie sind ungemein niedrig und der Gewalt der Südwestwinde völlig preisgegeben. Am Tage nach dem Sturme war das Gewässer des Rio ausserordentlich gestiegen. Der Wind übt solche Gewalt über das Gewässer, dass er oft dasselbe stark wegtreibt, so dass die vielen Sandbänke des Rio ganz trocken liegen.

Der 50 Engl. Meilen breite Rio de la Plata, eigentlich kein Meerbusen und auch kein Fluss, sondern durch den Zusammenfluss der von Norden aus den Chiquitos-Höhen herkommenden Ströme Pilcomayo, Paraguay, Paranà und Uruguay gebildet, ist als die Wasser-Entladung des Centralbassins dieses Theils von Südamerika zu betrachten. Die Wasser an die Westseite der süd-brasilischen Gebirge, so wie die von der östlichen Seite der Andenkette und von den zwischenliegenden Reihen in Cordoba und Tucuman können nur dort hinein abfliessen. Weil das Land, welches diese Flüsse durchfliessen, fast ganz flach ist, so ist das Gefälle unbedeutend. Sie sind ein grosser Schatz für diese Gegend; sehr leicht könnten sie als Canäle benutzt werden, auf welchen alle Waaren und Erzeugnisse aus allen Ländern ostwärts der Andenkette fort- und herbeizuschaffen sind.

Montevideo.

Montevideo (eigentlich Ciudad de San Felipe) liegt auf der runden Endung einer Halbinsel, die von Osten her ausläuft, und mit einer ihr gegenüber liegenden, bedeutenden, kuppenförmigen Anhöhe, dem Cerro de Montevideo, welcher vor Winden schützt, eine schöne Bucht, den besten Hafen am Rio de la Plata, einschliesst; das Wasser ist gewöhnlich niedrig, 2 bis 3 Klafter, aber der Grund ist weicher Schlamm, und daher leiden auch schwer beladene Schiffe, wenn sie sich dem Ufer nähern und auf den Grund gerathen, keinen Schaden. Die Stadt ist ziemlich regelmässig am Abhange des erwähnten Vorlandes erbaut; die Häuser haben flache Dächer, und bestehn zum Theil aus Sandstein, zum Theil aus Backsteinen. Im Jahre 1820—1821 pflasterten die dort liegenden Portugiesischen Truppen auf Kosten der Einwohner die Stadt. Die Hauptkirche ist ein ziemlich ansehnliches Gebäude. Sie war gedrängt voll Damen, nach Landessitte schwarz gekleidet; sie zeigten sich ungemein reizend, wenigstens mit den Brasilierinnen verglichen. Sie knieen beim Gebete auf Teppichen, die sie sich von Dienerinnen nachtragen lassen, ein Beweis, dass man hier reinlicher ist, wie im eigentlichen Brasilien; die grosse Zahl wohlgekleideter Frauenzimmer auf den Strassen macht einen angenehmen Eindruck.

„Abends, erzählt Caldcleugh (I. 123), wohnte ich dem Schauspiel bei, und ward dort von einem Adjudanten des Gouverneurs (Lecor) den ersten Schönen der Stadt vorgestellt, die mich ungemein höflich empfingen, und mich nach Landessitte mehr Zuckerwerk zu geniessen zwangen, als ich wünschen konnte. Das Schauspielhaus ist klein und schlecht eingerichtet; die

Schauspieler taugen natürlich auch nicht viel. Man gab ein Lustspiel: El Inglez con Splin (der Engländer mit dem Spleen — vielleicht eine Bearbeitung von Gotters schwarzen Manne?), welches viele gutmüthige und witzige Bemerkungen der Damen über den Brittischen Nationalcharacter veranlasste.“

Während der Wintermonate Juni, Juli und August geniesst Montevideo eines kühlen Klimas. Der Boden ist ergiebig, bis 15 deutsche Meilen landeinwärts Stellenweis angebaut, und liefert schönen Waizen, Bohnen und Mais, nebst Melonen, und Europäischem Obst, besonders Aepfeln und Pfirschen, in Ueberfluss; die weiten Ebenen sind noch mit Rindvieh und Pferden bedeckt, welche sich freilich während des letzten Krieges sehr vermindert haben. Seit der Herstellung der Ruhe hat sich der Handel sehr vermehrt; viele Schiffe ziehn die sichere Bucht bei Montevideo der schlechten Rhede von Buenos Ayres vor, wohin man erst nach einer schwierigen Fahrt von 100 Engl. Meilen gelangt. Hauptausfuhrartikel sind Talg und Häute nach Grossbrittanien und Trockenfleisch und Waizen nach Brasilien; die Haupteinfuhrartikel sind Manufacturwaaren aus England etc. und Colonialproducte, besonders Zucker und Kaffe aus Brasilien.

Die Ansicht des Landes ist keineswegs tropisch; man findet hier die meisten Pflanzen-Geschlechter, (genera), die in Europa wachsen, wenigstens würden sie alle hier gedeihn.

Montevideo's Volkszahl wird gewöhnlich zu 15000 angegeben; sie hat aber in den letzten Jahren wegen der Kriegsbedrängnisse sehr abgenommen, so dass die Stadt 1823 schwerlich mehr als 10000 Einwohner hatte, eine kleine Anzahl Schwarze einbegriffen.

An der Nordseite des Rio de la Plata, wo Montevideo liegt, besteht die Küste aus Granit, Gneiss, Thonschiefer und Urtrapp (Grünstein); während an der Südseite ein sehr neuer stalactisch geformter Kalkstein von bräunlich weisser Farbe auf Betten von erhärtetem Thon lagert. Diese Thonlager erstrecken sich bedeutend weit in Südamerikas Südspitze (in Patagonien) hinein.

Funfzehn Leguas von Montevideo sind Bleigruben; sie werden jetzt nicht bearbeitet und waren niemals sehr ergiebig. Die Stufen, die Caldcleugh aus derselben sah, waren Bleiglanz (Galena) in Kalkstein eingewachsen.

Montevideo ist die Hauptstadt der Brasilischen Provinz Cisplatina, die südlichste dieses ungeheuren Kaiserreichs, gross 10565 □M. 1823 mit 175960 Einwohnern.

Längst hatten die Portugiesen sich nach dem Besitze des nördlichen Ufers des Rio de la Plata, welches unter dem Namen Banda Oriental Spanisch war, gesehnt, und sie hatten deshalb daselbst westlich von Montevideo die Stadt Colonia do Sacramento, Buenos Ayres gegenüber, gestiftet. Bald nach dem Ausbruche der Revolution in den Spanischen Provinzen bot sich dem Hofe von Rio de Janeiro eine günstige Gelegenheit, diese für Brasiliens Abründung so wichtigen Ufern zu erobern. Die Fehden, welche Artigas gegen die Truppen des Staats Buenos Ayres, die Montevideo inne hatten, führten, und die, wie man behauptete, in der Brasilischen Gränzprovinz Rio grande do Sul Unordnungen anrichteten und dort Einfälle gemacht hatten, bewogen die damals in Brasilien herrschende Portugiesische Regierung, eine Armee vor-

rücken zu lassen, welche die Vestung San Felipe, die Montevideo beschützt, besetzte und die ganze Banda Oriental bis ans östliche Ufer des in den Plata fliessenden Uraguay eroberte.

Diese Besitznahme, die für Brasilien von höchster Wichtigkeit ist, demselben ein an Europäischen Cerealien höchst fruchtbares Land und eine herrliche Gränzmark liefert, die zugleich als der Schlüssel des Rio de la Plata zu betrachten ist — veranlasste lebhafte Gegenvorstellungen von Seiten der neuen Republiken, besonders von Seiten des Staats Buenos Ayres. Aber im Innern noch in grösster Unordnung und dabei Krieg bis nach Oberperu hinein führend, war es damals diesem Freistaate unmöglich, kräftige Maassregeln zu einer Wiedereroberung zu ergreifen. Im Jahre 1821, als sich die Regierung von Buenos Ayres vester begründet hatte, suchte die Brasilische Regierung jenen Freistaat durch eine förmliche Anerkennung zu begütigen, und zu Montevideo wurden die Einwohner aufgefordert, eine Abstimmung vorzunehmen: Ob sie sich als Föderativstaat, unter dem Namen Cisplatina mit Brasilien vereinigen, oder ob sie einen abgesonderten Freistaat für sich bilden wollten? Die Brasilier boten alles auf, damit diese Frage zu ihren Gunsten entschieden werde; die Einwohner erwogen die Vortheile, welche die Portugiesische Occupation ihnen gebracht hatten, gedachten der Räubereyen und Plünderungen, die diesem Ereignisse vorangingen und entschlossen sich also, sich als Föderativstaat dem grossen Brasilischen Reich beizutreten. (Caldcleugh. I. 129.)

Buenos Ayres hat sich noch neuerdings gegen diese Lostrennung erklärt, — aber da es den Platastaaten fast gänzlich an Kriegsschiffen fehlt, so ist es

nicht wahrscheinlich, dass sie jemals Montevideo wieder gewinnen werden —. —

Gewöhnlich reist man von Montevideo zu Wasser auf dem Rio de la Plata nach dem auf diesem Wege etwa 30 deutsche Meilen westwärts entfernten Buenos Ayres; denn die Landreise hat Schwierigkeiten, vornämlich wegen der Ströme, die diesen Weg durchschneiden, weil sie sich von Norden her in den Rio de la Plata ergiessen; dieser Rio selbst ist Buenos Ayres gegenüber, noch 5 deutsche Meilen breit, und ihn in einem kleinen Bote zu überschiffen, ist höchst gefährlich. Oft haben Schiffe, die dort auf der Rhede liegen, viele Tage hindurch keine Gemeinschaft mit der Küste, wegen der Heftigkeit des Windes und der Brandung.

Am 3. Februar verliess Sir A. Caldcleugh in der Alacrity Montevideo; das Schiff fuhr zuerst ans entgegengesetzte südwestliche Ufer des Rio und dann denselben hinauf. Die Fahrt auf diesem Rio hat wegen der vielen Sandbänke Aehnlichkeit mit der Fahrt auf der Elbe. Das Schiff ging des Nachts vor Anker und kam am Morgen bei dem kleinen Hafen oder vielmehr Flussmündung: Ensenada de Baragan vorbei, die voll Untiefen und den Winden sehr ausgesetzt ist; doch haben dort Schiffe von bedeutender Grösse Ausbesserungen zu Stande gebracht. Sie liegt 12 Seemeilen ostwärts von Buenos Ayres. Erst am Nachmittage erreichte das Schiff die Aussenrhede von Buenos Ayres. Wegen des seichten Wassers können Seeschiffe dem Ufer von Buenos Ayres nicht nahe kommen, sondern müssen ihre Ladungen auf Lichterschiffen (Evern) ans Land bringen lassen. Kleine Karren mit einem Pferde

sind immer am Strande bereit, um die angekommenen Fremden an demselben hin nach der Stadt zu führen.

Buenos Ayres.

Buenos Ayres nimmt sich ganz anders aus als man nach der geognostischen Beschaffenheit des südwestlichen Ufers, woran es liegt, erwarten sollte. Der Rio, der hier eine Biegung macht, hat eine Anhöhe von etwa 300 Fuss und bedeutendem Umfange aufgeschwemmt, und auf derselben ist die Stadt, die in Rücksicht dieser Lage Aehnlichkeit von Bahia hat, sehr regelmässig erbaut; die Thürme der Kirchen und Klöster, die in einer gewissen Ordnung neben einander erscheinen, geben der Stadt ein schönes Ansehn. Das Fort, in der Mitte der Flussseite liegend, beherrscht den Landungsplatz, den man mittels der Einfahrt: Rio chuelo, zwischen zwei Sandbänken erreicht, so wie an der andern Seite den Paradeplatz, ist aber unbedeutend und mit Stücken von jedem Caliber besetzt. Es giebt nur wenige öffentliche Gebäude. Die Cathedrale ist noch unvollendet; die Dominicaner-, die Franaiscaner- und die S. Nicolai-Kirche sind sehenswerth. — Die Häuser, grösstentheils nur ein Stockwerk hoch, haben flache Dächer (azoteas). Jetzt sind sie von Backstein und Kalk erbaut; noch vor 100 Jahr bestand die Stadt nur aus Erdhütten. Die meisten Häuser haben in ihrer Mitte einen Hofraum, mit einem grossen Wasserbehälter; denn die Stadt ist in Rücksicht des Trinkwassers schlecht versehen. Das Wasser des Rio wird, weil es ganz dick von der aus dem Grunde aufgespülten Thonerde ist, für ungesund gehalten. Brunnen sind, weil dieses mit Kosten verbunden ist, nur noch wenige gegraben; jedoch mehren sie sich jetzt. Die

Strassen sind breit, ziemlich reinlich und an den Seiten gepflastert. —

Der herrliche Theil von Süd-Amerika, worin Buenos Ayres liegt, und der jetzt den Plata-Staat *) Argentina oder Buenos Ayres bildet, ist im Osten von dem grossen Parana-Fluss und dessen Fortsetzung, dem Rio de la Plata, begränzt; im Norden trennt das Flüsschen (Arroyo) de Enmedio ihn von dem Staate Santa Fe, und im Süden und Westen ist der Salado, der unter 35° 56′ S. Br. in die Bucht Samborombon fliesst, als Gränzscheide zu betrachten. Man hat längst mehrere Versuche gemacht, die Gränze im Innern nach Süden hin zu erweitern und in frühern Zeiten haben sich die Graseplätze der Europäer bis zum 37° S. Br. erstreckt; doch ist zu bezweifeln, ob die Indianer, denen dieses Vorrücken natürlich Besorgnisse einflösst, jemals irgend einen Vertrag in Rücksicht dieses Gebiets bestätigen werden. Im Jahre 1740 ward unter dem 35° eine Linie queer durch Südamerika's Südspitze gezogen, und diese sollten die verschiedenen Indianer-Horden nicht überschreiten. Hart an der östlichen Küste finden die Europäer es weniger schwierig — ihre Besitzungen auszudehnen, als im Innern. Das Gebiet des Staats Argentina enthält etwa 1520 Quadrat Leguas vollkommen ebenen Boden, der allenthalben die üppigste Viehweide darbietet.

---

*) Die an den Zuströmungen des Rio de la Plata liegenden, vormals spanischen Provinzen, haben sich bekanntlich am 18. Januar 1825 fast alle zu einem Staatsbunde unter dem Namen: Vereinigte Provinzen des Rio de la Plata, mit Buenos Ayres vereinigt.

Anmerk. d. H.

Das Klima, wovon die Stadt den Namen Buenos Ayres (gute Luft) führt, ist wahrhaft paradiesisch; das Thermometer steht im Durchschnitt im Sommer von 75 bis 84° Fahrenheit. Am 21. Februar stand das Barometer mehrere Stunden lang auf 91° (?) im Schatten. Die mittlere Temperatur in den drei Sommermonaten (December, Januar und Februar) 1822 war 71° 9′. Während den Wintermonathen steht das Thermometer zwischen 55—60°. Wegen der den Winden gänzlich freigegebenen Lage des Landes ist die Temperatur plötzlichen Veränderungen ausgesetzt. Oft weht ein kalter Luftzug von den Bergen herab und bewirkt sehr schnell den Fall des Barometers. Diese Luftzüge, die in Einer Masse von den Cordilleras kommen, erreichen augenscheinlich Buenos Ayres in einem zertheilten Zustande. Zuweilen treffen sie den Arm oder einen andern Theil des menschlichen Körpers, der ihrem Zuge unmittelbar ausgesetzt ist, und theilen demselben eine Betäubung mit, die mehrere Tage anhält. Schnee fällt so selten, dass niemand mehr sich eines Schneegestöbers erinnert. —

Während des Sommers herrscht Nordwind, früh Morgens, im Laufe des Tages wird er östlich und im Winter weht gewöhnlich Südwind. Die Südwest- und Westwinde sind sehr trocken; die Nord- und Nord-Ost-Winde bringen feuchte Dünste mit. Windstille ist sehr selten. Als Caldcleugh die Englische Windmühle besuchte, von welcher man einer sehr weiten Aussicht geniesst, sagte ihm der Müller, der Wind wehe so anhaltend, dass er ihm kaum einen Augenblick Ruhe lasse, um das Mühlwerk ausbessern zu können, und blos bei Nacht, wo die Winde bestimmter wären, dürfe er es wagen, Segeltuch anzubringen.

In den Wintermonathen July, August und September fallen ungemein schwere Regengüsse, doch halten sie selten länger an, als vier und zwanzig Stunden; im Sommer fällt der Regen ausserordentlich unregelmässig, als Gewitterschauer; Hagel ist in dieser Jahrszeit sehr gewöhnlich.

Die Spanier haben diese Gegend zu jeder Zeit, als der Gesundheit ausserordentlich zuträglich betrachtet, und die Beispiele von hohem Alter, die jede monatliche Sterbeliste darbietet, beweist zur Genüge, dass sie Recht hatten. Die gewöhnlichste Krankheit ist Auszehrung, wie man meint, durch die plötzlich einbrechenden, oben erwähnten Winde, veranlasst; und Leibschmerzen, welche vom Trinken des Rio-Wassers herrühren sollen. Gicht und Leberkrankheiten sind selten. Aber nur in der Stadt und in der nächsten Umgegend giebt es Krankheiten; das etwas weiter entfernte Landvolk, die Gauchos, scheint ganz frei von Krankheiten zu seyn. — Caldcleugh fand auf seiner Weiterreise ins Innre ein krankes Kind, welches gerade ein Arzt besuchte; dieser erzählte ihm, acht Stunden im Umkreise seiner Wohnung gebe es keinen andern Arzt als ihn, aber trotz der Wohlfeilheit der Heilmittel, da ihm überhaupt nur zwei Heilkräuter bekannt seyen und dem grossen Wirkungskreise seiner Praxis, könne er von dem Ertrage seiner Kunst nicht allein leben.

Den Blattern, die früher grosses Elend anrichteten, ist durch die Schutzblattern-Impfung, welche Dr. Segurola, ein Mann, der seinem Vaterland überhaupt grosse Dienste leistete, Einhalt geschehn. Der damalige Staatssecretair (jetziger Gesandte in Grossbrittanien) Don Bernardino Rivadavia, hat eine

Impfanstalt errichtet, die auf Kosten des Staats erhalten wird.

Der obere Boden in Buenos Ayres ist leicht und Mergelähnlich; er deckt eine veste Thonlage, welche die Einwohner tosca nennen. Sie erstreckt sich nicht weit von der Stadt.

Der Rio de la Plata und der Parana gewähren dem Handelsverkehr grosse Vortheile. In fünfzehn Tagen können Schiffe den Parana und dessen Nebenfluss Paraguay aufwärts schiffen, bis zur Hauptstadt Assumpcion, wo der Fluss noch anderthalb Englische Meilen breit ist. Die Rückfahrt kostet fast eben so viel Zeit, weil das Gefälle des Flusses auf mehreren Breiten-Graden nicht stärker ist, als ein Fuss auf tausend. Der Uruguay durchläuft gleichfalls eine grosse Strecke, hat aber Stromschnellen und ist daher nicht so leicht zu beschiffen, als der Paraguay. Ein von Osten einfliessender Nebenfluss des Uruguay, Rio Negro, ist 40 Engl. Meilen von seiner Mündung aufwärts schiffbar.

Der Rio Tercero, der im Norden von Buenos Ayres unter dem Namen: Carcañal in den Parana fliesst, wäre mit geringen Kosten schiffbar zu machen; er entspringt im Westen von Cordoba (sehr bedeutende Hauptstadt des gleichnamigen Staats, 70 Deutsche Meilen nordwestlich von Buenos Ayres), lässt diesen Ort (Cordoba) 30 Stunden im Norden liegen, und strömt dann östlich. Er würde den nordwestlich gelegenen Provinzen einen sehr vortheilhaften Abzug für ihre Produkte gewähren. Der Parana nimmt alle kleineren Ströme aus Norden und Nordwesten auf. Viele Flüsse aber die auf den Cordilleras entspringen, erreichen das Meer nicht; da das Land ausserordentlich flach ist,

so breiten sie sich in Seen aus, oder werden von der Hitze aufgesogen. Ein grosser Theil der Pampas, in dieser Hinsicht Steppen vergleichbar, leidet grossen Mangel an Wasser. Das Land ist also nicht zur Anlegung von Canälen, die den Vereinigten Staaten von Nordamerika so grossen Nutzen schaffen, geeignet, selbst wenn die Bevölkerung dazu zahlreich genug und dafür gestimmt wäre.

Keine Stadt aber kann sich grössern Nutzen von der Einführung der Dampfböte versprechen, als Buenos Ayres, weil es von grossen Gewässern umgeben ist, wo die Gewalt des fast immer aus einer Gegend blasenden Windes die Segelfahrt langweilig und gefährlich macht. Auf Dampfböten könnten Waaren von und nach Montevideo, queer über den Rio de la Plata, und den Parana und Paraguay hinauf und herab kommen. England würde die Maschienen liefern, selbst Steinkohlen könnten als Ballast von Liverpool gebracht werden, und würden doch wohlfeiler seyn, als wenn man sie aus Concepcion in Chile (an Südamerika's Westküste) hohlte — wo sich freilich ungeheure Lager finden.

Wegen der ebenen Beschaffenheit des Bodens hat das Land keine Quellen; die Brunnen müssen bei und in Buenos Ayres sehr tief gegraben werden, da das Thonlager kein Wasser hat; erst unter demselben findet sich es, wahrscheinlich im Sand.

Der Staat Buenos Ayres liefert eigentlich keine Metalle. In der Gewehrfabrik, sagt Caldcleugh (I. S. 149), hatte ich Gelegenheit ein grosses Fragment der ungeheuren Masse Meteor-Eisens zu untersuchen, die in der Ebene Chaco am Pilcomayo (westlich vom Paraguay) gefunden worden ist. Die Regierung von

Buenos Ayres hat daraus ein Paar Pistolen und eine Kugelbüchse machen lassen, und sie dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten (James Monroe) geschenkt. Auch erhielt Caldcleugh Stücken Eisen-Krystalle in Octaëdern. Das Meteor-Eisen unterscheidet sich dadurch von dem Sibirischen, dass es kein erdiges Fossil eingemengt enthält, und also in dieser Rücksicht der Masse gleicht, die man bei Bahia gefunden hat. Die Oberfläche desselben ist nicht stark angelaufen (tarnished), aber sehr uneben. Die Arbeiter beklagen sich, dass es sehr spröde (tough) ist. Gleich allen andern in verschiedenen Erdgegenden entdeckten Massen dieser Art, enthält auch dieses Meteor-Eisen einen Antheil Nickel.

Die südlichen Ebenen, oder sogenannten Pampas, sind mit grossen Anschüssen Salz bedeckt, die gehörig benutzt, sehr wichtig werden können, wegen der grossen Menge Viehs und wegen des starken Abzugs, den eingesalzene Waaren auf dem Markt von Buenos Ayres finden. In frühern Zeiten pflegte jährlich im September eine grosse Gesellschaft mit vieler Feierlichkeit aus der Stadt zu ziehn, um das Salz zu sammeln, welches das abgeflossene Wasser auf der Oberfläche des Bodens zurück lässt. Es war aber sehr unrein, und das damit gepökelte Fleisch ward hart und übel schmeckend. — Da jetzt Salz genug eingeführt wird, so ist jener Gebrauch abgekommen. Die Indianer bringen Salz in Beuteln zu Markt; es ist regelmässig in Cuben kristallisirt und scheint an Seen gesammelt zu seyn. Doch an Speisen wird nur wenig davon verbraucht, weil gegen das inländische Salz überhaupt ein grosses Vorurtheil herrscht.

Der grösste Nachtheil, woran dieser Stadt leidet, ist der gänzliche Mangel an Bauholz. Der einsam wachsende Umbu ist der einzige einheimische Baum, und beschränkt sich noch dazu auf die nächste Umgebung der Stadt. Von den durch die Spanier eingeführten Obst- und andern Bäumen, gedeihn blos der Pfirschenbaum und der Oelbaum; diese wachsen schnell auf, so wie nur einige hoch genug sind, um den übrigen Schutz zu gewähren. Der Kirschenbaum ist sehr gewöhnlich, bringt aber nie Frucht, da die Blüthen immer durch die Winde zerstört werden; man zieht ihn so wie die Oelbäume, als Brennholz. An den Ufern der Küstenbäche (Cañadas) sieht man einzelne Weiden. Die Regierung hat Baumschulen anlegen lassen, welche den Landleuten für einen geringen Preis Sprösslinge liefern; diese Baumschulen werden in wenigen Jahren einen bedeutenden Gewinn abwerfen. Weinreben kommen gut fort; aber die Melonen und Aepfeln, die man im Ueberfluss findet, taugen nicht; — für jene ist das Klima nicht warm genug und für diese zu warm. Die Flora dieser Gegend ist überhaupt sehr einfach, welches vielleicht der Dicke des Thonlagers zuzuschreiben ist. Ganze Strecken sind mit derselben Sippe von Klee (Trifolium), andre mit blaublühenden Disteln (Carduus) bedeckt. Gemüse aus Europa würden gut gedeihn, aber ihr Gebrauch ist auf die Europäer beschränkt; denn die fast nur vom ohne Salz am Spiess gebratenen Fleisch lebenden Guachos, *) finden es verächtlich sie zu speisen, und betrachten einen Menschen, dem Gemüse schmeckt, wie ein Stück Vieh. — Kür-

*) Viehhirten, grösstentheils aus der Vermischung von Negerinnen mit Europäern oder Mulatten entsprossen. Sie sind unnachahmliche Reiter.

bisse sind die einzige Pflanzennahrung, die auf ihren Tischen kommt. (NB. Und doch kennen diese Menschen keine Krankheit und werden bei ihren Fleischspeisen sehr alt.) Das nördliche Ufer des Rio de la Plata unterscheidet sich aber auch in Rücksicht der Vegetation von dem südlichen, und hat viele und vielerlei Bäume und Pflanzen, die weiter landeinwärts (in Brasilien) mit jedem Schritte an Mannigfaltigkeit und Grösse gewinnen. — An einheimischen Säugethieren ist das Land nicht reich. Das biscachia (lepus biscao), findet sich häufig; es ist einem Kaninchen ähnlich; vor seiner Höhle wirft es einen Hügel Erde auf, und darauf sieht man gewöhnlich eine Eule, von einem Haufen Thierknochen umgeben. Das Armadill (Gürtelthier) ist in den Pampas häufig, und eine Reh-Art, die einen unangenehmen Geruch verbreitet. Die Unzen, deren grosse schöngefleckte Felle in den Läden zu Buenos Ayres so häufig sind, kommen der Stadt nicht nahe; sie überschreiten wahrscheinlich den Parana nicht, da d. rechte Ufer ihnen so wenig Schutz darbietet.

Die Vögel sind verhältnissmässig zahlreicher als die Säugethiere. Der Schwan des Rio de la Plata ist ein ungemein schönes Thier; sein Körper ist ganz weiss, der Kopf aber und ein Theil des Nackens schwarz. Er ist so häufig, dass seine Flaumfedern und sein Fell einen Ausfuhr-Artikel bilden. Man fängt ihn auf folgende Weise: Ein Mann geht ins Wasser mit drei grossen Holzkugeln; zwei derselben sind an dem Einen Ende eines langen ledernen Riemen bevestigt und die dritte am andern Ende, hält er in der Hand; so beschleicht er den Schwan und wirft die Kugeln so geschickt, dass sie ihm den Hals umschlingen und weil

sie von Holz sind, so kann der Vogel sich nicht durch Tauchen retten. Zwei Leute folgen und nehmen die Vögel auf.

Der Südamerikanische Straus (Emu, Nandu) findet sich sehr häufig in den Pampas. Er ist halb so gross als der Afrikanische, und seine Federn nutzen wenig. Mehrere Weibchen legen Eyer von gelblicher Farbe in ein gemeinschaftliches Nest, die vom Männchen ausgebrütet werden. Sie laufen ausserordentlich schnell, und werden von den Guachos mit Kugeln auf dieselbe Weise wie die Schwäne gefangen, nur dass die Kugeln von Stein und mit Leder überzogen sind.

Essbare Vögel und köstliche Fische sind in Ueberfluss vorhanden, aber fast durchaus keine giftige Amphibien. Auf der ganzen Reise von Buenos Ayres bis an die Chilische Gränze fand Caldcleugh nur eine Schlange; sie war weiss und klein. Auch die Insekten sind nicht mannigfaltig. Moskitos giebt es in der Stadt, aber sie sind nicht so beschwerlich als in Rio de Janeiro. Flöhe sind häufig; eine Art derselben hält sich im Grase auf, und wenn man sich an manchen Stellen niederlegt, so bedecken sie plötzlich den ganzen Körper.

Im Jahre 1788 wurden in der Nachbarschaft von Buenos Ayres fossile Knochen des Megatheriums oder Urfaulthiers gefunden; der damalige Vicekönig, Marques de Loreto, schickte 1789 das Gerippe nach Spanien, das erste und vielleicht das vollständigste Exemplar, was von diesem ungeheuren Petrefakt bis jetzt entdeckt ist; es befindet sich noch in Madrid. Es ward entdeckt, als man an dem Ufer des Flusses Luzan, etwa 15 Stunden westlich von Buenos Ayres eingrub. Vor einigen Jahren ist bei Areco, 16 Stunden

weiter, durch einen Soldaten ein Zahn dieses Thiers gefunden worden. Da jetzt mehrere Werke angefangen sind, welche Eingrabungen erfordern, so lässt sich erwarten, dass man noch viele Entdeckungen dieser Art machen werde. Nach Andeutungen von der Lebensart dieses Thiers, die aus dessen Baue hervorgehn, lässt sich schliessen, dass die Pampas zu dessen Aufenthalt sehr geeignet waren. (Sollte man es vielleicht im Innern noch lebendig antreffen?)

Kein Korn gedeiht hier besser als Weizen; er wird nicht nur für den Bedarf des Landes gebaut, sondern schickt auch bedeutende Ladungen nach Brasilien und den Parana aufwärts; vormals ward ein grosser Theil aus Chile hergebracht. Der Weizen ist mit Acheln versehn, kleinkörnig und enthält viel Mehl. Man ärndtet ihn jährlich zweimal, im September und Februar. Der Bauer macht eine kleine einstweilige Befriedigung, wühlt die Erde mit einem plumpen Pfluge oder einem — grossen Rindsknochen um, und bestreut sie dünne mit Samen. Die geärndteten Aehren schüttet man auf den Boden einer Scheune und um ihn auszudreschen, lässt man einige Pferde darüber hingalopiren! — So wird der Landbau in diesen Gegenden betrieben! Insekten und Regenwürmer schaden oft der Weizen-Aerndte. Es wird auch viel Gärste gebaut. Mais wird nicht sehr geachtet; man baut zwei Sorten; eine mit ganz weissem, weichen Samen; der Samen der andern ist hochgelb und viel härter.

Die grossen Landstellen (estancias) sind fast ausschliesslich der Viehzucht gewidmet. Einige derselben zählen 6000 Stück Pferde, ausser einer ungeheueren Menge Rindvieh. Die Grasungen haben mehrere deutsche Meilen im Umfange, und da diese

fortwährend mit dem fettesten Klee (alfalsa) bewachsen sind, so werden die Thiere dort wie gemästet.

Den Pferden wird sehr früh ein Zeichen eingebrannt, und wenn der, der sie auferzogen hat, sie verkauft, so werden sie noch einmal gezeichnet; geschieht dieses nicht, so kann jener sie zurückfordern. Man spricht oft von den wilden Pferden der Pampas bei Buenos Ayres; aber sie sind in der That so wenig wild zu nennen, als die Pferde der Stutereyen in Ungarn; sie gehören sämmtlich einem Eigner und sind alle mehr oder weniger gezähmt. Vor der Revolution durchzogen eigends dazu ernannte Beamte zu einer bestimmten Zeit im Jahre das ganze Land, fingen alles nicht bezeichnete Vieh ein, schnitten demselben die Ohren ab und erklärten es für Königl. Eigenthum. Kürzlich ist eine ähnliche Anordnung von der Regierung des Freistaats getroffen worden. Der grösste Theil der Hengste und alle Stuten werden blos um — der Haut — willen aufgezogen! — Es herrscht ein Vorurtheil, dass Stuten nicht zum Reiten und zu keiner Arbeit gebraucht werden müssen. — Ein Engländer trotzte im Jahre 1821 der öffentlichen Meinung in dieser Rücksicht, und ritt auf einer Stute durch die Gassen der Stadt; aber er ward dermaassen mit Koth beworfen und ausgeschimpft, dass er gezwungen war, die Sache aufzugeben. Der Preis eines Pferdes hängt von dem Orte ab, wo man es kauft. In Buenos Ayres ist ein gutes Pferd nicht unter 18 bis 20 Piaster zu haben; kauft man es auf dem Lande, etwas weit vom Markte, so kostet es nur vier bis fünf Piaster. Im Jahre 1821 zahlte die Regierung im Durchschnitt *drei* (schreibe 3) Piaster für einen guten Cavallerie-Hengst! — (Jeder sieht, dass es diesem Freistaat leicht ist, eine zahl-

reiche Reiterei zu halten. Er hat nicht nöthig, deshalb Geld ausser Landes zu schicken, noch die Conscribirten reiten lehren zu lassen.)

In Buenos Ayres werden Maulthiere nicht geachtet; in den Platastaaten hingegen, die den Cordilleras näher liegen, macht die Maulthierzucht einen Haupterwerbzweig aus. Mendoza, Cordova und Tucuman gewannen vor der Revolution ungeheure Summen für Maulthiere, die sie nach Chile und Peru lieferten.

Die ungeheure Zahl des Hornviehs und die daraus hervorgehende Wohlfeilheit des Fleisches, setzt alle Reisende mit Recht in Erstaunen. Man weiss kaum, was ein Pfund Fleisch kostet, da ein ganzer Ochse mit Haut, Talg und Hörnern, die einzigen Theile, die Werth haben, für fünf bis sechs Piaster zu kaufen ist, und man das schon einen hohen Preis nennt. Davon ist die Haut allein 3½ Piaster werth. Es ist daher nicht zu verwundern, dass man das Federvieh mit Fleisch füttert. Vor der Revolution war die Menge des Rindviehs gewiss noch einmal so gross. Obgleich der Absatz nur geringe und bei der Zucht kein Gewinn war, so hielt man doch aus Stolz und Ehrgeiz grosse Heerden; aber als dies Gefühl durch feindliche Einfälle der benachbarten Staaten und durch die Requisitionen der Regierung einmal vernichtet war, so trat bei den Landbesitzern Sorglosigkeit ein, und sie widmeten diesem Gegenstand keine Aufmerksamkeit mehr, weil sie sich seiner nicht ruhig erfreuen konnten. Der Vorrath hat daher bedeutend abgenommen; dazu kommt, dass die Brittischen Kaufleute allenthalben im Lande Aufkäufer umherschicken, welche die Eigner durch Silber und Waaren verlocken (Caldcleugh. I. 160.) ihr Vieh zu schlachten, und ihnen die Häute und Hörner zu

überlassen. Rivadavia, dessen Name man nie ohne Lobspruch nennen kann, bemerkte, welche Folgen dieses haben könne, und bewirkte, dass ein Gesetz im Hause der Repräsentanten durchging, worin strenge verboten ward, irgend eine Kuh zu schlachten, ausgenommen in den Gegenden, die an der Gränze der Indianer liegen, wo es im Fall plötzlichen Einbruchs unmöglich ist, die Kühe fortzutreiben. Da nun das Land ruhig geworden ist, und sich bald von den Verwüstungen der Anführer einzelner Streifcorps und der Indianer erholen wird, so wird bei der reichen Weide der frühere grosse Viehstand bald wieder heranwachsen.

Der Handel zwischen Grossbrittanien und Buenos Ayres ist für beide Ländern von grosser Wichtigkeit. (Daher hat ersterer diesen Freistaat nicht nur anerkannt, sondern auch bereits am 21. Febr. 1825 durch den General-Consul Woodbine Parish einen Handelsvertrag mit demselben abgeschlossen.) In dem Jahre, das mit dem 5. Januar 1817 endete, verschiffte Grossbrittanien für 388,487 Pf. Sterling Waaren nach Buenos Ayres; im Jahre 1822 segelten 167 Englische Schiffe mit Manufakturwaaren, Bier etc. dahin; in diesem Jahre (1822) betrug der Werth der dahin gesandte Waaren 1,164,745 Pf. St., ein fast beispielloser Zuwachs des Verkehrs. Im Jahre 1823 wurden auf 196 Brittischen Schiffen 6307 Ballen Baumwolle-Waaren, 283 Ballen Twiste, 1984 Ballen Wollenzeuge, 67 Ballen Seidenwaaren, 20 Ballen Strümpfe, 123 Ballen Stiefeln und Schuhe; 550 Ballen Leinen, 1069 Ballen Stahl- und Eisenwaaren, 2508 Fässer Porterbier, 2000 Körbe Steingut und Glaswaaren etc. eingeführt; Werth 1,200,000 Pf. Sterl. Ausgeführt wurden unter andern auf Brittischen Schiffen: 1 Million Stück Häute und das gesalzene

und getrocknete Fleisch von 250,000 Ochsen. Seit der Anerkennung hat der Handels und Unternehmungsgeist der Bewohner von Buenos Ayres ungemein zugenommen, sowie der Verkehr, woran auch die Nordamerikaner lebhaften Antheil nehmen, (sie führten 1824 70000 Fass Mehl und 1½ Millionen lange Ellen grobe baumwollen Zeuge (Shirtings) ein). Die Haupt-Ausfuhr-Artikel sind: Häute, Talg, Hörner, Haar, getrocknetes Fleisch, Wolle (?), Vicuña-Wolle (welche zu Hüten verwandt wird), Chinchilla- und Neutre-Häute, die aus den obern Platastaaten kommen. Im Jahre 1822 (siehe oben S. 26) kamen 957600 Pferde und Rindshäute in England an; und eine nicht viel kleinere Zahl ging nach Antwerpen und andern Continental-Häfen. Im Jahre 1821 segelten 322 Schiffe aus dem Hafenort Buenos Ayres, worunter 114 Brittische; im Jahre 1822: 304 Schiffe, worunter 167 Schiffe (die gleiche Anzahl, die eingelaufen war), im Januar 1823: 47 Schiffe, nämlich 7 Argentinische, gross 424 Tonnen, 21 Brittische, gross 3764 Tonnen; 9 Nordamerikanische, gross 2003 Tonnen; 7 Brasilische, gross 554 Tonnen; 3 Französische, gross 771 Tonnen; im Februar: 20 Schiffe: 3 Argentinische, gross 114 Tonnen; 6 Englische, gross 1027 Tonnen; 2 Nordamerikanische, gross 380 Tonnen; 4 Französische, gross 709 Tonnen; 4 Brasilische, gross 369 Tonnen; 1 Schwedisches, gross 284 T.; im März desselben Jahrs 10 Argentinische, gross 676 Tonnen; 5 Englische, gross 835 Tonnen; 5 Nordamerikanische, gross 840 Tonnen; 9 Brasilische, gross 810 Tonnen, 1 Dänisches, gross 204 Tonnen und ein Niederländisches, gross 150 Tonnen. Angelangt waren in diesen drei Monaten 132 Schiffe; im Januar: 9 Argentinische, gross 424 Tonnen; 13 Englische, gross 1574 Tonnen; 5 Nordamerikanische, gross

984 Tonnen; 4 Brasilische, gross 463 Tonnen; 2 Französische, gross 343 Tonnen; 2 Niederländische, gross 350 Tonnen; 1 Dänisches, gross 204 Tonnen; 1 Schwedisches, gross 254 Tonnen; im Februar: 9 Argentinische, gross 446 Tonnen; 13 Englische, gross 2669 Tonnen; 13 Nordamerikanische, gross 2605 Tonnen; 12 Brasilische, gross 1100 Tonnen; 2 Schwedische, gross 550 Tonnen; 3 Französische, gross 424 Tonnen; 3 Sardinische, gross 352 Tonnen; 1 Dänisches, gross 208 Tonnen; im März: 11 Argentinische, gross 571 Tonnen; 6 Englische, gross 1102 Tonnen; 5 Nordamerikanische, gross 1286 Tonnen; 15 Brasilische, gross 1150 Tonnen; 2 Französische, gross 448 Tonnen; 1 Sardinisches, gross 156 Tonnen; 1 Niederländisches, gross 102 Tonnen; 1 Dänisches, gross 60 Tonnen.

Der Verkehr beruht hauptsächlich auf den Austausch von Produkten; Silber ward in den letzten fünf Jahren nur sehr wenig von Rio de la Plata ausgeführt, vielleicht kaum 100,000 Piaster. Die Franzosen kaufen hier Thran (oil) aus Pferde- und Maulthierfett bereitet ein; wozu sie ihn gebrauchen, konnte Caldcleugh nicht erforschen. Sie führen auch Maulthiere nach Isle de France (ihrer ostafrikanischen Insel) aus! — (Diese könnten die Britten in ihrem Caplande gebrauchen.)

Der bis 1821 gestörte Zustand der Platastaaten hat nothwendigerweise den Flor des Wohlstandes, und die Hinneigung zu ruhigem Genuss und zum Luxus ausserordentlich beschränkt. Wenn man erwägt, wie lange in den einzelnen Staaten Anarchie geherrscht hat, so ist es wahrlich höchst wunderbar, dass schon der Handel bis auf die jetzige Höhe hat wachsen können. Die Zollhauseinnahme von Buenos Ayres

sind wenig geringer, als die in Rio de Janeiro. (Wobei zu bemerken, dass sich die Menschen am Plata als freie Bürger ihres Leben erfreuen, die in Brasilien aber — in einem andern Verhältnisse leben. —)

Der innländische Verkehr ist noch unbedeutend, wird aber gewiss dereinst und hoffentlich bald von höchster Wichtigkeit werden. Der einträglichste Handel war der mit Yerba oder Paraguaythee; doch seit 1816 hat der Dictator von Paraguay, Herr Doctor Francia, dessen Ausfuhr aus seinem Staate verboten — wenige Ballen ausgenommen, die unter gewissen Umständen (?) (Caldcleugh bezeichnet sie nicht näher) ausgehen dürfen. Im Jahre 1814 kamen 200,000 Ballen à 7, 8 bis 9 Arroben (210, 240 bis 270 ℔) mässig angeschlagen werth eine Million Pfund Sterling stromabwärts nach Buenos Ayres. Dieser Thee ist in ganz Süd-Amerika so allgemein in Gebrauch, als bei uns der China-Thee (wovon die Englisch-Ostindische-Compagnie allein 1822, 27,893,565 ℔ verkaufte und wovon England im Jahre 1821 allein 22 M. ℔ verbrauchte!) Er wird in allen Krankheitsfällen als Heilmittel verschrieben, und ist zugleich die angenehmste Arzney, die sich denken lässt. Eine Dame in Buenos Ayres erzählte Herrn C., ihr Arzt habe ihr täglich zehn Tassen (mattés) verordnet. (Wenns nicht hilft, so schadets auch nicht — und ist wenigstens heilsamer als Valeriana, Castoreum, Serpentaria und andre Modemittel Europäischer Medicaster.) Selbst ohne Zucker, wie man ihn gewöhnlich nimmt, schmeckt er ganz angenehm. Man wirft eine kleine Gabe Blätter (etwa so viel, als man mit drei Finger fassen kann) in einen Kalabasse oder Theetasse, die oben mit einem Schilfrohr oder einem Röhrchen von Silber (bombilla genannt) versehn ist; dann wird

(heisses) Wasser darauf gegossen, und der Aufguss durch die Röhre aufgesogen. Die Yerba besitzt gewiss treffliche magenstärkende (stomachic) Eigenschaften, und „als ich das Land verliess, sagt Caldcleugh, entbehrte ich dies Getränk ausserordentlich. Das Genus dieser Pflanze (St. Helier bestimmte sie als Ilex matta) ist ausgemittelt. Keiner von dem Samen, dem schwarzen Pfeffer ähnlich, die ich nach England brachte, ist (wahrscheinlich in Ermanglung richtiger Behandlung) aufgegangen, doch ist zu glauben, dass die Pflanze in England mit Erfolg gebaut werden kann *). Von Termeyer, der einige Jahre unter den Guaranis lebte, aber behauptet, dass es ihm nicht gelungen sey, ihn bei seiner Rückkehr, in Italien zum Wachsen zu bringen **)." Die Yerba, die jetzt in den obern Platastaaten und in Chile verbraucht wird, ist die palo (oder Brasilische) die halb aus Stengeln besteht, und gar keinen feinen Geschmack (flavour) hat. Um die Aechtheit der Yerba zu erproben, legt man davon ein wenig in die flache Hand und bläst hinein; bleibt nichts übrig, so betrachtet man ihn als verdorben und ohne Geschmack. Die Guarani-Indianer brachten den Spaniern zuerst eine Liebe zu diesem Getränke bei.

Die nördlich und nordwestlich von Buenos Ayres liegenden Platastaaten liefern bei sehr verschiedenem Klima so verschiedene Produkte, dass der Verkehr mit

---

*) Daran ist sehr zu zweifeln. Paraguay ist ein ungemein heisses Land, dessen gewöhnliche Temperatur im Sommer auf 85° Farenh., und in heissen Tagen bis auf 100° steigt. Anmerk. d. H.

**) M. s. unsere Frage III. Heft des Columbus S. 267. — Sie ist in Obigem einigermaassen beantwortet.

denselben immer bedeutender werden muss. Die nördlichen erzeugen Tobak und Baumwolle, und wenn Paragnay offen ist, Yerba, sämmtlich Waaren, die in Buenos Ayres sehr gesucht sind. Tucuman und Oberperu — können einen höchst bedeutenden Werth an edlen Metallen liefern. Die warmen Thäler der Anden sind dem Wachsthum der Weinreben so günstig, wie Spanien, Madera und Ungarn; aus Mendoza und S. Juan werden jährlich 12000 Fass (barrels) an den Rio de la Plata gebracht und gegen Brittische Waaren ausgetauscht. In einem grossen Theile dieser Gegend von Südamerika werden bis jetzt blos Englische Waaren bekannt (welch ein Wink für andre Länder!) und gegen Artikel eingetauscht, die bis dahin unbenutzt vor den Thüren der Hütten verfaulten und als werthlos betrachtet wurden. „An einigen Orten, die ich besuchte (sagt Caldcleugh I. S. 165), und die zuvor nie ein Fremder betreten hatte, ja wo man glaubte, die Altspanier wären die einzigen Europäer und alle übrigen ihnen unterthan — sah ich Waaren von Englischer Fabrik in täglichem Gebrauche, wenn auch nicht für die Zwecke verwandt, wozu ihr Verfertiger in Birmingham sie bestimmte. In wenigen Jahren wird sich der Englische Handel verdoppeln (und verdreifachen, wenn andre Nationen still sitzen!). So wie die Ruhe vollkommen hergestellt ist, werden sie uns noch mehr Manufakturwaaren abnehmen, die wir ihnen vor ihre Thüre bringen (ja wohl vor die Thüre — man lässt ja selbst in Mexico hausiren!) — und zu Preisen anbieten, denen sie nicht widerstehn können (they know not how to resist). Da die weisse Bevölkerung klein ist, so ist die Quantität der verbrauchten Waaren bestimmt und beschränkt; aber

man muss bedenken, dass die Indianer-Stämme, deren Seelenzahl durchaus nicht zu beurtheilen ist, sämmtlich beritten sind, und ungemein viele Häute liefern können, ein Artikel der in Europa sehr gesucht wird. Sie sind sämmtlich dem Trunk ergeben — und mit der Zeit werden sie aufhören sich ihren chicha (s. Columbus Mayheft, S. 433) zu bereiten, und den Wein und Branntwein der Creolen einführen. Viele Indianer aus der Nachbarschaft von la Paz (in Oberperu) machen zu Fuss in 10 Monaten den Weg nach Buenos Ayres, während sie die ganze Zeit hindurch mit Heil-Gummi, Mattétöpfen (zur Bereitung des Paraguaythees) und andern kleinen Artikeln handeln. —

Gleich nach der Revolution wuchs der Wohlstand sehr — war aber seitdem sehr im Schwanken. 1814 wurden in Buenos Ayres 20000 Tonnenlast eigne Schiffe gebraucht; in den Unglücksjahren der innern Unruhen 1819 und 1820 sank sie auf 8000. Seitdem nahm sie von Jahr zu Jahr zu. Der Werth der Ländereyen war demselben Schwanken unterworfen; 1821 kaufte Don Manuel Escalada eine Estancia (Vieh-Meyerey) eine Quadratlegua gross, und mit Vieh wohl versehn, für 6000 Piaster. — Kein weisser Südamerikaner hat hier bedeutende Capitalien gesammelt. Ueberhaupt herrscht in Buenos Ayres nie der grosse Unterschied von Millionären und Blutarmen Weissen wie in Peru, Mexico etc. Es herrscht dort eine gewisse Gleichheit der Glücksumstände, die für einen Freistaat höchst günstig ist. Der Zinsfuss, der durch kein Gesetz geordnet ist, ist wegen des Geldmangels 2 — 3 pCt monatlich. 1821 ward eine Nationalbank errichtet, die jetzt sehr vielen Credit hat.

Der individuelle Genuss der Bewohner von Buenos Ayres ist sehr beschränkt; als Nahrungsmittel nehmen sich fast nichts als Fleisch und Yerba matté (Paraguay-Thee) zu sich; ihren Kleidern widmen sie nur geringe Aufmerksamkeit. Der Poncho (ein shawlähnliches, langes Stück wollen Zeug in der Mitte mit einem Loche, wodurch hin der Kopf gesteckt wird) bedeckt ihre Schultern, und das Fell vom Hinterbein eines Pferdes liefert ihnen einen schönen Stiefel, ohne der Hülfe des Handwerkers zu bedürfen; dazu kommen, (wie in Colombia) ein Paar ungeheure Sporen und ein grosses Messer (manchetta?) im Gürtel, und die Tracht eines Guacho ist vollendet, ausgenommen in besondern Fällen, wo zierliche Knieebänder getragen werden. Die höhere Klasse kleidet sich ganz Spanisch; der grosse Mantel, eine fast nothwendige Bekleidung, in einem Lande, wo auf Unterkleidung wenig geachtet wird, behauptet sich noch. Die Damen tragen Englische und auch wohl Französische Moden; ziehn aber doch die ersteren im Allgemeinen vor. — Die Häuser in Buenos Ayres sind schlecht möblirt; wie in Brasilien fehlt auch hier manches Hausgeräth und manche Bequemlichkeit, welche der gebildete Europäer ungern entbehrt. Geselligen Vergnügungen sind die Einwohner sehr ergeben. Das Schauspiel ist ein Lieblingszeitvertreib und seit kurzem ist ein neues Schauspielhaus erbaut, welchem besondere Vorrechte bewilligt sind. Das neue Gebäude ward längst gewünscht; das frühere Theater war so vortrefflich gelüftet, dass man in den Zwischen-Akten die Magellanischen oder südlichen Wolken *) zu studiren Gelegenheit hatte. Es gab dort

*) Southern-Magellan- oder antarktic clouds sind drei blasse, weisse Lichtwolken, die gleich nach Sonnenuntergang

keine Sitze, und wer hinein ging, musste sich die eignen Stühle nachtragen lassen. Eine Logenreihe war für die Damen vorbehalten, wo sie von den Herren nicht begleitet wurden, und sie also von aller Belästigung frei waren. — Die Stiergefechte waren eine Zeitlang gänzlich abgeschafft; die Regierung hat sich jetzt das Recht vorbehalten, sie zu erlauben; doch für jedes einzelne Spiel ist eine ausdrückliche Erlaubniss nöthig, und dem Stiere müssen zuvörderst die Hörner abgesägt werden. Jede angesehene Familie hält eine Tertulia oder Abendgesellschaft, wobei eine gewisse Anzahl von Personen, die das Haus zu besuchen pflegen, zugelassen werden, und wo man auch Fremde mit grösster Höflichkeit und Herzlichkeit aufnimmt. Gewöhnlich ist der weibliche Theil der Familie allein; der Vater und die erwachsenen Brüder besuchen entweder eine andre Tertulia, oder führen politische Gespräche im Kaffeehause. Die gewöhnlichen Unterhaltungen in solcher Tertulia sind Spanische Reihentänze, aber weit schöner, als die welche man unter dem Namen, Spanish-Country-dance, in England kennt; Walzer, Menuet und ein Tanz mit Gesang, der von den Anfangsworten, womit die Dame beginnt: Cielito, mi Cielito! Cielito (Himmelchen) heisst. Auch Musik bildet einen Theil der Unterhaltung und viele Damen spielen und singen ganz artig. Erfrischungen sind in Ueberfluss vorhanden, und etwa um 11 Uhr bricht

---

am südlichen Himmel — selbst wenn dieser ganz klar ist — erscheinen, so wie man etwa den 20° Süderbreite passirt ist. Diese Wölkchen des Südpols — am Nordpol ist bekanntlich dergleichen nicht zu sehen — sind wahrscheinlich, wie das Zodiakallicht, Meteore unsers Sonnensystems. — Anm. d. H.

die Gesellschaft auf. Solche Tertulia findet jeden Abend statt. Die Damen zeigen sich ungemein fein und freundlich, Eigenschaften, die nicht aus verfeinerter Erziehung, sondern aus angeborner Gutmüthigkeit hervorgehn; vornämlich sind sie auch aufmerksam gegen Fremde und ein Portugiese in Rio de Janeiro machte gegen Caldcleugh die Bemerkung, dass dieser im Begriff sey, sich zu Leuten zu begeben, welche die Fremden ihren Landsleuten vorziehn. (Bekanntlich hat man diesen gewissermaassen ehrenden Vorwurf auch den Hamburgern gemacht.) In Rücksicht der Zahl und der glänzenden Aufnahme haben diese Gesellschaften durch die Revolution, welche die Fackel der Zwietracht zwischen manche Familien warf, etwas abgenommen; für die Fremden, namentlich für den Britten — sind sie aber noch höchst angenehm geblieben. *) — Viele Eigenheiten der Bewohner von Buenos Ayres sind aus der besondern Beschaffenheit des Landes, welches die Viehzucht so sehr begünstigt, abzuleiten. Die grösste Freude gewähren die Pferde; jeder besitzt deren eine Menge und nicht selten verschwendet er auf deren Schmuck den Reichthum, den er auf die eigne Kleidung nicht verwendet. Das Pferd wird vor die Thüre gebracht und

*) Man vergleiche, was Cochrane (s. Columbus, Maiheft S. 380 und Junih. S. 473) von ähnlichen Abendgesellschaften in Caracas und Bogota erzählt. — In Colombia ist fast die ganze feingebildete Gesellschaft — namentlich in Rücksicht der Frauen — durch die Gräuel des Vernichtungskriegs untergegangen, oder in tiefe Armuth gerathen, so dass dort nur noch Andeutungen dessen, was sich früher fand, übrig geblieben ist. In Buenos Ayres sind die meisten Familien geblieben, was sie früher waren. Mit Colombia verglichen, hat dies Land — wenig gelitten. Anm. d. H.

aufgezäumt, um jeden Augenblick für den Eigner bereit zu seyn, der so wenig daran denkt, über die Strasse zu gehn, als eine Fussreise zu unternehmen. Der Bewohner von Buenos Ayres ist immer zu Pferde; die Netze hängt der, der fischen will, an den Sattel und der Guacho badet zu Pferde und schwimmt um dasselbe herum. Der berittene Bettler hält an der Ecke der Strasse und fleht um Almosen; sein Pferd ist so wenig ein Beweis, dass er keine milde Gabe verdiene, als die Hosen eines Englischen Bettlers. — Die Bettelei ist jetzt sehr unterdrückt (sogar durch Armenkolonien), früher aber bettelten selbst Leute vom Stande, wobei sie an den Bettelmönchen ein gutes Beispiel hatten. Einst bemerkte ein Mönch, der dem Gouverneur Manuel de Saratea, (er war es im Jahre 1820) ein Geschenk machen wollte, eine schöne Turteltaube auf dem Markte; er erkundigte sich nach dem Preise, sagte, er wolle sie kaufen und bald mit dem Gelde zurückkehren; sie ward für ihn zurückgelegt, er ging darauf an die Ecke einer nahgelegenge Strasse und bettelte dort mit so gutem Erfolge, dass er bald das Geld zusammen hatte; er bezahlte die Taube und schickte sie dem Gouverneur. Dieser, der gerade im Nothfall war, eines Freundes zu bedürfen, weil er bald durch eine gegen ihn empörte Parthei zu einer schnellen Abreise genöthigt werden konnte — schenkte die merkwürdige Taube dem Brittischen Commodore eines auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes; und noch an demselben Abend war der Gouverneur gezwungen sich einzuschiffen (am 2. Mai 1820). — Die Art, wie die Guachos mit der Lederschlinge (gleich den Llaneros in den Ebenen von Colombia) Pferde und Rindvieh fangen, ist bekannt. — Die Spanische Sprache, die in

Buenos Ayres gesprochen wird, ist eine Mundart und keineswegs rein Kastilianisch. Viele sehr gebräuchliche Worte werden schlecht ausgesprochen. Statt Cavallo (Pferd) (Cavaljo) spricht man Cavadjo, statt yo — (i-o) ja! — spricht man: jo. Manche Worte, die im Mutterland keine schlechte Nebenbedeutung haben, sind in Buenos Ayres aus der Conversation als unschicklich strenge verbannt. — So lange noch Buenos Ayres unter Spanischem Joche schmachtete, wurden dem öffentlichen Unterrichte grosse Schwierigkeiten in den Weg gelegt; es war nicht erlaubt, auch nur die gewöhnlichsten Schulen zu errichten nnd die vorhandenen standen unter strenger Aufsicht der Mönche. Gegenwärtig sind ausser vielen Privat Instituten, einige grosse nach dem Bell-Lancasterschen Systeme und zwar auf Kosten der Regierung errichtet. Vor einigen Jahren ist namentlich auch durch die Unterstützung einiger Englischen Kaufleute eine grosse Bibliothek angelegt; sie bestand anfangs aus 12000 Bände, ist aber seitdem sehr vermehrt; sie ist vortrefflich eingerichtet und den gedruckten Berichten zufolge ward sie vom 31. März bis 31. Dec. 1822, von 2960 Personen besucht, worunter 369 Fremde. *) Der Dr. Segurola (s. oben S. 16) besitzt eine treffliche Privatbibliothek. Eingeführte Bücher erlegen durchaus keinen Zoll und die Menge der ins Land gebrachten und tief ins Innre verbreiteten Französischen Büchern, ist in der That erstaunlich. Bis jetzt sind wenig, bedeutende Werke in Buenos Ayres gedruckt; das ausgezeichneteste ist des Dechanten Funes „Enseyo de la Historia Civil del

*) Man vergleiche was Caldcleugh (Juniheft S. 523) in dieser Hinsicht über Brasilien sagt.

Paraguay, Buenos Ayres y Tucuman (Versuch einer bürgerlichen Geschichte von . . . . .), die den Verfasser unvergesslich machen wird. Wissenschaftliche Zeitschriften erscheinen nicht, unter den Zeitungen sind der Argos und die Centinela die besten. Während der Regierungsveränderungen und innern Zwiste erschienen eine Menge von Flugschriften. Rivadavia strebte redlich, den Geist seiner Mitbürger auf literarische Gegenstände zu richten. Er stiftete im Januar 1823 eine Litterarische Gesellschaft und veranstaltete eine Sammlung von National-Liedern, die er auf seine Kosten drucken liess. — Der Einfluss des Katholicismus ist durchaus nicht bedeutend; er scheint vielmehr (ganz wie in Colombia) noch abzunehmen, wozu die Veränderungen mit der Klerisey, die Aufhebung der Klöster etc. wesentlich beigetragen haben. Es herrscht der Geist der Duldung überall, und welches auch die individuelle Ansicht der Einwohner seyn mag, so entschlüpft ihnen doch gegen Fremde kein Wort, welches andeuten könnte, dass man sie für Ketzer hält. Zwischen Katholiken und Protestanten sind bereits viele Ehen abgeschlossen, ohne dass deshalb Streitigkeiten entstanden wären; und man hat der Frau den ganzen religiösen Theil der Ehe anheimgestellt. (Heisst wohl so viel, als man lässt die Kinder in derjenigen Kirche erziehen, welche die Ehefrau bekennt. —) Die Sitten der höheren Klassen der Gesellschaft sind im Ganzen lobenswerth und bei der Gelegenheit, welche jetzt die heranwachsende Jugend findet, sich auszubilden, werden ihre guten Anlagen die besten Früchte tragen. Man darf behaupten, dass die Sitten in diesem Freistaat weit besser sind, als in vielen Europäischen Städten; (Caldcleugh I. S. 178) nirgend trifft man

in Buenos Ayres die Verläumdungs- und Verkleinerungssucht, wodurch sich die Kreise mancher transatlantischer Städte auszeichnen; auch herrscht im Handel preiswürdige Rechtlichkeit. Die Trägheit, die mehr oder weniger alle Volksklassen beherrscht, ist der grösste Vorwurf, welchen man gegen das neue Land vorbringen kann. Die höheren Klassen, so wohlhabend, dass sie alle Nothwendigkeiten des Lebens und manche künstliche Bedürfnisse bestreiten können, fühlen keine Neigung für Anstrengung, die den Bewohner des nördlichen Gegenden charakterisirt. Die unteren Klassen sind noch träger, und das hat in einem neuen Lande die schlimmsten Folgen; sie haben einen wahren Abscheu vor aller ermüdenden Arbeit; sie versitzen den ganzen Tag in einer pulperia (Branntweinschenke), spielen ein wenig Bewegung forderndes Spiel, trinken, wenn das Glück ihnen günstig — und erdolchen nicht selten in einem Anfalle von Wuth den Glücklicheren. Zahlos sind die Kreuze an den Thüren der pulperias, welche bezeugen, dass darinnen solch ein todtbringender Zank geherrscht hat. Bei dem kleinsten Wortstreit wird der poncho um den linken Arm geschlungen, während die Rechte das Messer schwingt; glücklicherweise enden nur wenige dieser Kämpfe mit einer tödtlichen Wunde. Sie gebrauchen das Messer mit grosser Geschicklichkeit, morden sie aber, so trifft der Stoss sicher durchs Herz. — Jetzt sind gesetzliche Verordnungen erlassen, um diesem Unfug möglichst zu steuern. Degen, Messer und andere Waffen dieser Art (armas blancas) darf niemand mehr bei sich führen, und um die pulperias zu vermindern, müssen die Besitzer derselben eine schwere Abgabe zahlen. Nur in einer Aufwallung mordet der leicht gereizte Bewohner dieser Gegenden.

Vorbedachte Mordthaten sind selten. Sonst ist das Volk gutmüthig und ausserordentlich ehrlich. Aber Erwerbsfleiss mangelt. Der Mann wartet seiner Pferde und bekümmert sich weiter um Nichts. Das Weib ist Sklavin und muss ihre Seelen- und Körperkräfte für den Mann anstrengen. Die Kuh ist ihrer Sorgfalt anvertraut; sie melkt so viel als die Familie bedarf, mehr nicht. — Butter und Käse sind wenig bekannt. Tritt ein Fremder in eine Hütte, so setzt die Frau ihm einen Stuhl — oder einen Ochsenkopf hin, um sich darauf niederzulassen — aber der Mann steht nicht auf; er freut sich über den Besuch, aber er würde sich nicht freuen, wenn es ihm die kleinste körperliche Anstrengung kostete. Der Fremde darf selbst an den Heerd gehn, wo in einem kleinen Kupfernen Topf das Wasser zur Matté kocht; er nimmt sich selbst Fleisch vom hölzernen Spiesse — er muss es selbst thun; fordert er von dem Guacho irgend eine Hülfsleistung, so nimmt dieser das leicht übel, oder ruft sein Weib, ohne den Kopf umzuwenden. Nichts befremdet sie mehr, als wenn sie sehn, dass sich ein Ausländer mit seinem Gepäcke beschäftigt und selbst nach allem sieht; sie scheinen ihn von Herzen zu bemitleiden. So leben die Guachos in der Nähe von Buenos Ayres. Sie sind zum Theil bei Herren angestellt, denen die grossen Estancias (Viehzucht-Landstellen) gehören, die ihnen Lebensunterhalt und etwas Lohn gewähren deren Dienst sie ohne Schwierigkeit verlassen, und, ohne dass man es bemerkt, irgend wo anders hinziehn. — Dadurch werden sie oft Landstreicher und selbst Strassenräuber, und überhaupt ist es in den Pampas nicht leicht, Gesetze mit Strenge durchzusetzen. Die Guachos haben einen

Abscheu vor einem regelmässigen, erwerbfleissigen Leben. Doch sind sie bei weitem nicht so ausgeartet, als man vermuthen sollte, und daher darf man nicht ungünstig über diese harmlose Menschen urtheilen.

Im Jahre 1821 ward eine Volkszählung vorgenommen, aber nie öffentlich bekannt gemacht. Die Stadt soll 80,000 Einwohner (nach andern 70,000) haben; Caldcleugh behauptet, sie enthalte wenig über 65,000 E. (nach dem Nordamerikaner Rodney nur 60,000). Die Bevölkerung des Staats (Argentina) schätzt Caldcleugh mit Ausschluss der Stadt, auf 80,000 (Rodney, mit Einschluss der Stadt auf 120,000, und Graham mit Einschluss der civilisirten Indianer auf 250,000). Die bürgerlichen Unruhen und das Vorrücken der Indianer, hat die Bevölkerung in Bewegung gesetzt, mehrere Dörfer sind, weil man dort keine Sicherheit fand, verlassen und ihre Bewohner haben sich in der Stadt niedergelassen. Verhältnissmässig zahlreiche Kriegsschaaren sind nach Chile und Peru gezogen, um diesen Ländern in ihrem Freiheitskampfe gegen die Spanier beizustehn. Daher ist es merkwürdig, dass sich die Bevölkerung nicht noch mehr vermindert hat. Die Weissen, besonders die Frauen, erreichen ein hohes Alter und sind auch dann noch munter und stark (Vorzug vor den Colombiern). Die weibliche Bevölkerung übersteigt die der männlichen bei Weitem, vielleicht im Verhältniss von 1 zu 7 oder gar von 1 zu 13. (Caldcleugh I. S. 184). Es werden wirklich eine weit grössere Zahl Mädchen als Knaben geboren. Dem Kirchenregister des bevölkersten Sprengels, S. Nicolao, zu Folge, wurden geboren: Im August 1820: 30 Knaben, 37 Mädchen; im Januar 1821: 17 Knaben, 11 Mädchen. Es starben

im August 1820: 10 männl. und 8 weibl. Geschl. und im Januar 1821: 14 männl. und 9 weibl. Geschl. Viele Todesfälle trafen im 70. und 80. Jahre; mehrere in 110 und 114 Jahre. — Hoffentlich wird die Bevölkerung rasch zunehmen, da jetzt Ruhe und Sicherheit herrschen.

Auch die Pampa-Indianer, deren Zahl, wegen ihrer Lebensart als Nomaden, schwer auszumitteln ist, stehn zum Theil mit Buenos Ayres in Verkehr und scheinen sich zu vermehren. Die übrigen haben durch die Blattern und andere ihnen von den Europäern zugebrachte Krankheiten — viel gelitten. Weil es in den Plataländern keine Bergwerke und keinen Plantagenbau giebt, so bedurfte man hier viele Jahre hindurch keiner fremden Sklaven. Die Eingebornen wurden von den Jesuiten angehalten, für ihren Mundbedarf zu sorgen. Weil sich aber die Indianer in den innern Bergwerks-Distrikten sehr verminderten, so wurden auch über Buenos Ayres von Britten, Franzosen und Niederländern Neger eingeführt; ihre Zahl war aber nie bedeutend. Dieses giebt den Einwohnern der Platastaaten einen entschiedenen Vorzug vor ihren Brasilischen Nachbaren. Während der ersten Revolutionsjahre kaufte die Regierung, wegen des grossen Mangels an Soldaten, mehrere 1000 Neger von ihren Herren, um den Chilianern und Peruanern Beistand zu leisten. *) Diese Ankäufe dauerten bis 1822, wo beschlossen ward,

*) Ein Theil derselben formirte das Negerregiment, welches im Februar 1824 in Callao revoltirte und die Stadt dem Spanier Rodil überlieferte. Ein neuer Beweis, wie unzuverlässig solche erkaufte Horden sind. S. Columbus Maiheft S. 463. Anm. d. H.

dass für diesen Zweck nicht weiter Staatsgeld gespendet werden sollte. Im Januar 1823 verordnete der Nationalcongress, dass von dieser Zeit an, alle von Sklaven gebornen Kinder frei seyn sollen. Durch diese Verhältnisse und Verordnungen hat sich die Zahl der Negersklaven ungemein vermindert; das Verhältniss der Freien zu den Sklaven ist wie 9 zu 1. Auch ist die Sklaveneinfuhr strenge untersagt. Die Einbringung fleissiger Familien hat der Congress aufgemuntert und solche Ausgewanderte geniessen grosser Vergünstigungen in einem Klima, welches für Europäer so sehr geeignet ist.

Das Frühstück und der Heber.

Eine Colombische Anekdote.

„Die vielen Beweisen der Aufmerksamkeit, erzählt Capt. Stuart Cochrane in seiner Reise 2. Bd. S. 173, die mir von angesehenen Männern, besonders auch von den Mitgliedern der Colombischen Regierung in Bogota zu Theil geworden waren, bestimmten mich denselben durch eine Einladung meine Dankbarkeit zu bezeugen. Eigentliche Gastmähler waren kürzlich viele gegeben; ich hielt demnach ein Frühstück für das Zweckdienlichste. Der Vicepräsident (General Santander) war so gefällig mir auf meine Bitte den Tag vestzusetzen, woran er mich mit Seiner Gegenwart beehren wollte und ausser ihm lud ich etwa noch siebenzig Personen ein, die ersten Regierungsbeamte, angesehene Bürger und Fremde. Es war diese Zeit überall in Bogota von der Austrocknung des weit berühmten See von Guatavita (unweit von Bogota)

die Rede. Da ich mich einem Gesellschaftsverein, diese für unmöglich geachtete Arbeit ausführen zu lassen, angeschlossen hatte, so benutzte ich die Gelegenheit, um jenen Herren die Art, wie diese Unternehmung am füglichsten zu Stande gebracht werden könne, anschaulich zu machen. Ich liess demnach einen grossen Heber machen, welcher Wasser, womit ein Gefäss, das den See von Guatavita vorstellte, gefüllt war, in ein andres Gefäss, das tief unterhalb jenem und ziemlich davon entfernt stand, hinüberbringen sollte. Diese Vorrichtung liess ich auf einem Hofplatze aufstellen, um die Gesellschaft vor dem Frühstück damit zu unterhalten und derselben zu beweisen, dass wenn die früheren Mittel, den See zu entleeren, auch fehlgeschlagen wären, ein Heber doch gewiss günstige Wirkung leisten würde. Dieses Werkzeug, in Europa fast jedem Kinde bekannt, hatte bis dahin Colombia's Innre nicht erreicht, und dessen Eigenschaften waren nur wenigen zu Ohren gekommen. Am vestgesetzten Tage begab ich mich in den Pallast, und führte den Vicepräsidenten (so heischt es die Colombische Sitte) in das Haus meines Freundes, Señor Rovera, welcher mir dasselbe bei dieser Gelegenheit zu leihen die Güte hatte. Als die Gesellschaft versammelt war, vertheilte ich die Entwürfe der Unternehmung zur Austrocknung des Sees, nebst Berechnung der Unkosten, wenn er mittels eines Hebers abgezogen würde, und die Angabe der Zeit, worin dieses zu Stande gebracht, werden könne. Ich wollte nun durch einen Knaben, dem ich früher den Handgriff gezeigt hatte, die Luft aus dem Heber ziehn lassen, doch der Knabe konnte nicht damit fertig werden, wahrscheinlich, weil ihn die Anwesenheit der Zuschauer ängstlich machte; — da riefen

mehrere Colombische Herren: „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? Capitain, es wird nichts ausrichten! wie ist es möglich, dass eine krumme Röhre, Wasser aus einem Gefässe ins andre bringen kann?" — Fast alle schienen geneigt, sich auf meine Unkosten satt zu lachen; ich ging also selbst in den Hofplatz; augenblicklich gelang es mir die Luft auszuziehn, und schnell floss das Wasser von einem Gefäss ins andre. Viele wollten kaum ihren Augen trauen; ich musste den Versuch mehrere male wiederholen; die Erklärung, die ich ihnen von der natürlichen Ursache der Wirkung des Hebers gab, genügte ihnen kaum. — Sogleich stiegen die Guatavita-Aktien im Preise, und das kleine Schauspiel, welches man in Europa kaum eines Blicks gewürdigt hatte, erregte Beifall und heitre Laune. Um 2 Uhr begann das Frühstück; alle Speisen wurden kalt servirt, die Suppen ausgenommen. Es ward wacker getrunken; jeder brachte eine Gesundheit aus; es wurden treffliche Reden gehalten und manches herrliche Lied gesungen. Der Vicepräsident äusserte seine Freude, sich von vielen Ausländern umgeben zu sehen; und die Hoffnung, Colombien werde stets mit Grossbrittanien durch die vestesten Bande der Freundschaft verbunden bleiben. Erst um 7 Uhr entfernte sich der Vicepräsident, und die Gesellschaft blieb bei diesem Frühstück fröhlich und heiter bis Mitternacht — beisammen."

(Da unsere Leser vielleicht erfahren möchten, ob und wie die Entleerung jenes See's wirklich bewirkt sey, so wollen wir hier sogleich die darauf bezüglichen Stellen aus Cochrane's Tagebuche gesammelt im Zusammenhange folgen lassen. Das Werk enthält nur

einzelne hingeworfene Notizen, die in ihrer ursprünglichen Folgenreihe wörtlich übersetzt, für Deutsche Leser eine unverdauliche Lectüre seyn werden.

Die Redaktion.)

Der Gold-See von Guatavita,

unweit Bogota.

Der See von Guatavita liegt bei dem gleichnamigen Orte (400 Einwohner), 8 Stunden nördlich von Bogota, in einer gesunden, angenehmen, kalten Gegend, wo viel Waizen und Mais wächst.

Vor der Eroberung durch die Spanier im Anfange des 16ten Jahrhunderts war ein Bezirk, der fast eine Million Einwohner zählte, dem Kaziken von Guatavita unterworfen; er besass eine bedeutende Hauptstadt, und hielt ein 30000 Mann starkes Kriegsheer; daher stand er bei den benachbarten Stämmen in grosser Achtung, und diese brachten seinen Unterthanen, die grösstentheils Landbebauer waren, Goldstaub, und tauschten dagegen die Erzeugnisse ihrer Gefilde ein. Der See, 9—10000 Fuss über der Meeresfläche auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges, den noch höhere Schneegebirge umgeben, ward als der Wohnsitz einer schützenden National-Gottheit betrachtet; jährlich wurden derselben zweimal Opfer dargebracht, und zwar in Goldstaub. — Es scheint eine dunkle Ahndung bei diesem Volke vorgewaltet zu haben, dass der Besitz dieses Metalls es unglücklich machen, und fast vernichten würde. Mit jenen kostbaren Opfergaben versammelten sich alle Unterthanen des Kaziken an einem vestgesetzten Tage, erstiegen, einer Musik folgend, auf

einem wohlgebahnten breiten Pfade *), der sich aufwärts schlängelt, den Berges-Gipfel, der damals den Spiegel des Sees bis auf wenige Fuss erreichte. Dort angelangt, betrat der Kazike mit einigen Oberhäuptern grosse Canoes, auf eingehauenen Stufen, die noch am Rande des Sees zu sehen sind; das Volk vertheilte sich mittlerweile rings um den See. In dessen Mittelpunkt angelangt, salbten die Oberhäupter den Kaziken und bepuderten ihn mit einer Menge Goldstaub. Nun ward mit zusammengeschlagenen Becken ein lautes Zeichen gegeben; die Volksmenge wandte dem See den Rücken zu, und in dem Augenblick, wo der mit Goldstaub bedeckte Kazike auf den Boden des Sees hinabtauchte, jauchzte das Volk, und warf über die Schultern hin die Opfergaben, wo weit es möglich war, in den See. Wenn dies geschehen war, stieg der Kazike ans Land und kehrte in seine Hauptstadt zurück, ganz auf dieselbe Weise, wie es gekommen war, und glaubte seine und seines Volkes Sünden, die in den letzten sechs Monaten begangen waren, dadurch ausgesöhnt. Nach einer Berechnung, die ein Monsieur de la Kier, Mitglied des Königl. Instituts in Paris, nach genauer

*) Dieser Pfad ist ganz vernachlässigt und grösstentheils mit Gebüsch und Bäumen überwachsen. Auf der Bergesgipfel, wozu er führt, sieht man zwei Kaziken-Gräber in Stein gehauen. Auch soll hier eine Höhle seyn, worin die Gottheit des Sees verehrt ward, und an deren Eingange vormals zwei goldne Bilder in Lebensgrösse standen. Ein Spanischer Soldat entdeckte sie zufällig, und hieb einer dieser Figuren einen Finger ab; er ward dabei von den Indiern angegriffen und verwundet; entkam aber. Eine Spanische Kriegsschaar rückte nun an, die Bilder zu holen; konnte aber weder Höhle noch Bilder entdecken. Die Indianer hatten die Höhle versteckt — und die Bilder in den See geworfen. Cochrane II., 206.

Untersuchung aller diesen See betreffenden Aktenstücke entworfen hat, soll an Gold und Edelsteinen ein Werth von

Einer Billion, hundert und zwanzig tausend Millionen Pfund Sterling

(für dieses Sümmchen könnten die Colombier vielleicht das Halbinselchen Europa kaufen) in diesem See begraben liegen. — Als die Spanier das Land eroberten und die Eingeborner aufs grausamste verfolgten, um Gold zu erlangen, warfen die meisten das, was sie noch hatten, in den See. Der Kazike selbst liess so viel als 50 Mann schleppen konnten, hinein tragen. — Einige Oberhäupter, die nachmals gefangen und von den Spaniern gemisshandelt wurden, suchten sich zu rächen, indem sie sagten „Wenn Ihr Gold haben wollt, so sucht es am Boden des Sees da; werdet Ihr genug finden!" Die Indianer hielten dies für unmöglich; aber die Spanier machten einen Versuch; sie erreichten innerhalb 14 Fuss den Grund des Sees, als die Seiten mit Donnerkrachen zusammenstürzten. Da der See im Innern Quellen hat, so fingen die Wasser zu steigen an. Die Spanier untersuchten die Ufer und gewannen durch das Auswaschen des Schlamms und Sandes so viel Gold, dass die Regierung für ihren Antheil (quinta) 170,000 Piaster empfing; (die Quinta beträgt 3 pro Cent.) Auch ward ein Smaragd gefunden und nach Madrid gesandt, den man allein auf 70,000 Piaster schätzte. Es wurden noch verschiedene Versuche gemacht, aber keiner gelang. Als die Ruhe in Colombien nach der Revolution einigermaassen hergestellt war, richtete der unternehmende Herr Paris Pepe, (m. s. Columbus Junyheft S. 497) seine Aufmerksamkeit auf diesen Goldsee. Die Vollziehungsgewalt er-

theilte ihm ein Privilegium, und er stiftete eine Compagnie von 16 Aktien; jeder Aktionär sollte 500 Piaster herschiessen; mit 8000 Piaster Vorschuss glaubte er den See auszupumpen; aber schon hatte er 20,000 Piaster darauf verwandt und noch immer waren 32 Fuss Wasser vorhanden. Ein alter Spanier, der im Mittelpunkt sondirte, zog an dem Blei einen kleinen Baumzweig auf, mit Schlamm umgeben, worin sich ein goldnes Bild 100 Piaster an Werth (10—11 Loth) fand; dieses nährte die Hoffnung von Neuem. Die Ideen seines Freundes Capt. Cochrane, um die Ausleerung zu bewerkstelligen, sind oben (S. 45) angegeben. Um die bereits für die Ausleerung ins Werk gerichteten Anstalten an Ort und Stelle zu untersuchen, machte er sich mit Herrn Paris Pepe, dem Direktor jener Guatavita-Compagnie, am 2. October 1823 zu Pferde in Begleitung eines mit dem Gepäcke beladenen Maulthier aus Bogota auf den Weg, welcher bequem durch zum Theil angebautes, fruchtbares Land führt. Es bringt, obgleich nur mit der Hacke bearbeitet, guten Weitzen, der aber schlecht gedroschen wird. Um 2 Uhr am 2. waren sie fortgeritten und am Abend des 3. October erreichten sie Guatavita, wo sie bei dem Pfarrer Dr. Antonio Bargas einkehrten (s. Columbus Junyheft S. 497). Am 4. erreichten sie nach einem 2 stündigen Ritt durch ein sanft ansteigendes Korn- und Weide-Land die Hacienda (Landstelle) Echarleche, am Fusse des Berges, worauf der berühmte See liegt, der etwa nur noch eine Stunde entfernt ist. Sie nahmen hier frische Pferde, die mit der Lederschlinge auf der Weide eingefangen wurden, und lernten hier den Besitzer Manuel Sanchez, einen schönen, athletisch gebauten Mann und dessen sehr

muntere, thätige Hausfrau, die aber durchaus kein Muster der Reinlichkeit war, kennen. Von der Hacienda geht der Weg eine steile Höhe hinan, die eine schöne Aussicht auf die unten liegende Ebene und die zahlreichen Gebirgsreihen der Anden, welche die ganze Scene begränzen, darbietet. Der Weg schlängelt sich nun Berg an, folgt stellenweiss einem sich sanft erhebenden Pfad am Abhange hin; stellenweiss muss man steil aufwärts klimmen; mit jedem Schritte wechselt die Aussicht, das lichte Grün der Gräser und das dunkle Laub der blühenden Gebüsche erfreuen das Auge und contrastiren mit den grotesken Formen der fernen Berge und der nahen Felsvorsprünge, die mit jedem Schritte mehr hervortreten. Nach einem beschwerlichen Ritt von drei Viertelstunden, erreichten die Reisenden einige Hütten (ranchos) wo die Indianer wohnen, die am See arbeiten; sie quartirten sich in einem grossen rancho ein, die für Herrn Pepe erbaut war. Es war auf eine langrunde Erhöhung errichtet, die aufgeworfen war, um das Gebäude trocken zu halten; die Hütte selbst, bestand aus rauhen, tief in den Boden getriebenen Pfählen mit starken Queerleisten und einem platten mit Riedgrase bedeckten Dache. Das Innre war in eine Wohnstube, zwei Schlafkammern und einer Dienerstube getheilt. Señor Ramirez, ein Eingeborner und Aufseher über die Arbeiter, begleitete die Herren Pepe und Cochrane an den See; nach einem Spaziergang von fünf Minuten durch dichtes Gebüsch kamen sie an den Kanal, wodurch das Wasser abgeführt werden sollte. Er floss nur wenig. Nun führte ein schmaler Brückendamm, der über den Kanal liegt, allmählig aufwärts an den heiligen See dessen ruhende Wasserfläche durch die Spalte erschien,

die ihn mit dem Kanal verbindet. Die beiden Herren, denen sich auch ihr beiderseitiger Freund Señor Mariano de Rivero beigesellt hatte, schifften sich auf dem Kanal in ein Canoe ein, und ruderten durch die enge Abflussspalte in den wunderbaren See. Sein Mittelpunkt bietet eine erhabene reizende Ansicht dar. Man denke sich einen freundlichen Herbsttag an den Ufern der Seen in Westmoreland (oder, Was uns Deutschen näher liegt, an den Ufern der Chiem- oder Attersee in Bayern) — kein Lüftchen trübte die helle Fläche des Gewässers, worin sie die Urwaldung des Randes der terrassenförmig 170 Fuss ansteigt, spiegelt, und darüber das ruhige wolkenleere Himmelblau; überall heilige Stille, bloss einige Schwimmvögel glitten leise vorbei, wie besorgt, diese Sabbathsruhe der Natur zu stören.

Die Herren ruderten nun rings um den See, landeten dann und untersuchten die Werke, die bereits begonnen waren. Die Geschiebe bestanden vornämlich aus Thon-Schiefer und grauem Sandstein; nirgend eine Spur von Vulkanität. Dass die Seiten des Sees eingefallen sind (s. oben S. 48), ist sehr natürlich. Die Schiefer-Geschiebe liegen in Schichten, die sich in einem Winkel von etwa 20 Graden gegen die Ränder, die das Wasser schlägt, neigen; das Wasser bröckelt sie stückweise ab, und untergräbt die Seiten, die daher einfallen müssen. Cochrane schlug deshalb vor die Seiten durch Gebälke zu stützen, welchem Vorschlag Señor Rivero seinen Beifall gäb, doch Herr Pepe liess sich nicht überreden, dass Stützen erforderlich wären. Die Strecke, die durchschnitten werden muss, beträgt etwa 50 Yards (Engl. lange Ellen); dies kann mit gehöriger Sorgfalt leicht geschehen und wird etwa

2000 Piaster kosten. Am 16. Oct. besuchte Capt. Cochrane die bereits errichteten Werke zur Ableitung des Sees zum zweitenmal, und fand, dass es damit nur langsam vorwärts ging; er beschloss also sich dabei zu verweilen und sie selbst zu leiten. Abends fand er die Luft auf der Höhe so kalt, dass er auf einem Aufwurf, den er für diesen Zweck in der Mitte seines rancho machen liess, ein Holzfeuer anzuzünden befahl. Treffliches Wild, Wasserhüner (guacheraccas), Schnepfen und Enten, die wenn man ihnen die Haut abzieht, gut schmecken, gewährten ein kräftiges Abendessen, woran auch der Aufseher Señor Ramirez, den Cochrane nicht mit Zurücksetzung, sondern sehr freundlich behandelte und dadurch ganz für sich gewann — Theil nahm. „Die Scene, schreibt der Capitain II. S. 249, war höchst romantisch und weckte mancherlei sonderbare Betrachtungen. Ich sass hier gemüthlich, ein Ausländer aus dem Norden, in einem fremden Lande nahe am Aequator, fast 12000 Fuss über der Meeresfläche, in einem Klima, welches die leuchtende Flamme forderte, um mich zu erwärmen, statt die Hitze zu fühlen, die in niedrigen Gegenden unter den Tropen herrscht —; hausend unter einem Schilfdache, ein Colombier mein Tischgenosse, umgeben von Indianern, den ächten Sprösslingen der Urbesitzer dieses Bodens, die in diesem Augenblick ihre von der Tagesarbeit ermüdeten Glieder in demselben Zimmer zur Ruhe legten, wo ich eine Bowle Punsch leerte und auf das Gelingen eines Plans trank, der keinen andern Zweck hatte, als den heiligen See auszutrocknen, den ihre Indianischen Ahnen als den Wohnsitz einer Gottheit betrachteten, dessen Verkleinerung und Vernichtung aber das lebende Geschlecht (zum Christenthume be-

kehrt) nicht für ein Verbrechen hält. Ich malte mir den ungeheuren Unterschied zwischen den demüthigen Sklaven vor mir, und ihren wilden, kühnen Vorältern, die ohne Freiheit das Leben für nichts achteten — die zahlreiche Bevölkerung, die einst die umliegenden Ebenen bedeckten, und die kleine Anzahl der Spanier, welche sie bezwang und ins Joch schmiedete — und verlor mich in wunderbare Träume. Da ward ich plötzlich durch ein fürchterliches Geräusch aufgeschreckt, ein lautes Brüllen und tiefes Seufzen so spät bei Nacht und in dieser Umgebung um so schreckbarer. Von den Indianern begleitet, trat ich sogleich vor die Hütte, um mich zu erkundigen, was es sey. Da fand ich die Hütte von einer grossen Heerde Stiere umgeben, die sich aus der Umgegend gesammelt hatten. Sie standen an einer Stelle, wo den Morgen zuvor ein Stier geschlachtet war; sie schienen höchst traurig und wüthend; sie brüllten, seufzeten, zerrissen den Boden mit ihren Füssen und heulten eine entsetzliche Todtenklage; nur mit grosser Mühe liessen sie sich durch Menschen und Hunde forttreiben. Seitdem sah ich diesselbe Scene bei Tage und bemerkte, dass den Stieren grosse Thränen über die Backen rollten. — Es ist gefährlich ihuen bei solcher Todtenfeier zu nahe zu treten; sie scheinen nur zu sehr geneigt, den Tod ihres geschlachteten Freundes zu rächen. Señor Ramirez erzählte mir, auch in den Ebenen am Casanare, östlich von Bogota, habe er hunderte von Stieren solche Todtenfeiern halten sehn, rings um die Stelle, wo einer getödtet worden sey. Ihr Heulen und Klagen hätten sie einen Monatlang oft wiederhohlt bis die Spur des Schlachtens gänzlich verschwunden sey. Der Geruch des Bluts zieht sie nämlich herbei.“ —

Capt. Cochrane untersuchte während seines Aufenthalts am See von Guatavita mehrere Gräber (guacas) der Indianer; er hatte sich dazu eine schriftliche Erlaubniss vom Intendanten in Bogota ausgewirkt, unter der Bedingung, dass wenn er Schätze fände, er davon 5 pCt. in den Staatsschatz zahlen sollte. Sie sind alle mit Sandsteinen etwa 12 Fuss lang, 8 Fuss breit und 9 Zoll dick, bedeckt; auch das Grab selbst ist mit Sandstein ausgesetzt; der Boden besteht aus buntem sehr vest gestampftem Sande; in demselben findet man 8 Fuss tief allerlei rohe, schlecht bemalte Töpferwaare (losa), wahrscheinlich Kochgeschirr, welches aber nichts als Sand enthält; erst 14 Fuss tief trifft man auf menschliche Gebeine, Arm- und Beinknochen; aber keine Schädel und Zähne; 30 Fuss tief liegt die natürliche Erdschichte; alle Schätze scheinen die alten Indianer der Gottheit des Sees geopfert zu haben. (In Peru sind in den Gräber oft grosse Schätze entdeckt, aber sie liegen so tief, dass man sie bei Kerzen zu Tage fördern muss.)

Am 25. October war der Kanal so weit vollendet, dass dadurch 8 Fuss Wasser in zwei bis drei Tage dem See entzogen werden konnte. Capt. Cochrane liess nun einen Abfluss zu eröffnen, der gross genug war, 2 Quadratfuss Wasser die Nacht hindurch rinnen zu lassen. Es geschah, und der Capitain legte sich bei dem erfreulichen Rauschen des Wassers, das durch den Kanal in die Ebene floss, zur Ruhe. Beim Anbruche des nächsten Tages hatte der See um 6 Zoll abgenommen; aber, so wie Cochrane vorher gesehn hatte, spülte die Gewalt des Wassers allmählig das Schiefer- und Sandsteinlager fort, und that also der Fassung des Kanals grossen Schaden. Er liess nun

den Abfluss verstopfen, eine Sägegrube anlegen und mehrere hundert Planken aus dem benachbarten Holze schneiden; die erforderlichen Werkzeuge wurden durch einen Peon (Pferdeknecht) aus Bogota geholt. Das Wetter ward nun (in den letzten Octobertagen) immer kälter; es fiel oft Hagel und eines Morgen war das ganze Land mit schneeweissen Reif (hoar-frost, plattdeutsch Ruhriep) bedeckt. Am 12. November war der Kanal hinreichend mit Planken eingefasst und sicher gestellt. Cochrane machte nun einen Abfluss von drei Quadratfuss Wasser, und liess es bis zum 15. Abends fortlaufen; der See nahm fast 12 Fuss ab, und nun ward es nothwendig, den Kanal auszutiefen. Da alles zur Ableitung des Sees in Ordnung gebracht war, überliess er dem Señor Ramirez, in welchem er einen sehr angenehmen Gesellschafter gefunden hatte, die weitere Ausführung der Arbeit und kehrte nach Bogota in 9 Stunden zurück. (Ob der Plan wirklich gelungen ist, den See abzuleiten und darin — Schätze gefunden sind, darüber enthält Cochrane's Werk weiter keine Silbe, und es fehlen auch anderweitige Aufschlüsse.)

Schreckliches Schicksal

der für den Freiheitskampf in Colombia geworbenen Britten und Deutschen.

(Nach Capt. Cochrane I. S. 459 flg., zusammengestellt mit mündlichen Ausgaben einiger glaubwürdigen Augenzeugen.)

Ehe im Jahre 1817 S. Tomas de Angostura, (Hauptstadt des jetzigen Departement Orenoko (sonst Spanisch Guiana) am grossen Strome Orenoko, 200

Englische Meilen westlich von dessen Mündung, den Patrioten in die Hände fiel, schrieb der Oberbefehlshaber Bolivar an seinen Agenten in London, Don Luis Lopez Mendez: „zu Angostura befänden sich, ausser einer bedeutenden Summe Geldes, grosse Vorräthe, besonders von Varinas-Taback; da er (Bolivar) den Platz unfehlbar in kurzer Zeit erobern und dann im Stande seyn werde, Waffen, Schiessbedarf und Schiffe, die ihm höchst nöthig wären, zu bezahlen, so beauftrage er hiermit den Mendez, wo möglich darüber Contracte abzuschliessen; auch solle ihm dieser, wenn die Sache der Colombischen Freiheit in England Theilnahme fände, Freiwillige schicken, für welche er nach der Eroberung von Angostura aufs Beste werde sorgen können." In Folge dieses Auftrags begann Mendez seine Werbungen für den Dienst des Freistaats Venezuela (denn dieser östliche Theil von Colombia suchte damals, von den Spaniern hart bedrängt, seine Selbstständigkeit zu behaupten), und versprach Officieren, blos mit Ausnahme derjenigen, welche in Spanischem Dienst gestanden hatten, den Rang, womit sie verabschiedet waren. Nicht nur in England, sondern allenthalben, wimmelte es von abgedankten Officieren und Soldaten, die den grossen Europäischen Befreiungskrieg mitgemacht hatten; leicht fand sich ein Commissair auf dem Continent, auch dieser warb — besonders Officiere für Kriegsdienste in einem Lande — das ihnen kaum den Namen nach bekannt war. Wer etwas besser über die damaligen höchst verworrenen Verhältnisse Colombia's unterrichtet war, und jene Unglücklichen, namentlich auch vor dem tödtlichen Einfluss des dortigen Küstenklimas zu warnen suchte, — ward als ein Anhänger Spaniens verachtet. — — — Alle —

sagte Capt. Cochrane, der doch wahrlich kein Feind Colombia's ist — fühlten sich bei ihrer Ankunft am Orenoko fürchterlich getäuscht; Mendez hatte ihnen in dem Eifer seinem Vaterlande zu dienen, vielleicht zu viel verhehlt und zu viel verheissen — konnte aber in London unmöglich von dem unterrichtet seyn, was mittlerweile in Südamerika vorgegangen war. Bolivar hatte gerade, als der erste Transport jener Geworbenen aus England am Orenoko eintraf, aus der Schlacht bei Samen fast nur das nackte Leben gerettet; die Stadt Angostura, die ihm ein „Dorado" dünkte, war durch die Betriebsamkeit der Spanischen Kaufleute geleert, welche die zahlreichen Gelegenheiten, die sich darboten, weislich benutzten, um ihr Eigenthum wegzuschaffen, und vor den Feinden sicher zu stellen; als Bolivar vor der Schlacht wirklich in Angostura einzog, fand er fast nur leere Mauern; die Stadt fiel noch dazu in die Hände bedürftiger, halb verhungerter Land- und Seesoldaten, die keineswegs geneigt waren, das, was sie vorfanden, abzuliefern. Natürlich konnten also die Versprechungen, die Mendez den Transportirten bei ihrer Abreise aus England geleistet, und die Bedingungen, wozu er sich in den abgeschlossenen Contrakten anheischig gemacht hatte, in keinem Punkte erfüllt werden. Mehrere Kaufleute in England, mit welchen diese Contrakte zur Lieferung von Bekleidung, Kriegsbedürfnissen und Vorräthen, der Schiffe etc. abgeschlossen waren, mussten aus Mangel an Remessen aus Colombia ihre Zahlungen einstellen *), während hunderte von Geworbenen in

*) Sie sind seit dem Abschlusse der Colombischen Anleihen vollständig entschädigt, da die Colombische Regierung alle diese Schulden anerkannt hat. — A. d. H.

dem giftigen Sumpfklima am Orenoko einen unrühmlichen Tod fanden, oder jede vorkommende Gelegenheit wahrnahmen, von Schrecken ergriffen, das Weite zu suchen und wieder nach England zu gehn; manche von diesen (z. B. Hippesley etc.) suchten (ganz nach Art der aus Griechenland heimgekehrten Hetäristen) in grössern und kleineren Schriften ihrer übeln Laune Luft machten. Allerdings bleiben diese Unglücklichen bedaurenswerth — aber anderen Seits muss auch bemerkt werden, dass sie voll Europäischer Begriffe vom Kriegsdienst — und dessen Freuden und Vortheilen — nach Colombia reisten. Hier gab es damals keine Beutegelder (Prize-Money*)), es waren keine Bürger vorhanden, die man mit Stolz und Herabsetzung behandeln durfte — es gab fast nirgend hübsche Mädchen, Kaffehäuser, Tanzparthieen etc. — Kurz es war für einen Officier gewöhnlichen Schlages dort noch ein schlimmeres Leben, als selbst in Griechenland. — — Es wurden zwei für sich bestehende Legionen formirt. Eine in England unter dem General English; die andre in Irland unter dem General d'Evereux**). Der letztere hatte Bolivar im Jahre 1815 in Cartagena getroffen, und dort ihm seine Dienste

*) Bekanntlich bekommen auch die Brittischen Landsoldaten von allem, was dem Feinde abgenommen wird, gewisse Antheile nach Verhältniss ihres Dienstranges ausgezahlt; in Ostindien erwirbt auf diese Weise auch der Gemeine zuweilen bedeutende Summen. Anm. d. H.

**) Derselbe, der am 13. May 1825 auf einer Reise in Italien zur Herstellung seiner Gesundheit auf Befehl der Oesterreichischen Regierung in Rovigo verhaftet, nach Venedig geschickt und dort im strengen Gewahrsam gehalten wurde. Die Brittische Gesandschaft nahm sich seiner an;

angeboten; doch Bolivar hatte ihm gerathen, damit zu warten, bis die Angelegenheiten der Patrioten eine günstigere Wendung nehmen würden. Jetzt forderte ihn Bolivar auf, zu kommen, und obwohl er wusste, dass das Glück der Sache der Freiheit noch nicht lächle, so hielt er es doch für Pflicht, dem Rufe Folge zu leisten. (Er steht noch in Colombischen Diensten und seine Anhänglichkeit ist nicht unbelohnt geblieben.) — Ueberdies gab es einzelne Freicorps und unter diesen viele Deutsche: Lanciers, Hussaren, Scharfschützen (Rifles); kurz, schöne Namen und glänzende Uniformen lockten schöne Rekruten herbei; die Mannszahl aller dieser Corps betrug nicht weniger als 4000 bis 4500 Mann, worunter etwa tausend Deutsche, die leider sich nur zu willig zeigen, wenn ein fremdes Kalbfell wirbelt. — Die Brittische Legion langte auf der an Colombia's Nordküste in den Westindischen Gewässern liegenden Insel Marguerita an, und ward nebst einem Theil des Schützenkorps, welches Obrist Hutzler befehligte, zu einer Unternehmung gegen Barcelona und Cumana an der gegenüber liegenden vesten Küste bestimmt; sie gelang nicht so, wie man erwartet hatte, weil zwischen den Befehlshabern der Landtruppen und den Capitainen den Kriegsschiffe Missverständnisse obwalteten. — Die Irische Legion traf auch auf Marguerita ein zu einer Zeit, wo daselbst Hungersnoth herrschte, in Folge derselben und weil die Leute, die sich getäuscht fühlten, fast verzweifelten, kamen viele um; viele kehrten ins Vaterland zurück oder suchten auf den nahgelegenen Westindischen Inseln Arbeit; der

er ward wieder frei gelassen, aber über die Italienische Gränze gebracht, obgleich er mit einem Passe von dem Minister der V. St. in Paris, Herrn Brown, versehn ist.

Rest ging an den Rio de la Hacha, zwischen Maracaybo und S. Marta auf er vesten Küste und ward durch die Belagerung von Cartagena sehr nützlich, indem sie des Spanischen Generals Morillo's Aufmerksamkeit von Bolivar abzog, der weiter im Innern des Landes gegen Neu Grenada (Bogota) operirte; nachmals stiessen sie zur Englischen Legion, unter dem Obristen Thomas Ferrier, wo dann diese beiden Legionen den entschiedenen Sieg der Patrioten bei Carabobo (35 Engl. Meilen, südlich von Puerto Cabello) am 24. Juny 1821 rühmlichst erkämpfen halfen; zum Zeugnisse dessen ertheilte Bolivar diesen vereinigten Legionen auf dem Schlachtfelde den Namen des Regiments von Carabobo. Obrist Ferrier fiel mit der Fahne in der Hand an der Spitze seiner Legion, als er sie zum Angriff führte; er ward mit grossen Ehrenbezeugungen beerdigt, und General Bolivar und alle ausgezeichneten Officiere folgten der Leiche. Früher schon hatte die Irische Legion unter den härtesten Entbehrungen die zwischen Puerto Cabello und Maracaybo liegende Provinz Coro behauptet; ihr Befehlshaber, Obrist Lyster, befreite dort in einem Gefechte einen Colombischen Obristen, der tollkühn eine ganze Linie feindliche Reiterei allein angriff, aus der drohendsten Gefahr, indem der tapfere Irländer sich ihm ins Handgemenge nachstürzte; beiden gelang es sich glücklich durchzuhauen.

Das erste Schützenbataillon (first rifle bataillon), ward von Brittischen Officieren befehligt, bestand aber aus etwa 400 bekehrten, aber sehr wilden Indianern (Guaranis) aus der Orenoko-Gegend westwärts Angostura, wovon nur wenige Spanisch sprachen. Es ward 1818 durch den Obristen Pigot in den Missionen von

Caroni (nördlich vom Apuré-Flusse) in der kurzen Zeit von 4 Monaten völlig zum Felddienste disciplinirt. In einem Gefechte bei Legamara, unweit Caroni, ward diesem verdienten Officier sein Pferd unter dem Leibe getödtet und er, weil seine Gesundheit sehr gelitten hatte, genöthigt, das Commando dem Major Arthur Sandes zu übertragen; dieser, zum Obristlieutenant ernannt, führte das Bataillon während des hitzigen Feldzugs 1819; auch ihm ward ein Pferd erschossen, und er selbst am Fusse verwundet, als er den Sieg bei Pantano de Bargas (siehe unten) erkämpfen half. Bei Santa Marta, Carabobo und Bombona ward des Obristlieutenants Benehmen vom General Bolivar höchlichst gepriesen; Sandes geniesst die Gunst des Befreiers von Colombia in einem hohen Grade; das Bataillon ist das Stammregiment seiner Fussgarde; es befindet sich bei der Armee in Oberperu und hat sich in der Schlacht bei Ayacucha ausgezeichnet. Das 2te Schützenbataillon bestand ganz aus Britten und Deutschen, in Folge eines mit dem Capitain Elsom abgeschlossenen Contraktes errichtet, und sollte urprünglich unter dem Commando des Obristen Hutzler stehn; 4 Compagnieen dieses Freicorps trafen im Anfange des Jahrs 1819 in Angostura ein, kurz vor der Eröffnung des Feldzugs am untern Apuré, und wurden, weil der Befehlshaber, Obrist Hutzler, hier ausblieb (er war, wie oben erzählt, auf der Insel Marguerita gelandet und diente an der Nordküste unter dem General English) den Befehlen des Majors Mackintosh untergeben, und bildete mit dem ersten Schützenbataillon eine Brigade, die Obrist Pigot, so lange er sich bei der Armee befand, commandirte. Bei dem zweiten Schützenbataillon waren viele gediente Leute, aber noch mehr

durch die Sucht nach Abentheuren angelockte Rekruten; sie wurden in weniger als vierzehn Tagen, nachdem sie das bequeme Leben auf wohlversehenen Transportschiffen verlassen hatten, in die zwischen dem Orenoko und dem untern Apuré liegende Wüste versetzt, 60 bis 70 Deutsche Meilen westlich von Angostura — unter einem Volk, das den Wilden glich, (das erste Bataillon) und ausser der Menschengestalt an Sitten, Lebensart, Sprache und Farbe nichts mit ihnen gemein hatte. Die alten Soldaten konnten mit diesen, durchaus nicht Europäisch disciplinirten Kriegern keine Kameradschaft stiften, guter Schluck und gute Brocken wären hier nicht zu finden, und das Soldatenleben nahm sich in der Wüste ganz anders, als jene es ihren jungen Kameraden — die Deutschen hofften ein Lager Wallensteins zu finden — geschildert hatten. Diese grassen Schaaren lagerten auch — aber es gab dort keine weisse Zelte, die lange schnurgrade Strassen bilden; es war ein bivouac der Wilden; die Gewehre wurden an einer Waldecke aufgestellt, und mit Büschen bedeckt, damit die brennende Sonnenhitze die Kolben nicht sprenge; die Officiere ruhten in ihren Hängematten, zwischen zwei Bäumen aufgehängt, während die fast nackten Soldaten schlafend, singend, spielend oder kochend unter dem Schatten der Bäume umherlagen. — Bald bekamen sie Rationen in einem einzigen Nahrungsmittel, freilich zureichend, drei Pfund Rindsfleisch täglich — aber Fleisch, ohne ein Körnchen Salz, ohne einen Bissen Brod, ohne irgend etwas, was einem Gemüsse gleicht; ihr Getränk war Wasser, so viel als sie herbeizuholen oder mit sich zu schleppen für gut fanden. Branntwein, dem Europäischen Krieger leider so unentbehrlich, ward nicht gereicht.

Sie empfingen keinen Sold — aber was hätten sie auch mit dem Gelde beginnen sollen? Es gab keine Marketender und überhaupt keine andre Menschen in der Wüste, als das Corps, einige unglückliche Ausgewanderte ausgenommen, die von der Barmherzigkeit der Soldaten lebten. Freude war bei diesem neuen Dienst für den, der Ordnung liebt, nicht zu finden, und für den, der Lebensgenuss fordert, noch weniger. Die alten Soldaten merkten bald, dass ihre Kriegserfahrenheit ihnen hier wenig Nutzen schaffe; alles was sie hier erlebten, war ihnen ganz neu; die jüngern wurden gänzlich entmuthigt — einige dachten an Desertion, aber wie sollten sie ohne Wegweiser fortkommen? Wie war es möglich, die unermesslichen Ebenen durchzuschreiten? Wovon wollten sie lebten? Mitten im Ueberfluss mussten sie umkommen, denn, obwohl allenthalben von wildem Rindvieh umgeben, verstanden sie durchaus die Kunst nicht, dasselbe einzufangen, (mit der Lederschlinge (lazo), welche nur die Kameraden vom ersten Bataillon zu gebrauchen wussten). — Der Spanische General Morillo war mit 4000 Mann zu Fuss, mit fast 2000 Mann zu Pferde und einigem Geschütz über den Apuré und über den Arauco (beide in gleicher Richtung von Westen her einfliessende Arme des Orenoko) in die östlichen Ebenen des Casanare gegangen, um die Patrioten aufzusuchen, die nur 2000 Mann zu Fuss, 2000 Mann zu Pferde und vier Kanonen stark waren; doch Morillo hielt es für gefährlich seine Gegner in den grossen Ebenen zu treffen, wo ihre Reiterei, ihre Hauptstärke, nachdrücklich wirken konnte. Die Patrioten scheuten ihrer Seits die überlegene Zahl und bessere Zucht des feindlichen Fussvolks, und wollten kein Gefecht in den Waldwiesen

wagen, wo jenes Fussvolk durch dickes Gebüsch vor den Angriffen der Reiterei geschützt war. So verbrachten beide Armeen drei bis vier Monate in Märschen und Contremärschen. Diese Märsche begannen oft vor Tagesanbruch und dauerten bis spät im Dunkeln (auch in dieser Gegend sind die Tage und Nächte immer gleich), um Holz und Wasser zum Kochen anzutreffen; auf diesen Märschen fand man nicht selten Soldaten todt hingestreckt, an kleinen Sumpfgewässern, voll Alligatoren und Schlangen, aus welchen sie unvorsichtigerweise getrunken hatten; wegen des fortwährenden Fleisch-Genusses ohne Salz brachen Ruhren unter den Britten und Deutschen aus; über fünfzig, die nicht weiter fortkommen konnten, wurden auf Pferde gebunden, (Wagen führte das Corps nicht bei sich) und nach einem elenden Orte, hinter der Armee, gebracht, wo sie sämmtlich umkamen; täglich erkrankten mehrere und mussten rückwärts geschafft werden; bald glich das ganze Bataillon mehr einem Feldhospital als Truppen, die dem Feinde die Spitze bieten sollten und statt Mitleid zu finden, wurden sie von den übrigen an das Klima und das Nahrungsmittel gewöhnten einheimischen Soldaten verlacht und verspottet. Alle aber waren über diese Art, den Krieg zu führen, höchst unzufrieden, selbst der General Paez, der das Corps befehligte und dem sie von dem Diktator Bolivar zur Pflicht gemacht war; General Paez beschloss demnach nun die erste Gelegenheit zu benutzen, dem Feinde zu begegnen. Morillo lagerte sich am Rande eines Waldes auf einer kleinen Ebene am nördlichen Ufer des Arauco, die Patrioten standen auf einer grossen Waldwiese am südlichen Ufer. Paez wählte 150 Mann aus seinen Lanzenreitern, sämmtlich geschickte Schwimmer,

und setzte an ihrer Spitze über den eine Deutsche Viertelmeile breiten Flusse; die Feinde rückten aus und stellten sich etwa eine Englische Meile weit vom Ufer in Schlachtordnung. Paez rückte langsam vor, als ob er sie nicht bemerkt hätte, bis er in den Bereich des feindlichen Gewehrfeuers kam; sogleich kehrte er, wie von Schrecken ergriffen, mit seiner Schaar um und floh nach dem Ufer zu; ein zahlreicher Haufe feindlicher Reiter folgte ihm. Doch als er diesen vom Feuer des Fussvolks ab und ans Ufer hingezogen hatte, machte er plötzlich umwendend einen fürchterlichen Angriff auf die Reiter und warf sie auf ihr Fussvolk; dann kehrte er über den Fluss zurück, nachdem er ihnen einen Verlust von 70 Mann beigebracht, ehe sie ihre Schützen so weit vorwärts bringen konnten, ihn anzugreifen; er hingegen verlohr nur einen Rittmeister, den der General selbst auf seinem Pferde über den Fluss brachte, um in den Armen seiner Kampfgenossen zu sterben. Die sämmtlichen 150 Mann, die dem General Paez gefolgt waren, empfingen den Orden der Befreier von Venezuela *). Durch diesen Ueberfall ward der Muth des kleinen Kriegsheers von neuem geweckt, und Morillo sah ein, dass er sich in einer gefährlichen Nachbarschaft befinde; er beschloss also, weil auch die Regenzeit eintrat, welche die Umgegend dieser Flüsse fast in einen zusammenhängenden See verwandelt, jenseits des nördlich vom Arauco strömenden Apuré Winterquartiere zu beziehen, und so den unangenehmen Besuchen des Generals Paez zu entgehn. Er meinte, die Patrioten-Armee werde auch wohl in einigen kleinen

*) In Colombia wird dieser einzige Orden der Republik oft — Compagnie- und Regimenterweise — vertheilt.
Anmerk. d. H.

Ortschaften der Ebenen die Regenzeit hindurch verweilen; doch General Morillo irrte sich. Sein Gegner, Bolivar, sah ein, dass seine unbezahlte, unbekleidete und schlecht versorgte Armee während der Regenzeit durch Unthätigkeit vergehn müsse; er fasste also den kühnen Entschluss in das westlicher an den Quellen der genannten Flüsse liegende Königreich Neu Grenada einzubrechen, und sich in Besitz aller so hoch benöthigten Hülfsquellen zu setzen. Er musste, um diesem Ziele näher zu kommen, zuvörderst mit dem Corps des Generals Santander Verbindung anzuknüpfen; dieser stand in den Quellen des Casanare, gleichfalls ein von Westen nach Osten fliessender Arm des Orenoko, um die in Neu Grenada befindlichen Spanischen Truppen, unter dem Vicekönige Samano, von einem Einfalle in die Ebenen abzuhalten und die Bewohner des fruchtbaren Königreichs auf die Ankunft der Befreier vorzubereiten, auch gelegentlich Streifzüge in dasselbe hinein zu machen und sich von der öffentlichen Stimmung zu überzeugen; überdies sollte er zu einem Zuge über die Hochgebirge, die Neu Grenada von der Provinz Casanare scheiden, Anstalten treffen. Santanders Berichte lauteten höchst günstig; General Bolivar liess also den General Paez mit dem grössten Theile seiner Reiterei und aller Artillerie zurück, um des Feindes Stellung zu bewachen und gelegentlich zu bedrohen, und stiess zu der Division des Generals Santander, die etwa 400 Mann stark bei einem kleinen Dorfe in der Ebene des Casanare weilte. Nachdem eine grosse Anzahl Rindvieh, und an 5000 Pferde und Maulthiere zusammengebracht waren, trat die Armee den Bergübergang auf einem wenig besuchten, furchtbar schlechten Umwege an. Sie war nur 1500 Mann

stark, mit Einschluss von 150 Britten und Deutschen; von 350 Mann, woraus das Bataillon bei der Ankunft in Angostura bestand, waren nur diese noch marschfähig; während des Marsches stürzten einige vor Erschöpfung todt zu Boden; andere wurden durch den Biss eines Fisches, den man Carib oder raya nennt, (vielleicht eine Art von Hecht?) der grosse Stücke Fleisch aus den Lenden und Waden der Soldaten riss, wenn diese die Flüsse der Ebenen durchwateten, zum Dienste untauglich; die Armee büsste auf diese Weise 100 Mann ein, als sie durch einen einzigen unbedeutenden Fluss zog, wo sich dieser gefährliche Fisch — häufig findet. Andre wurden unfähig durch schreckliche Geschwüre, welche den Verlust mehrerer Fusszehe veranlassten. Diese Geschwüre entstanden bei der allgemeinen Schwächung des Körpers durch die schlechte Nahrung, durch Insektenstiche und weil die Soldaten ganze Tage barfuss über Ebenen, bewachsen mit dornigen Pflanzen, die ihre Füsse verwundeten, marschirten und weil die Füsse und Waden, wenn sie die Flüsse durchschritten hatten, an der brennenden Sonnenhitze trockneten. Alle diese Beschädigten musste man in den Dörfern, die am Wege lagen, zurücklassen. Die meisten Soldaten gingen fast unbekleidet, hatten höchstens eine Jacke und ein Käppchen, viele nichts als ein zerlumptes Hemd; während sie an der Ruhr litten, hatten sie alles, was sie bei sich trugen, von sich geworfen, und gegen Tobak *), oder selbst gegen Was-

*) Nach keinem Dinge sehnten sich die Britten so sehr als nach Tobak, der in den Ebenen nirgend für Geld zu haben war. Es galt als grösster Beweis der Freundschaft, wenn einer seinem Kameraden ein oder zwei Züge aus seiner Pfeife erlaubte. (Cochrane I. S. 498.)

ser vertauscht] oder ihre listigeren Waffengefährten hatten es ihnen — gestohlen. — So waren diese armen Kerle in vier Monaten in das äusserste Elend versetzt, ohne auch nur den Feind gesehn zu haben; ja sie wurden von ihren im Lande gebornen Kameraden als eine unnütze Last verachtet, und man sagte ihnen gerade zu, sie wären das Fleisch nicht werth, was man ihnen darreiche. (Merke dir das, junger Deutscher! so behandelte man deine Landsleute im Amerikanischen Kriegsdienst!) — Doch der Kelch der Leiden war noch nicht ganz gefüllt; zwei Drittheile der Unglücklichen, die übrig geblieben waren, mussten noch Augenzeuge seyn, wie das andre Drittheil ihrer Kameraden auf einem einzigen Tagesmarsch umkam, nicht auf dem Felde der Ehre, welches sie sehnlichst wünschten, ja vom Himmel erflehten, sondern im wildem Wahnsinn, auf der Gipfelfläche der Anden, den die Eingebornen: Paramo de Pispo nennen. Auf dieser Bergebene ist die Luft so verdünnt, dass sie das Athmen ungemein erschwert; schwächliche Körper werden davon wie berauscht, schäumen aus dem Munde, verlieren das Bewusstseyn, raufen sich das Haar und versinken nach und nach in tödtende Betäubung. Die Eingebornen lassen denen, die diese Gegend passiren müssen, Zucker essen und Wasser trinken, aber kein hitziges Getränk; bei den ersten Anzeichen des Uebelbefindens geisseln sie den Reisenden und lassen ihn keinen Augenblick stille stehn. Mit diesen Mitteln unbekannt, wurden 50 Engländer und Deutsche, 2 Officiere und über 100 eingeborne Soldaten ein Opfer dieser fürchterlichen Gipfelfläche. Von den 5000 Pferden und Maulthieren blieben nicht genug übrig, um den Schiessbedarf fortzubringen;

ein grosser Theil desselben musste auf den Rücken der Indianer, die auf beiden Seiten des Paramo wohnen, und daran gewöhnt sind, Lasten von 150 Pfund auf den schwierigsten Wegen fortzuschaffen, hinüber gebracht werden. Alle Wege — wenn anders die ausgewaschenen Betten kleiner Giessbäche Wege zu nennen sind — waren mehrere Tage, ehe die Armee auf dem Paramo anlangte, mit todten, sterbenden, ermatteten, gestürzten Pferden und Maulthieren und mit dem, was sie geschleppt hatten, bedeckt; viele stürzten in die Abgründe, wo sie, zum Theil den Fall überlebend, vor Hunger und Durst umkommen mussten. Kurz, die Armee glich einer fliehenden, die ihr Leben vor einem verfolgenden Sieger zu retten sucht, und nicht einem Heerhaufen, der vorrückte, um eine dreimal stärkere Zahl besser disciplinirter und gut versorgter Truppen anzugreifen.

Drei und vierzig Tage wurden auf diesem fürchterlichen Marsche unter unaufhörlichem Regen zugebracht — endlich langte der Heerhaufe (es wären nur noch 900 Mann zu Fuss und 200 unberittene Cavalleristen übrig) im Königreiche Neu Grenada an, wo der Feind mit 3000 Mann zu Fuss, 600 Mann zu Pferde und zwei Kanonen zu ihrem Empfange gerüstet war. Erst spät hatte er sich überzeugt, dass jene bejammernswürdige Schaar wirklich über die Berge heranrücke; hätten die Spanier nur einen kleinen Theil ihrer Streitkräfte am Fusse des Paramo aufgestellt, so wären die Patrioten sämmtlich in ihre Hände gefallen, da viele, besonders die Britten, genöthigt waren, ihre Gewehre von den Indianern tragen zu lassen, um ihr Leben — zu retten. Doch wer schildert das Entzücken der Unglücklichen, als sie nun, das grausenvolle Gebirge hin-

ter sich lassend, in das wahrhaft paradiesische Thal des Bezirks Tunja *) eintraten; das Klima war wie verwandelt und verhielt sich wie eine erquickliche Mitte zwischen der fast Afrikanischen Hitze der Ebenen und der Sibirischen Kälte auf dem Hochgebirge; auch der Regen hörte auf, allenthalben wohin ihr Auge beim Herabsteigen von den letzten Höhe blickte, lachten ihnen Kornfelder, Gemüsegärten, Obstbäume etc. entgegen; sie sahen Häuser — sie sahen Menschen — die ihnen freundlich und jauchzend Kleider und Mundvorräthe aller Art entgegen brachten, und sie als Befreier begrüssten. Solcher Empfang, solche Stärkung stellte bald Gesundheit, Lebenslust und Lebensmuth her.

Das erste Gefecht zwischen den beiden streitenden Heeren (woran aber die Engländer keinen Theil hatten) fiel bei Gameza (hinter Tunja) vor, war aber nicht entscheidend; der Feind stand in einer zu starken Stellung. Jetzt etwas erfrischt, fand das zweite Schützen-Bataillon (welches jetzt nur noch 90 Mann zählte) zum erstenmale am 25. Juli 1819 den lange gesuchten Feind bei Pantano de Bargos (zwischen Tunja und Bogota) in Schlachtordnung vor sich; es war der Tag des Schutzpatrons Spaniens (des heiligen Jacobus) und — Bolivars Geburstag **). Der Feind begann das Gefecht, indem er seine leichten Truppen vor-

*) Tunja, die Stadt etwa mit 7000 Einwohner liegt 50 Engl. Meilen nördlich von Bogota; der Bezirk (Corregimiento) zählt 100,000 Einwohner und ist gut angebaut.
Anmerk. d. H.

**) Anm. Der Schutzpatron hat doch wahrlich schlecht seine Pflicht erfüllt, dass er gerade jenen Hauptrebellen an seinem Ehrentage geboren werden liess.

schickte, um die rechte Flanke der Patrioten, die durch einen Morast gedeckt war, zu bedrohen; zugleich machte er mit einem Bataillon einen nachdrücklichen Angriff auf die Spitze des linken Flügels, aus General Santanders Division bestehend, der eine Anhöhe, die die ganze Stellung dominirte, besetzt hielt. Im Mitteltreffen waren das 2te Schützenbataillon, einige einheimische Schaaren, und etwa 80 Mann Reiter auf Pferden, Maulthieren und Eseln, zum Theil ohne Sattel und Zäume. — Der Feind vertrieb den linken Flügel und drang auf das Mitteltreffen ein; nun wurden die Engländer (das 2te Schützenbataillon) beordert, den Feind, von der Anhöhe, die er besetzt hatte, zu vertreiben; so wie sie vorrückten, ward Obrist James Rooke verwundet und Major Mackintosh übernahm das Commando. Sie jagten den Feind aus seiner Position, aber da ihnen die Munition ausging und der Feind durch ein frisches Bataillon verstärkt ward, wiederhohlte Angriffe der Britten mit dem Bajonet wegen der Bäume, Büsche und Felsen aber ohne Wirkung blieben, so mussten sie sich zurückziehn, um sich mit Schiessbedarf zu versehn. Dem Feind war es anfangs gelungen, das Fussvolk des Mitteltreffens zurückzudrängen, doch nun machte die kleine Reiterschaar unter Obrist Rondon einen kräftigen Angriff, der den Feind mit beträchtlichem Verlust zum Weichen brachte und hier die Schlachtordnung wieder herstellte. Mittlerweile suchten die zwei feindlichen Bataillone von der eroberten Anhöhe herab, im Rücken der Patrioten vorgehend, diese von ihrem Hinterhalte abzuschneiden. Von dem ersten Schützenbataillon unter Major Arthur Sandes tapfer unterstüzt, stürmten die Britten noch einmal die Anhöhe, wo der Feind sich tapfer wehrte

und jeder Fussbreit Boden mit Blut erkauft werden musste. Die Nacht brach ein und hinderte die Patrioten die weichenden Spanier nachdrücklich zu verfolgen. Die Patrioten kämpften in diesem Treffen auf Leben und Tod; vierzehn Patrioten, die bei Gameza gefangen wurden, wurden auf Befehl des Vicekönigs Samano Rücken an Rücken gestellt und von den Spaniern mit Bajonetstichen ermordet; jedem, der sich bei Pantano de Bargos ergeben hätte, stand dasselbe Schicksal bevor. Das Brittische (2te) Bataillon, verlohr 30 Mann an Todten und Verwundeten; unter den ersteren befand sich der Lieutenant Kaisley; dem verwundeten Obrist Rooke ward der linke Arm abgenommen, woran er nach einigen Tagen starb; er war der Sohn eines Brittischen Generals und ein tapferer Officier, der als Adjudant des Kronprinzen der Niederlande der Schlacht bei Waterloo beigewohnt, und seitdem Adjudant beim General Bolivar gewesen war. Die Britten empfingen Tagsdarauf den Dank des Oberbefehlshabers für ihre Tapferkeit in einem Tagsbefehl, und wurden sämmtlich (Officiere und Gemeine) zu Mitgliedern des Ordens der Befreier von Venezuela ernannt; die Cavallerie, so schlecht beritten sie auch war, und die Schützenbataillone theilten die Ehre des Siegs; seit diesem Tage wurden sie von ihren Colombischen Kampfgenossen geliebt, geehrt und aufs nachdrücklichste unterstützt. Keiner genoss einen Leckerbissen, ohne ihn mit einem Britten zu theilen. In keinem Feldlager in der Welt herrschte je eine herzlichere Vertraulichkeit zwischen Eingebornen und ausländischen Hülfstruppen als nun in dem Lager der Patrioten. Selbst der General Ansuartagui, ein braver Officier, der aber wenig von Europa wusste, derselbe, der mehrere mal laut ge-

sagt hatte, die Britten wären das Fleisch nicht werth, was man ihnen reiche, und sie wären nur gekommen, um sich füttern zu lassen, nicht aber um sich zu schlagen, ward nun ihr grösster Freund und Beschützer. Dr. Foley, ein Brittischer Wundarzt, fragte ihn während der Schlacht, gerade in dem Augenblick, wie seine Landsleute einen muthigen Angriff machte: Ob er noch glaube, dass die Britten nichts werth wären? „Nein, nein, sagte der Südamerikaner, sie sind werth mit Golde aufgewogen zu werden!"

Die Patrioten kehrten nach der Schlacht in ihr voriges Lager zurück; der Feind aber besetzte die noch vestere Stellung bei Boyaca, um die Hauptstrasse von Bogota zu decken. Die Frist zwischen dem 25. July bis zum 7. August (1819) benutzte Bolivar, um 500 Mann Rekruten auszuheben und zwar dadurch, dass er das Kriegsgesetz in Kraft setzte — und bei Todesstrafe verordnete, dass jeder Waffenfähige sich einstellen und dreissig Tage dienen solle; eine Maassregel, die ihn unmöglich beliebt machen konnte. Diese Rekruten waren mit Lanzen, Knitteln und alten, ganz unbrauchbaren Musketen bewaffnet; nach einem Siege waren sie sehr brauchbar, um Gefangene zu machen und fortzubringen, Gewehre aufzusammeln etc. — Die Britten nahmen auch an dem für Colombia's Befreiung entschiedenen Siege bei Boyaca (am 7. August 1819) Theil. In diesem Treffen ward Capitain Johnston, ein höchst verdienter, braver Officier *) am linken Arm

*) Johnston ist ein vertrauter Freund des Obristen Makintosh, unter welchem er diente, und des Capitains Cochrane. Reichlich belohnt und für seine Dienste und Wunde — zufrieden gestellt, (m. s. Columbus Junihett

verwundet, als er seine Compagnie zum Angriff führte, und ward dadurch eine Zeitlang undienstfähig. Dieser Sieg erwarb den Patrioten die Hauptstadt Bogota (s. Columbus Juniheft S. 490) und begründete recht eigentlich den Bestand der Republik Colombia. Der Oberbefehlshaber der Spanier (General . . . . .?) ward mit 47 Officieren und 2000 Mann (eine Anzahl, welche die der Patrioten Armee überstieg) gefangen; ausser vielen Vorräthen wurden 3500 Gewehre nebst Zubehör erobert. Das 2te Bataillon nahm nun den Namen Albion an, und mit 500 Eingebornen vollzählig gemacht, marschirte von Bogota südwärts, griff am 28. April 1820 bei la Plata (westlich von Popayan im Gebirge, 200 Engl. Meilen südlich von Bogota) die aus drei Compagnien bestehende Vorhut der Spanier an und vernichtete sie so, dass nur sieben Mann entkamen. In diesem Gefechte tödtete Capitain Friedrich Rush, von der ersten Compagnie, elf Feinde mit eigner Hand. Dieses Bataillon hatte auch Theil an dem Treffen bei Pitoya, wo der Colombische General Valdez einer Spanischen Division eine gänzliche Niederlage beibrachte; aber auch an dem unglücklichen Treffen bei Enoi (Coni?), am 2. Febr. 1821, welches blos dadurch verlohren ging, dass jener General so tolldreist war, Verschanzungen mit Reiterei anzugreifen; in diesem Gefechte ward der Bataillonchef Obristlieutenant Mackintosh an der linken Hand verwundet, mehrere Britten fielen dem Feinde in die Hände, wurden auf dem Markte zu Pasto (340 Engl. Meilen südlich von Bogota) ermordet, die Spanier schlugen ihnen mit Aexten

S. 538) verliess als Obrist im October 1823 Colombia um in England die so sauer erkämpften Früchte seiner Tapferkeit zu geniessen. Anm. d. H.

den Hinterkopf ein. Der Bataillon ging darauf zur See nach der Hafenstadt Guayaquil an Colombia's Westküste, und focht in dem Treffen, welches General Sucre (nachmals Sieger bei Ayacocha) in der Nähe dieser Stadt bei Yaguachi gewann, wo eine feindliche Division von 1200 Mann theils getödtet theils gefangen ward. Die Colombische Armee überstieg nun das Küstengebirge der Anden um die von Quito nach Peru führende grosse Landstrasse zu gewinnen; dort wurden sie bei Guachi (150 Meilen südlich von Quito) gänzlich geschlagen, weil Zwistigkeit unter den Colombischen Befehlshabern herrschte und der Feind weit stärker an Reiterei war; die meisten Officiere fielen dem Feinde in die Hände oder wurden getödtet; Obristlieutenant Johnston führte an diesem Tage den Befehl; Obristlieutenant Mackintosh, an der Spitze eines andern Bataillons, empfing abermals eine Wunde an der linken Hand; beide wurden gefangen. Nach der Kriegsordnung, die zwischen Bolivar und Morillo verabredet war, ward das Leben der Gefangenen verschont; einige entkamen, andre wurden ausgeliefert. Ein in diesem Gefechte gefangener Officier des Bataillons Albion ward verwundet und fieberkrank nach Quito geschleppt; ein patriotisch gesinnter Bürger, José Alvarez, setzte sein Leben und Eigenthum für ihn zum Pfande und nahm ihn in sein Haus, um seine Gesundheit herzustellen; General Melchor Aymeric, (derselbe der jetzt in Spanien eine Rolle spielt), sonst ein unerbittlicher Tyran (an inexorable tyrant), gewährte diese Bitte in der Hoffnung, der Britte werde entweichen und dann ein Vorwand vorhanden seyn, jenen Bürger um Leben und Freiheit zu bringen; doch der Officier kehrte, als er genesen war, in seinen Kerker zurück, bewirkte aber

bald seine Flucht mit Hülfe eines andern Bürgers von Quito, Vincente Aguire, der über 200 Gefangenen den Weg zum Entweichen bahnte. (Ein augenscheinlicher Beweis, das auch in dieser Gegend die Besseren der Sache der Freiheit ergeben, und ihren Vertheidigern hold waren.)

Im Anfange des Jahrs 1822 ward das Bataillon noch einmal recrutirt, rückte wieder gegen Quito, und hatte den Ruhm, der Schlacht am Vulkan Pichincha (nahe bei Quito) den 24. May 1822 beizuwohnen, wodurch auch das wichtige (silberreiche) südlichste Departement Colombia's, Quito (jetzt, weil es unter dem Erdgleicher liegt, Ecuador (Aequator) genannt), gänzlich vom Joche der Spanier befreit ward; in diesem Treffen führte Obristlieutenant Mackintosh wieder sein Bataillon. Die wenigen Officiere, die diese ungeheure Folgereihe von Beschwerden, Gefechten und Unfälle überlebt hatten, es waren nur fünf bis sechs, überreichten dem Oberbefehlshaber Bolivar eine Bittschrift, mit dem Ansuchen, in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen; sie waren fast alle mit Narben bedeckt, alle mit Ehrenzeichen, als Belohnung für ihre ausgezeichneten Dienste, geschmückt. Dieses ward ihnen bewilligt, und, weil fast alle durch Wunden oder Krankheit gelitten hatten, so wurden ihnen Pensionen zugesichert; das zweite Schützenbataillon hörte also auf, sobald Colombia dessen Dienste nicht mehr bedurfte.

Während des Feldzugs 1819 that General Bolivar alles, was in seinen Kräften stand, um die Leiden der im Auslande geworbenen Leute zu erleichtern; ehe das zweite Bataillon den Paramo vor Pispo überschritt, (die eingebornen Truppen waren einige Tage

ASTATISTICAL

zuvor passirt,) schickte er einen Obristen zurück, um ihnen Binsenschuhe (alpergates) und Brod zu verschaffen. Erkrankte ein Officier, so lud er ihn sogleich an seine Tafel, um das Wenige zu theilen, was er hatte, freilich blos gemeine Soldatenkost, und überdies einige Löffel voll Suppe, (d. h. etwas Reis in Rindfleischbrühe gekocht, ohne Salz und Kraut), ein Stück Schiffszwieback, so gross, wie ein Thaler, und ein kleines Stückchen Candieszucker für jeden Officier. (Das war doch wahrlich ein kärglicher Hauptquartier-Schmaus!) So wie das Bataillon in Bogota angekommen war, liess er die Leute sogleich kleiden, und verhiess ihnen vollen Sold, während die übrige Armee nur halben Sold erhielt; diese Soldzahlung konnte freilich nicht immer ganz regelmässig geschehen, aber sie waren nie wieder ganz ohne Sold, wie im Jahre 1819. Stand das Bataillon im Hauptquartiere, so lud er die Officiere immer an seine Tafel, und ergriff jede Gelegenheit, ihnen seine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für die Dienste, die dieses Corps geleistet hatte, zu äussern.

Obrist Hutzler war im Anfange des Jahrs 1819 dem Spanischen General Morillo in die Hände gefallen, der ihm gefangen hielt, und ihn zwang, in Ketten die Strasse von Caracas zu reinigen etc. Bei der Zusammenkunft der beiden Oberbefehlshaber zu S. Anna, im Jahre 1821, während des Waffenstillstandes, ersuchte Bolivar um die Befreiung dieses Officiers, als um eine persönliche Gunstbezeugung; Morillo gewährte sie; Obrist Hutzler ward frei, und Bolivar erhob ihn sogleich zum Befehlshaber seines Gardegrenadier-Regiments, eine Ehren-

stelle, die dieser hochverdiente Deutsche noch jetzt bekleidet. (Er befindet sich bei der Armee in Peru.)

Die Britten wurden bald so gut ans Marschiren in Colombia gewöhnt, dass sie fortwährend den Vortrab der Armee bildeten; man beklagte sich nun, dass sie zu schnell marschirten, wie man sie früher ihrer Langsamkeit wegen getadelt hatte. Der Geist der dieses Corps belebte, war so vortrefflich, dass die Eingebornen, die bei demselben dienten, sich höher schätzten, als die übrigen, wenn man sie Engländer (Ingleses) nannte, und sie bedienten sich Englischer Flüche, um ein Anrecht an diesen Ehrentitel zu haben. Während des Feldzuges in Pasto erfolgte zu Pitoya der Befehl, dass alle, die nur irgend dass Hospital verlassen könnten, mit aufbrechen sollten; ein alter Soldat, Namens Slattery, dem es schwer geworden war, den Paramo bei Pitoya zu übersteigen, blieb zwei Tage und Nächte ohne Nahrung zu sich zu nehmen, oder irgend einen Dienst zu thun stille liegen; da hörte er Schiessen, und fragte, was es gebe? Man sagte ihm, der Feind vertreibe die Vorposten, und greife die Armee an; sogleich erhob er sich aus der Ecke der Scheune, wo er lag, und rief: Slattery muss dabei seyn! — stiess zu seiner Compagnie, und brachte bald einen Gefangenen in der einen, und sein Gewehr und zwei Dublonen in der andern Hand zurück.

Die Freystaaten des Alterthums und die Freystaaten in Amerika.

Von Dr. M . . p . . . r in G — w.

So wesentlich, wie sich die transatlantische Erdhälfte von der cisatlantischen unterscheidet, so wie

jene sich wie das Werden, diese wie das Seyn ankündigt, so auch das Alterthum, und die seit der Völkerwanderung langsam entwickelte Staatenwelt, aus welcher das, was in Amerika entsteht, eigenthümlich entwickelt, hervorgegangen ist. — Es war in den Schulen lange der Brauch, dass die Jugend gar viel von Romulus und Remus, — Brutus und Lucretia — Scipio und Cicero, Augustus und Horaz — hörte; und überdies von den herrlichen Griechen, und von allem, was den Juden begegnet ist — aber fast erst seit Bröder, erfährt sie manches von Karl dem Grossen, den Hohenstaufen — Elisabeth — Ludwig XIV., Carl XII. und Friedrich II., viel weiter geht es noch jetzt nicht! An einigen Orten wird auch deutsche Geschichte, besonders von Hermann an — und sogar die Vaterländische oder Vaterstädtiche Chronica betrieben. Die alten Griechen und Römer aber blieben doch für den, der zu einer höhern Bildung fortschreitet, immer das Augenmerk, gleichsam der Angelstern, wohin man blickt, wenn man sich Hohes und Herrliches im Leben denken will. Jene Völker haben allerdings viel geleistet, sie haben Europa den Schwung verliehn, welcher diesen kleinen Welttheil wissenschaftlich über alle hebt, und wer die Quellen des Erkenntnisses und der Kunst, die sie eröffneten, verachtet, ist und bleibt wahrlich ein Barbar. Doch mit Recht haben tiefe Kenner es beklagt, dass z. B. die eigentlich deutschen Rechtsformen durch die Einführung des Römischen Rechts geschmälert, und zum Theil vernichtet sind. Wer das Alterthum mit ächter Achtung ehrt, empfindet tief, dass es uns zu ferne steht, dass mit allem seinen Glanze nur ein Grab der Vergangenheit ist, und dass wir für die Gegenwart und die Zukunft streben sollen. Jene

bedauernswerth veralteten und verkommenen Seelen, die im Bücherstaub begraben, ihre Augen der täglich prangend emporstralenden Sonne verschliessen, wollen nur, was war; sie durchstöbern fortwährend Trümmer, uneingedenk, dass darin einst Leben und Liebe hauchte, sie loben nur das Alte und schmälen auf das Neue, welches doch Gott auch werden lässt. Daher stellen sie Griechenland (Athen und Sparta) und Rom als Muster auf, und entlehnen ihre Begriffe von Freystaaten aus jener ferneren Vergangenheit, ohne die Verschiedenheit der Zeit und Ortsverhältnisse zu berücksichtigen. Ueber den einzigen Freystaat, der wahrscheinlich mit denen, die in Europa jetzt bestehn, die grösste Aehnlichkeit hatte — Phönicien — fehlt es uns an genügenden Nachrichten. — Die kleinen, in gegenseitiger Anfeindung, durch die hohe Lebhaftigkeit des Volks erwachsenen Griechischen Staaten, wurden eigentlich erst durch den grossen Philipp und dessen hochherzigen Sohn Alexander welthistorisch wirksam; eben dadurch aber ward das Lebenselement des Griechischen Wesens: die Volksfreyheit, für Jahrtausende vernichtet. Auf dem engen Raum einer Halbinsel, eines inselvollen Archipels, und einiger Küstenstriche beschränkt, tobte die Zwietracht seit der Eroberung Troja's unter den Griechischen Städten und Landschaften, wovon stets die mächtigsten die kleinern zu unterdrücken und zu unterjochen suchten. Das ist es, was die Griechische Geschichte von Theseus bis zur Zeit des Achäischen Bundes so anziehend, so dramatisch macht. — Rom war eine Stadt, wie sie auf der ganzen Erde nirgend noch einmal erschienen ist und nie wieder erscheinen wird. Diese Stadt, von Gesindel gestiftet, eroberte durch ihre treffliche Municipaleinrichtung, eines

der grossen Meisterstücke des menschlichen Geistes, erst die Umgegend besiegte, dann die auf einer höhern Stufe der Bildung stehenden Etrurier, und mit Hülfe der Wilden an der adriatischen Küste das herrliche Grossgriechenland (jetzt Königreich Neapel), wo der Pythagoräische Bund prangende Städte gestiftet hatte, nahm er bei dieser Gelegenheit mit dem in Alexanders Kriegsschule erzogenen Pyrrhus auf, und, sich für unüberwindlich achtend, und stets den Grundsatz bewährend, nur nach Siegen, Frieden zu schliessen, (einen Grundsatz, dem jetzt auch Grossbrittanien huldigt) — begann er einen Kampf auf Leben und Tod mit dem durch Handel mächtigen Karthago; Beharrlichkeit siegte, und in demselben Jahre, 146 vor Christi Geburt, als die Hauptstadt der afrikanischen Nordküste zerstört ward, plünderte Mummius das reiche Korinth, und das in sich durch Partheywuth zerrissene Macedonien und Griechenland ward unterjocht, gleichsam die Brücke, um nach Kleinasien, und von dort nach Asien selbst einzudringen, daselbst wollüstige Tyrannen zinsbar zu machen oder zu entthronen, und mittels des durch Welthandel bereicherten Aegyptens, die Eroberungskette an das der Republik Karthago abgenommene Gebiet auf Afrikas Nordküste anzuschliessen, welches sich schon über die Meerenge der Herkulischen Säulen (Gibraltar) hin mit dem fast schon unterworfenen Spanien verband. Cäsar zog nun nach Norden, weil man mit Recht ahndete, von dort her sey die Gränze am meisten gefährdet, und dehnte seine entdeckenden Eroberungen durch Gallien und Belgien bis nach Brittanien aus. Aber nun war in einem Zeitraume von etwa 600 Jahren die Stadt — zum Weltreiche geworden. Das Municipalinstitut, von einer trefflichen Rechts-

pflege unterstützt, konnte wohl die Quiriten, nicht aber viele Millionen Unterthanen und Bundesgenossen regieren. Auch in der Stadt selbst hatten sich die alten Stifterfamilien, die Patricier, nie mit den hinzugetretenen (den Plebejern) vermischen wollen. Mit einem Adel kann kein Freystaat bestehn; jener Adel aber bildete, wie es in der bekannten trefflichen Fabel, heisst, den Magen, der alles verdaute — und dem Staatskörper alle Lebenssäfte bereitete. Als dieser durch Reichthum entartete, und seine Vaterwürde und väterländisches Ansehn (als Patricier und Senatoren) entbüsste —, als wilde Krieger, die weiter nichts waren und seyn konnten, (z. B. Marius) die ganze Staatsgewalt, trotz der dem ganzen Volke noch immer heiligen Staatsverfassung, welcher selbst der Gottesdienst eingeimpft war — an sich zu reissen vermochte — da trat — freilich wunderbar langsam — und nach entsetzlichem Blutvergiessen und Kämpfen eine neue monarchische Regierung ein, die eigentlich erst unter Fürsten, wie Trajan und die Antonine, im ganzen Umkreise des noch immer anwachsenden Weltkreiches Ansehn und Achtung gewann. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Ausbruch der Fehde zwischen Brasilien und den Platastaaten.

Das Kaiserreich Brasilien erstreckt sich im Süden bis znm Rio de la Plata, und zwar an dessen nördliches Ufer, wo die bekannte Handelsstadt Montevideo liegt. (M. s. dieses Heft, S. 8, wo auch erzählt ist, wie diese vormals Spanische Gegend erst Portugiesisch und dann Brasilisch geworden ist.) Etwa 20 d. Meilen

östlich von Montevideo liegt Maldonado (s. dieses Heft, S. 5) mit 2000 Einwohnern, und einem Fort auf der vorliegenden Insel Gorriti; der Boden zwischen Maldonado und Montevideo ist von Seen und Küstenflüssen durchschnitten, aber fruchtbar, zum Theil angebaut und gut zu passiren. — 25 d. Meilen westlich von Montevideo liegt am Plata: Colonia do Sacramento, mit etwa 3000 Einwohnern, das schon 1681 von den Portugiesen angelegt ward, und diese Stadt liegt unfern von der Mündung des breiten Uruguay, der die Gränze zwischen der Brasilischen Provinz Cisplatina (Montevideo) und den, mit Buenos Ayres (am südlichen Ufer des Rio de la Plata) verbundenen Staaten Entre Rios und Corrientes bildet. Wollten die Plata-Staaten einen Angriff auf Brasilien unternehmen, um Montevideo wieder zu erobern (s. dieses Heft, S. 11), so müsste dieser nach gewöhnlicher Berechnung dadurch geschehen, dass sie Truppen über den Uruguay gehen liessen. Da dieses mit Weitläuftigkeiten verbunden war, so scheinen sie es vorgezogen zu haben, in der Banda oriental, so hiess zur Spanischen Zeit das jetzt sogenannte Cisplatina selbst, Faktionen zu erregen.

Am 13. Februar erliess der commandirende Brigadier, Fructuoso Rivera (Ribeira), ein Manifest in Spanischer und Portugiesischer Sprache, worin er sehr nachdrücklich eine Aeusserung in No. 115 des in Buenos Ayres erscheinenden Blattes Argos zu widerlegen suchte. Darin war berichtet, er stehe mit Personen in der an die Brasilische Provinz Montevideo (Banda Oriental) gränzende Plata-Provinz Enterios in Verbindung — um jenes Brasilische Land zu revolutioniren. — Der Brigadier aber behauptete, das sey unwahr, er wäre ein guter Bürger (bom cidadaõ),

seinem Eide getreu, und fühle als solcher, wie erspriesslich für Montevideo die Vereinigung mit dem Brasilischen Reiche sey. — Trotz dessen Zusicherung ist er bekanntlich von Montevideo mit 700 Mann ausmarschirt, und sucht die Provinz zu empören. (Er schreibt sich unter jenen Proclamationen Fructuoso Rivera, nicht Ribeira.)

Nach Berichten aus Rio de Janeiro vom 22. May empörte sich nämlich dieser General, Fructuoso Rivera, ein Spanier, der vormals unter dem General Artigas, der im Dienste der Republik Buenos Ayres stand, befehligte. — Rivera blieb diesem treu, als derselbe am Ende des Jahres 1814 sich gegen Buenos Ayres auflehnte, und schlug die Truppen der Republik unter dem Obristen Dorrego, die gegen den Artigas anrückten. Als aber ein starkes Portugiesisches Corps aus der Brasilischen Gränzprovinz S. Pedro do Rio Grande do Sul unter dem General Lecor in die Banda oriental eindrang, räumten die Truppen von Buenos Ayres unter Soler Montevideo, und ihre Feinde besetzten diese Stadt (am 17ten April 1817). Artigas wandte sich nach Corrientes, und ward bei einem Einfalle in Paraguay gefangen. Rivera aber ergab sich den Portugiesen, und als diese nach langem Widerstande im Jan. 1824 Montevideo räumten, trat General Rivera in Brasilischen Dienst, nach dem Beispiele des Generals Lecor, den damals der Kaiser von Brasilien zum Baron, und in diesem Jahre am 11. April zum Visconde de Laguna ernannt hat. Rivera hat ausser jenen Brasilischen Truppen, die ihm Folge leisteten, die wilden Reiter der fruchtbaren Wildnisse, nördlich von Montevideo, für sich gewonnen, hat Maldonado besetzt, sich also die Communication zur See mit Buenos Ayres eröffnet, in einem

Gefechte ein Recognoscirungs-Piket von 200 Brasilischen Reitern 7 Stunden von Montevideo gefangen genommen, und die Landstrasse, die von dieser Stadt parellel mit dem Rio de S. Lucia aufwärts ins Innere von Brasilien, und als Maulthierpfad nach S. Paulo führt, innehabend, die Verbindung Montevideos zu Lande unterbrochen. Es ist fast zu erwarten, dass die Regierung der Platastaaten diesen Angriff des Generals Rivera auf Brasilien, wenn sie ihn auch nicht angeregt haben, doch wenigstens benutzen werden; in wenigen Tagen kann ihm Mannschaft und Kriegsbedarf aus Buenos Ayres zugeführt werden, und auf Feindseligkeiten von Seiten der Platastaaten musste der Kaiser von Brasilien längst gefasst seyn. Am 5. Decbr. 1824 erklärte sich der Präsident der Lokal-Regierung von Buenos Ayres, Juan Gregorio de las Heras (am 1. April 1824 auf drei Jahre erwählt) in seiner Bothschaft an den zum erstenmal zusammengetretenen National-Congress der Platastaaten folgendermassen: „Das benachbarte Kaiserreich Brasilien macht eine bedauernswerthe Ausnahme von der allgemeinen Politik der Amerikanischen Nationen. Die Abtrennung der Provinz Montevideo von unseren übrigen Provinzen durch die unredlichsten Kunstgriffe und das Behalten derselben unter dem Drucke der Waffen, ist ein Skandal, das durch den Schein der Gesetzmässigkeit, worin man diese Usurpation zu hüllen sucht, nur noch gehässiger wird. Die Regierung der Provinz Buenos Ayres hat bei dem Hofe von Rio de Janeiro Gründe und Vorstellungen versucht, und obgleich ihre Bemühungen bisher fruchtlos gewesen sind, so verzweifelt sie doch nicht an deren Erfolg. Vielleicht bringt der Rath mächtiger Freunde es dahin, dass jener Hof der

Vernunft Gehör giebt, und die traurige Nothwendigkeit eines Kriegs von den Küsten Amerika's entfernt wird.“ Da es nun notorisch ist, dass seit Anfange dieses Jahrs Brasilien keine Schritte gethan hat, Buenos Ayres zu begütigen, so mag jene traurige Nothwendigkeit wohl eingetreten seyn. Auf jeden Fall kommt diese Fehde, die bei weitem gefährlicher ist, als der Aufstand des feigen Carvalho in Pernambuco unter den jetzigen Umständen der Brasilischen Regiegierung gewiss sehr ungelegen. Der Brasilische Seeheld Cochrane, der schnell südwärts fahren, und Buenos Ayres, welches keine Seemacht besitzt, blokiren könnte, ist derweil in England. Anderer Seits kann der Kaiser, der einzige Fürst auf Amerikanischem Boden, unmöglich in eine Abtretung des für Brasilien so wichtigen Montevideo (s. dieses Heft, S. 10) willigen, die ihn bei der Nation in kein günstiges Licht setzen, und seinem Ehrentitel: als immerwährendem Vertheidiger Brasiliens keineswegs entsprechen würde. Er hat demnach dem Visconde von Laguna (Lecor) — dessen Treue er sehr zu vertrauen scheint, und der ihn hoffentlich nicht täuschen wird — 1200 Mann zur Hülfe geschickt. Da im April dieses Jahrs etwa 600 Mann nach Pernambucco geschickt sind, so wird durch diese neue Absendung die Besatzung der Hauptstadt sehr vermindert. Jener Succurs geht auf Transport-Schiffen, und kann zur See in wenigen Tagen vor Montevideo eintreffen. Zu Lande würde der Marsch Monate dauern, und die Fortschaffung von Geschütz und Reiterei, die gerade in dem flachen Cisplatina so wichtig sind, unmöglich seyn. Der höchst beschwerliche Weg durch und über Gebirge beträgt von S. Paulo südwärts 230 Deutsche Meilen, also eben so viel wie

der von Berlin nach Petersburg. Rio de Janeiro ist nur 45 Meilen ostwärts von S. Paulo entfernt, aber zu Lande ist dort fast gar nicht durch zu kommen. Handelsunternehmungen nach Montevideo, und selbst nach Buenos Ayres, scheinen in diesem Augenblicke sehr gewagt.

Das Treffen bei Tumusla.

(Gänzliche Vernichtung der Spanischen Kriegsmacht in Süd-Amerika.)

(Nach dem Argus.)

Der Spanische General, Pedro Antonio Olaneta, hatte es verschmäht, der unter dem Vicekönig La Serna im October 1824 vorrückenden Armee, Folge zu leisten; er war mit seinen Truppen in Oberperu zurückgeblieben. Nach der Schlacht bei Ayacocha (s. Columbus Aprilheft S. 306-349, wo auch etwas über Olaneta's früheres Benehmen vorkommt) wollte er, wie seine vom 4. Januar 1825 aus Oruro datirte Proclamation an Peru's Volk beweiset, sich den Bedingungen der in Folge jener Schlacht mit der siegenden Independenten-Armee von Peru und Colombia abgeschlossenen Capitulation, nicht fügen. Er nannte Laserna (der doch in Spanien jetzt beim Könige freundliche Aufnahme gefunden hat) einen Verräther, und erklärte, dass er sich bereits auf dem Marsche (?) befinde, um seine Operationen zu beginnen; er wolle lieber sterben, als seine Armee (3000 Mann) den Feinden überliefern, „der göttlichen Vorsehung vertrauend, welche die Vertheidiger der Religion und die, welche ihrem Könige Ferdinand VII. treu bleiben, nie ver-

fest." — Olaneta stand in einer äusserst fruchtbaren, silberreichen, bevölkerten Gegend, die ihm alles was er und seine Truppen wünschen konnten, darbot. Oruro, ein Handelsort, der mit seiner Umgegend 30,000 Einwohner zählt, liegt westlich vom Desaguaderostrom und der grossen Andenkette, wegen der Höhe des Bodens in einem paradiesischen Klima, 180 Deutsche Meilen westlich von Lima, wohin erst hinter das Gebirge und dann an die Küste eine Strasse führt; beide Städte liegen also so weit von einander wie Hamburg von Genua. — Oruro bildet eine Provinz von Oberperu, im Norden von la Paz, und Cochabamba, in Osten von Charcas und in Südwesten von Potosi umgeben. Die Provinzen von Oberperu, höchst fruchtbar und reich an edlen Metallen, aber zu gebirgig für die Viehzucht, liegen an der Abdachung der Anden nach Westen; die hier entspringenden Ströme fliessen sämmtlich dem Rio de la Plata zu (s. dieses Heft S. 7). Natürlich brachten sie ihre Metalle und andern Produkte gerne nach dem Südwesten, und diese wurden von Buenos Ayres ausgeführt. — Sie bezogen dagegen aus den südwestlich von ihnen liegenden Niederungen (den eigentlichen Platastaaten, Salta, Tucuman etc.): Maulthiere, Hornvieh, Matté; aus Buenos Ayres, Manufakturwaaren etc. Dieser friedliche Verkehr ward während der ganzen Zeit, dass die Spanier sich nach der Revolution in Peru behaupteten, als seit 1809 mehr oder weniger zu beiderseitigem grossen Nachtheile gestört. Die Bewohner der Platastaaten, meistens bekehrte und berittene Indianer, den Llaneros in Colombia ähnlich, und die gleichfalls sehr mannhaften Nachkömmlinge der Spanier hatten oft Versuche gemacht, die Alt-Spanier aus dem ihnen wichtigen Oberperu zu ver-

treiben. Es hatte ihnen aber, da diese immer von Lima aus verstärkt wurden, nicht gelingen wollen. Als nun im Anfange dieses Jahrs in jenen an Oberperu stossenden Gegenden (Charcas, Potosi, Salta) der Sieg bei Ayacocha ruchtbar ward, griff dort alles wieder zu den Waffen (wozu diese Südamerikaner sehr geneigt sind) — und rückte jeder aus seinem Gau (etwa wie die Deutschen gegen die Römer) vor. Der Obrist Don Carlos Medina Celi, der eine 300 Mann starke Reiterschaar Chiquitos- (nicht Chiquenos) Indianer (aus Charcas) führte, traf zuerst am 1. Apr. d. J. die Spanier bei Tumusla, etwa 10 Meilen südlich von Oruro an der grossen Strasse, die von dort durch die Bergwerkstadt Cotagayta (in Charcas), an Tupiza hin, über Jujui (3000 Einw.) nach Salta (Hauptstadt des gleichnamigen Staats, 30,000 Eiew.) führt (Salta liegt 96 Deutsche Meilen südwestlich von Oruro). Von Tupiza, Salta etc. waren bereits Truppen auf diesem Wege in Marsch um jenen tapfern Vortrab zu unterstützen. Alle wilden Völker zielen in jedem Treffen zuerst auf die Anführer des Feindes. So traf auch Olaneta das Verhängniss für seinen König zu sterben, so wie er in seiner Proclamation am 9. Jan. gewünscht hatte. Die Sieger berichteten die errungene Niederlage des Feindes nach dem 200 Deutsche Meilen südlich von Salta, also so weit wie München von Petersburg, liegenden Buenos Ayres und zu sicherm Erweise, dass der Sieg bei Tumusla wirklich entscheidend war, erklärte der Vice-Statthalter von Salta, Bustamente, „da nunmehr nach Vertilgung der Tyrannen die Gründe wegfallen, welche das Verbot des Handels mit Kriegsbedürfnissen, Maulthieren etc. und des Durchreisens der Bürger dieser Provinz nach Peru veranlasst

hatten, so werde hiermit das Aufhören des Verbots und die völlige Handelsfreiheit nach Peru verkündigt." Die Regierung von Buenos Ayres bestätigte unter dem 4. May diese angenehme für alle Platastaaten und ganz Südamerika so wichtige Anzeige, und erklärte gleichfalls die Verbote des Handels mit Maulthieren und Vieh aller Art, mit Kriegsbedürfnissen etc. vom 4. May an, für null und nichtig und gestattete gegen Zahlung der verordneten Abgaben, und den erforderlichen Pässen von den gegenseitigen Regierungen den freiesten, unbeschränktesten Handel mit den Provinzen Peru's!" — So hatte also das Gefecht bei Tumusla und der Tod Olaneta's am 1. Apr. noch wichtigere Folgen, als die Schlacht bei Ayacocha und die Gefangennehmung Laserna's und Canterac's am 9. Dec. 1824. Von dem ungeheuer grossen Lande Südamerika (340,917 geogr. □Meilen, also fast dreimal so gross als Europa, welcher ehedem gänzlich den Spaniern und Portugiesen unterworfen war —) ist jetzt kein Fleck mehr Europäisch, als der Küstenstrich Guaiana (4460 geogr. □M.) worin sich die Britten, Niederländer und Franzosen getheilt haben und — die Vestung Callão an der Westküste bei Lima; in den ersten drei Monaten dieses Jahrs ist die Hoffnung zur Wiedereroberung desselben von Seiten der Spanier ganz und gar vernichtet. —

Reisegelegenheiten und Posten in Colombia.

Zu Lande reist man bloss auf Maulthieren; zu Wasser in Canots, in piraguas und jetzt auch auf dem Magdalenenstrome und Orenoko mit Dampfböten;

mehrere Landstrassen sind theils vollendet, theils im Baue begriffen, diese werden, weil sie fahrbar sind, den Verkehr im Innern unglaublich befördern. Weil aber das Gebiet von Colombia allenthalben von hohen Bergreihen der Anden und deren zahlreichen Ramification durchschnitten ist, so müssen alle Landstrassen durch und über Berge geführt werden, welches bei der nicht zahlreichen Bevölkerung ihre Anlegung, wie ihre Unterhaltung, doppelt schwierig macht. (Sind doch erst im 19. Jahrhundert fahrbare Strassen über Europas Alpen gebahnt.) Es giebt daher bis jetzt in dem ganzen Innern der Republik keine andre als Maulthierpfade, und diese sind, besonders bei Regenwetter, höchst gefährlich. In einem Wagen kann man von Bogota ab nicht mehr als ein oder zwei Englische Meilen weit kommen. Der Spanischen Vicekönig hatte vormals eine Kutsche; jetzt giebt es keine mehr im ganzen Lande, und blos in der Hauptstadt einige Gigs (zweirädrige Chaisen). In den Ebenen hat man einige plumpgebaute Karren mit undurchbrochenen Rädern, die blos zwischen Facatativa *) und Bogota zu gebrauchen sind, und auch dort oft im Koth stecken bleiben. Sie sind nach dem Muster der in einigen Provinzen Spaniens gebräuchlichen erbaut; ihre ungeschmierte Räder knarren abscheulich, so dass sie den Zollbeamten in weiter Ferne die Ankunft der Schleichhändler verkünden würden, wenn dergleichen in Colombia zu fürchten wäre. (Solche Karren ausschliesslich eingeführt wären vielleicht an manchen Gränzen von grossem Nutzen.)

*) S. Columbus Maiheft S. 434.

Wöchentlich geht ein Postbote von Bogota nach eine der drei grossen Abtheilungen der Republik (Quito, Cartagena und Caracas) ab, und kehrt auf gleiche Weise von dort her zurück. Dreimal monatlich gehn Posten von Bogota nach Cartagena hin und her; sie verlassen Cartagena am 10., 20. und 30. jedes Monats. Sie kommen stromaufwärts (nämlich den Magdalenenfluss) in 19 bis 20 Tagen von Cartagena (stromabwärts) in etwa zehn Tagen (nie in sieben Tagen) und auf diesem Wege steht die bisherige Hauptstadt mit England und überhaupt mit Europa in directer Verbindung (zwischen Cartagena und Falmouth in England fahren jetzt bekanntlich Dampfböte). Die Posten gehn langsam, aber sicher. Der Briefbeutel wird auf einem Maulthiere oder Pferde von Cartagena nach Barranca (6 Deutsche Meilen südwärts von der Mündung des Magdalenenstroms, s. Maiheft des Columbus S. 399) gebracht; dort wird der Beutel in einen kleinen Canot gelegt, so nach Honda (s. Maiheft S. 477) geschickt, und von diesem Orte auf einem Maulthiere oder Pferde nach Bogota. Er wird nur von einem Mann begleitet, der zum Abzeichen ein rothes Band trägt. Die von Bogota abgehende Post und die aus Antioquia nimmt Geld mit, gegen Erlegung von 1½ pCt. Fracht. Obgleich diese Werth keine Escorte haben und oft unermesslichen Posten führen, so giebt es doch kein einziges Beispiel, dass sie geplündert oder angehalten wäre. *)

*) Ein neuer augenfälliger Beweis der vorherrschenden Ehrlichkeit der Colombier gegen Molliens verläumdrische Angaben. In Frankreich, Grossbrittanien und selbst in Deutschland gehn die Posten trotz der Bedeckung nicht immer unangefochten.

Anm. d. H.

Soldliste
der Landmacht von Brasilien.

(Nach dem Kaiserl. Decrete vom 28. März 1825.)

(Aus dem Diario fluminense.)

General en Chef monatlich: 200 Milreis *); als Armee-Commandant überdies nach Verhältniss der Stärke des Corps und der Wichtigkeit der Operationen monatliche Gratificationen, auf dem Marsch, so wie die activen Operationen anfangen, täglich 20 Portionen und 16 Rationen; General-Lieutenant, monatlich, 140 Milreis; als Armee-Commandant verhältnissmässige Gratification, Portionen und Rationen gleich dem General en Chef; als Divisionschef 140 Milr., m. Gr. 12 Portionen und 8 Rationen; als Platz- oder Distrikts-Commandant 30 Milr. 12 Portionen, 4 Rationen; als Vestungs-Commandant 30 Milr. 12 Portionen und keine Ration; — Marechal de Campo, 110 Milr. monatlich, als Divisions-Commandant 90 Milr. m. Gr. 8 Portionen, 6 Rationen; als Platz- oder Distrikts-Commandant 30 Milr. m. Gr. 8 Portionen, 3 Rationen; als Vestungs-Commandant 30 Milreis, 8 Portionen; Brigadier, 80 Milreis monatlich, als Brigadecommandant, 80 Milr. m. Gr. 5 Portionen, 4 Rationen; als Platz- oder Distriktscommandant 30 Milr. m. Gr. 5 Portionen, 2 Rationen; als Vestungscommandant, 30 Milr. m. Gr. 5 Portionen; Obrist, 70 Milreis, als Brigadecommandant, 80 Milr. m. Gr. 5 Portionen, 4 Rationen; als Corpscommandant. 30 Milr. m. Gr. 3 Portionen, 2 Rationen; beim Generalstab 1. Classe 20 Milr. m. Gr. 3 Portionen, 2 Ra-

*) Anm. Etwa ein Piaster, 24½ Reis ist etwa 1 gGr.

tionen; 2. Classe, 10 Milr. m. Gr. 3 Portionen, Obristlieutenant 60 Milr. monatlich; als Corpscommandant 30 Milr. m. Gr. 2 Portionen, 2 Rationen; beim Generalstab 1. Classe 15 Milr. m. Gr. 2 Portionen, 2 Rationen; 2. Classe 8 Milr. m. Gr. 2 Portionen; — Major: 50 Milr. monatlich; als Corpscommandant 3 Milr. m. Gr. 2 Portionen, 2 Rationen; beim Generalstab 1. Classe 15 Milr. m. Gr. 2 Portionen, 2 Rationen; 2. Cl. 8 Milr. m. Gr. 2 Portionen; Capitain, 30 Milr. monatlich, als Corpscommandant, 30 Milr. m. Gr. 1 Port. 1 Rat.; als Compagniecommandant 10 Milr. m. Gr. 1 Portion; beim Generalstab 1. Classe 10 Milr. m. Gr. 1 Portion, 1 Ration; 2. Classe 6 Milr. m. Gr. 1 Port.; Oberlieutenant (Tenente) 25 Milreis monatlich; als Compagniecommandant 10 Milr. m. Gr. 1 Port.; beim Generalstab 1. Classe 6 Milr. m. Gr. 1 Portion, 1 Ration; 2. Classe 4 Milr. 1 Portion. — Alferes (Unterlieutenant) 22 Milr. monatlich; als Compagniecommandant 10 Milreis, m. Gr. 1 Portion; beim Generalstab 1. Classe 6 Milr., m. Gr. 1 Portion, 1 Ration; 2. Classe 4 Milr. 1 Portion.

Unterstab. Adjudant-Unterofficier (Stabsfeldwebel) täglich 340 Reis; Quartiermeister-Sergeant, 280 Reis; Regimentstambour, 140 Reis; Stabshornist, 260 Reis; Fahnenschmid, 100 Reis; Stabssattler, 100 R.; Büchsenschäfter, 100 Reis; Musikmeister, 940 Reis; Regimentsspielleute 1. Classe (Stabsmusici), 370 Reis; 2. Classe 220 R.; 3. Classe 140 R. (Etappen-Verpflegung.)

Unterofficiere und Gemeine (täglich): Standartenträger, 380 Reis; Commandier-Sergeant bei der Infanterie und Jägern 200 Reis; bei der Cavallerie und reitenden Artillerie, 250 Reis; bei der Fussartillerie, 240 Reis; beim Train, 260 R.; bei den Militair-Arbei-

ern, 280 Reis; Sergeant bei der Infanterie und Jägern, 140 Reis; bei der Cavallerie und reitenden Artillerie, 200 Reis; b. d. Fussartillerie, 210 R.; beim Train, 220 R.; b. d. Militairarbeitern, 240 R.; Fourier, bei der Infanterie und Jägern 120 Reis; bei der Cavallerie und reitenden Artillerie, 150 Reis; bei der Fussartillerie, 160 Reis; beim Train, 180 Reis; bei den Militairarbeitern, 220 R.; Corporal, bei der Infanterie und Jägern, 100 Reis; bei der Cavallerie, reitenden und Fussartillerie, 120 Reis, beim Train, 160 Reis, bei den Militairarbeitern, 190 R. Gefreiter (Anspeçada), bei der Infanterie und den Jägern, 95 Reis; bei der Cavallerie, 110 Reis; Infanterist und Jäger (Caçador), 90 Reis; Cavallerist und Artillerist, 100 Reis; Trainsoldat (Conductor), 140 Reis, Militairarbeiter (Artifice), 130 Reis; Tambour und Hornist bei der Infanterie, bei der Fussartillerie und den Militairarbeitern, 120 Reis; Trompeter (Clarim) bei der Cavallerie, reitenden Artillerie und Train, 180 Reis.

Nachrichten aus Brasilien.

Der Staatsrath Jose da Silva Lisboa und der Bregadier Domingo Alves Branco Moniz Barreto, sind zu Histriographen von Brasilien ernannt, und werden auf Kaiserlichen Befehl von allen Behörden mit Aktenstücken unterstützt.

Beim Rio da Estrelha, der Hauptstadt gegenüber an der Hafenbucht, wird ein neues Pulvermagazin angelegt.

Die Brasilischen Provinzen Montevideo, Rio grande de S. Pedro (sonst Rio grande do Sul genannt), S. Paulo, Matto grosso, Minas geräes, Goyaz, Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Maranhão und Para haben

militairische Gouverneurs (Governadores das armas) mit 200 Milreis monatliche Gratification; die übrigen: Santa Catharina, Espiritu santo, Sergipe, Alagoas, Parahiba do Norte, Piauhy, Rio grande do Norte und Ceará haben Commandanten mit 100 Milreis monatlicher Gratification.

Nach einem Kaiserl. Befehl vom 17. Febr. ist in Bahia eine Polizei-Wache von 238 Mann unter einem Major errichtet.

Das in Paris erschiene Werk des Herrn Alphonse de Beauchamp: L'independance de l'Empire du Brésil, ist nichts weiter als ein modificirter Auszug aus Angliviel la Baumelle's Werk: De l'Empire du Brésil. Paris 1823. —

Der Obersergeant vom Ingenier-Corps, Luiz Dalincourt, wird ein statistisch-topographisches Werk über die so wichtige, goldreiche Provinz Matto grosso schreiben.

Nach einem Kaiserl. Befehl vom 23. Februar soll die bekannte Eisenfabrik bei Sorocaba, die fertige Waare an das Kaiserl. See-Arsenal liefern.

Aus dem unter der Aufsicht der Fr. Leander do Sacramento stehenden botanischen Garten da Lagoa bei Rio de Janeiro sind Oelbäume nach Montevideo, Weinreben und Oelbäume an die Deutschen Colonisten zu S. Leopold bei Porto Allegro am Rio grande, Theepflanzen nach S. Paulo, und Theepflanzen, Zimmt und Gewürznelken nach Para etc. verpflanzt. Dieser botanische Garten liefert jährlich 400 Arroben Thee von drei schönen Sorten, und auch etwas Zimmt. In S. Paulo sind über 2000 Quadratfuss Land mit Thee angebaut.

Neue Häfen in Mexico.

Galveston 97° W. L. v. Greenwich, 29° N. Br. an der Gränze von Louisiana (V. St.) 50 Deutsche Meilen westl. von Neu Orleans. — Die Bucht von Manzanilla ist an Mexico's Westküste 16° N. Br. 280 östl. L. v. Ferro 100 Deutsche Meilen südwestlich von Veracruz; an derselben liegt der Hafen Guatulco (Huatulco) und die Insel Sacrificios (s. Columbus Juniheft S. 556).

Der Freystaat Georgien
und die dortigen Umtriebe gegen die Union der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

„Eure Wege sind nicht meine Wege, eure Gedanken sind nicht meine Gedanken!“ könnte der Schutzgeist Amerika's Europäischen Skriblern zurufen, die, von manchen eingewurzelten Vorurtheilen über Staat und Staatsverwaltung benebelt, und willkührlicher Herrschaft schmeichelnd, aus einem in jenem Welttheile, wie in Grossbrittanien, gar nicht ungewöhnlichen Vorfalle mit Hohnlächeln und Schadenfreude den Umsturz und die Vernichtung eines Staatsgebäudes verkündigen, welches, in herrlicher Jugendkraft prangend, für Jahrtausende vestgegründet ist. In Familien, die 20 bis 30 Mitglieder zählen, kommen über einzelne Punkte des Mein und Dein wohl Discussionen vor; eins derselben, vielleicht nicht von den edelsten Grundsätzen beseelt, und gleichsam ein räudiges Schaaf vorstellend, kann einmal heftig werden und einige Kinder, die mit ihm gleiches Interesse zu haben scheinen, auffordern, seine Parthey zu nehmen; darum ist aber der Hausfriede noch nicht gänzlich zerstört, und es wird darum nicht gerade eine Schlägerei (d. h. Bürgerkrieg) entstehn. Nur die Oeffentlichkeit, womit alles, was den Staat betrifft, in Amerika (wie in Grossbrittanien) verhandelt wird, bringt manche

Zeitungsschreiber zwischen der Ostsee und dem Adriatischen Meerbusen bei solchen Vorfällen ganz aus ihrer Fassung; sie denken, Himmel! wenn bei uns dergleichen über unsere Staatsverhältnisse in den Zeitungen stände — in welche Angst und Noth würden wir gerathen. Doch, man erinnere sich nur der Zeitungsartikel, der Parlementsreden und der Adressen, womit während der letzten Kriegszeit die Brittischen Blätter angefüllt waren; man erinnere sich der Skandale, die bei Gelegenheit des Prozesses der verstorbenen Königin gedruckt wurden, — des Geschreis der Reformers etc.; ja, man erinnere sich, was mehr als einmal dem guten Könige Georg III. begegnete, wenn er unter aufrührerischem Geschrei ins Parlament fuhr — und doch besteht Grossbrittanien, jubelt sein Rule, Brittania! — auf allen Meeren — und des Reiches Macht ist so begründet, dass der Gedanke eines Angriffs auf dasselbe, oder nur der Versuch, seinen Einfluss zu schmälern — keinem Vernünftigen einfallen kann. Man erinnere sich nur was manche Staatswirthschafter und Politiker des Continents über den Gräuel der brittischen Staatsschuld schwatzen, ohne zu bedenken, dass diese, im rechten Lichte betrachtet, nichts weiter als der aufs herrlichste geoffenbarte Nationalreichthum ist. — Die Vereinigten Staaten, gleichsam von Grossbrittanien in Liebe erzeugt und geboren, und daher ohne grossen Kummer und Neid für mündig erklärt — sind aber jenes Inselreiches treues Abbild und nur von Grossbrittanien aus betrachtet, kann man sie in ihrem richtigen Verhältniss erkennen. Auch dort spricht jeder frei, keck, dreist und unbefangen mit dem männlichen Muthe eines Broughams aus, was er will, was er begehrt — und das klingt dann vielen Europäischen Ohren rauh, und höchst gefährlich. —

Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, dass im Juni dieses Jahrs, in einem der südlichsten Staaten, in Georgien, der Bericht einer Comité über das Verhältniss der Central-Regierung zu dem genannten Staate, namentlich wegen des strengen Verbots der Ein- und Ausfuhr von Sklaven und wegen der allmäligen Aufhebung der Sklaverei nördlich von 36° 10′ n. Br. (also bis an Georgien, dies aber ausgeschlossen) nach dem Beispiele, welches die Freistaaten Spanischen Ursprungs: Colombien, Buenos Ayres und Chile bereits gegeben haben, von einem Herrn Lumpkin in sehr heftigen Ausbrüchen abgestattet ward. Die von demselben vorgetragenen Beschlüsse sind, so weit die Nachrichten in den Augenblicken, wo diese Darstellung entworfen wird, reichen, aber noch nicht von der Repräsentantenkammer und vom Senat bestätigt, sondern vielmehr mit Verachtung abgewiesen und werden also nie in dem Umfange bestätigt werden, als Herr Lumpkin sie vorgeschlagen hat. — Man pflegt die Suppe nie so heiss zu essen, wie sie aufgetischt wird — und wahrlich, dies ist eine wahre Natternsuppe. *) — Ihrer Seits hat aber die Comité völlig Recht, dass die einzelnen Staaten von Nord-Amerika, in Rücksicht ihrer innern Angelegenheiten als souverain zu betrachten sind. Sie sind es weit mehr, als die Schweizer-Cantone. Die Constitution vom 3. März 1789 bewahrt diese Souverainitätsrechte jedes einzelnen Staates ausdrücklich und speci-

*) Es wurde von alten italienischen Aerzten eine Art Mockturtle-Suppe von zerhackten giftigen Nattern für Personen, die ganz gesunde Zähne haben, als Heilmittel gegen die Lungensucht empfohlen und wirklich ohne Nachtheil genossen, da Natterngift nur mit dem Blute unmittelbar vermischt schadet. — A. d. V.

ficirt die Punkte ausdrücklich, welche die Unionsregierung zu verwalten und zu beaufsichtigen hat, Selbst das Majestätsrecht der Anlegung der Posten, Landstrassen und Canäle fand Widerspruch. Des Punktes, in Rücksicht der Sklavenbefreiung und des Sklavenhandels ist in der Constitution nicht erwähnt. Der Fall hat grosse Aehnlichkeit von der Sache der Israeliten in Deutschland, insofern diese durch Vermittelung des Bundestags sich Bürgerrechte in Frankfurt, Bremen etc. verschaffen wollen. Man weiss, welchen Widerspruch die Emancipation der Neger in den Brittischen Colonien findet. Die Sklaven-Eigner, wie früher die Sklavenhändler, wüthen allenthalben, wenn von Befreiung der Sklaven die Rede ist. — Nicht nur, weil sie Verletzung ihres Eigenthumes fürchten, dafür liesse sich vielleicht Entschädigung finden, sondern weil dadurch ihre ganze Lebensweise, alle ihre Gewerbe etc. im höchsten Grade umgewandelt werden. Es hat damit ein ganz anderes Bewandtniss, als mit den leibeignen Bauern in Deutschland, die nur Hand- und Spanndienste leisteten, und die man nicht einzeln veräussern, nicht zu Fabrikarbeiten antreiben konnte. — Schon mehrere Aehnlichkeit hat das Verhältniss der Leibeigenen in Russland — doch mit dem Unterschied, dass dort ein Selbstherrscher regiert, dass namentlich durch das Beispiel, wie man die Kronbauern behandelt, — ein sehr wohlthätiger Einfluss bewirkt werden kann, welcher in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, gänzlich gebricht. Auch herrscht dort kein Unterschied der Rasse und der Leibesfarbe. — Die 11 südlichen Staaten von Nordamerika: Virginien, Maryland, Kentucki, Nord-Carolina, Süd Corolina, Tennessee, Missouri, Louisiana, Mississippi, Alabama und endlich

Georgien sind grösstentheils Plantagenstaaten, gleich den Westindischen Colonien; in den 4 zuletzt genannten wird fast alle und jede Arbeit von Negern verrichtet. Kein Hausvater, keine Hausmutter, kein Sohn, keine Tochter befassen sich mit irgend einer Handthierung und Arbeit. Nicht nur der Landbau, auch Fabrik-Arbeiten und Handwerke verrichten Neger und verdienen dem Herrn unermessliche Summen. Alle Schiffsknechte z. B. sind Neger, unter Aufsicht eines Weissen, und man zahlt ihrem Herrn, nicht ihnen. Wer etwas unternehmen will, kauft sich Neger, z. B. als Handlanger etc. bei einem Baue. Alle Näharbeit, Wäsche etc. wird von den Sklavinnen besorgt. Freilich ist durch die Gesetze der einzelnen Staaten eine möglichst menschliche Behandlung vorgeschrieben — aber nichts destoweniger sind alle diese Neger unter strenger Subordination, d. h. jede offenbare Widersetzlichkeit eines Sklaven gegen seinen Herrn oder weissen Vorgesetzten kann auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden und wer sich dabei rasch zeigt, gilt für einen wackern Kerl. — (brave fellow.) So hat ein Aufseher über schwarze Bootsknechte, dadurch, dass er einen Schwarzen, der sich ihm thätlich widersetzte, mit einem Pistol niederschoss, einen solchen guten Ruf erworben, dass man ihm bei dem Baue einer Stadt kräftig unterstützte. Allerdings wird solcher Fall gerichtlich untersucht, ist aber die Widersetzlichkeit erwiesen, so wird der Mord als Nothwehr (Manslaughter) betrachtet und mit Geld gebüsst. — In jenen südlichen Staaten giebt es wenig oder gar keine weisse Pflichtlinge (Redemptioners), weil man überhaupt nur die Neger als Menschen für die grobe Arbeit geschaffen betrachtet; ein tief eingewurzeltes Vorurtheil stellt sie sämmtlich, selbst die Freineger, den Hausthieren gleich;

die bekehrten dürfen nicht mit den Weissen in dieselbe Kirche kommen, (man findet es überhaupt besser, sie nicht zu bekehren); ja, nicht einmal die Barbierstube, wo sich die Weissen scheeren lassen, steht ihnen offen. Sie lesen und schreiben zu lehren, ist strenge verboten. Alle Augenzeugen sind darüber einverstanden, dass die Neger in den Vereinigten Staaten, namentlich in Georgien, härter behandelt werden, aber auch ihren Herren weit mehr Nutzen schaffen, als in Westindien und Brasilien. In Westindien fürchtet man ihre Ueberzahl *) und hütet sich jetzt wohl, sie nicht aufzureizen. Bei der harten Behandlung nimt aber die Zahl der Neger, besonders der männlichen, in Nordamerika von Jahr zu Jahr ab und das Verbot der Sklaveneinfuhr, welches schon seit mehreren Jahren auch in Georgien gilt, ist daher an sich eine Abschaffung der Sklaverei, da die Sklaven gewiss aussterben. — Auf jeden Fall erhöht dies Verbot den Preis der Sklaven. Da sie jetzt in die südlichen Staaten nur als Schleichwaare von Cuba, Brasilien etc. eingeschwäzt werden können, so sind sie natürlich nicht so wohlfeil, als zu der Zeit, da sie noch zu Hunderten auf geradem Wege für Amerikanische Rechnung aus Afrika gebracht und in einem Hafen der Südlichen Staaten, Baltimore, Charleston etc. ausgeschifft wurden. Wer jetzt in Georgien nach den Lokalgesetzen

*) Bei einer Bevölkerung von 9,625,547 Einwohnern zählte man 1820 in den Vereinigten Staaten 1,338,128 Sklaven. Auf den Brittisch-Westindischen Inseln lebten hingegen neben 8767 Weisse und 104,594 freie farbige: im Jahre 1820: 679,980 Sklaven; im Jahre 1821: 631,405 Sklaven und im Jahre 1823: 552,818 Sklaven; sämmtlich nach officiellen, dem Parlamente vorgelegten Angaben. Im gleichen Verhältnisse nimmt auch die Sklavenzahl in den vereinigten Staaten ab. A. d. V.

einen Sklaven einführt und verkauft, muss dafür mit 100 Dollars und 5jähriger Gefängnisstrafe büssen. — Doch meistens lässt man die Schuldigen durchschlüpfen — da Männer, wie Herr Lumpkin, die Richter sind. — Männer aber, die sich in Georgien niederlassen wollen, können Sklaven mitbringen. Natürlich reis't nun mancher nach Havana, sucht sich dort auf dem Markt ihm anständiges Menschenfleisch, und kehrt statt mit einem Schiffe voll schwarzer Diener zurück. Doch ein eigentliches Sklavenschiff würde unfehlbar confiscirt werden, da die Unions-Regierung die Zölle in den Seehäfen unter Aufsicht hat. — Genug, um zu beweisen, wie viel Georgien daran liegt, das Sklavenwesen und den Sklavenhandel aufrecht zu erhalten. Dazu kommt, dass Weisse wirklich in dem heissen ungesunden Klima, welches nach der Küste zu in Georgien wahrhaft pestartig ist und fortwährend Fieber, die jährlich 6—7000 Menschen hinwegraffen, erzeugt, zur Handarbeit untauglicher sind, als die schwarzen Kinder der Sonne. — In den weiter westlich im Innern sehr gesund liegenden Staaten ist das Bedürfniss, Neger zu halten, bei weitem nicht so gross; in Tennessee, in Kentucky etc. giebt es viele weisse Arbeiter, auch Deutsche. Daher ist es durchaus nicht wahrscheinlich, dass die elf südlichen Staaten (die mit Georgien einen Flächenraum von 26,078 □-Meilen und eine Bevölkerung von 2,829,579 weissen Einwohnern umfassen) gemeinschaftliche Sache machen werden. Das seit dem befreienden Ankauf (im Jahre 1803) so herrlich erblühende Louisiana (Neu-Orleans), Alabama, Mississippi etc. sind der Union mit grosser Vorliebe ergeben. Georgien spielte seit der ersten Begründung des grossen Nord-Amerikanischen Staatenbundes keinesweges eine ehrenvolle Rolle. Die einzige

Colonie, die auf Grossbrittaniens Kosten, um die Spanier in Florida im Zaume zu halten, (1733) gestiftet ward — und von der Englischen Regierung mit besonderer Vorliebe gepflegt — trat Geörgien erst 1775 der bereits im Jahre 1765 begründeten Union der übrigen 12 Provinzen bei, that im Befreiungskriege, wo es bald von Lord Cornwales besetzt ward, wenig oder nichts für die gemeinsame Sache. Georgien widersetzte sich, als die Union, zum Besten der Finanzen, die Absonderung der nach dem Innern zu liegenden Gebietstheile, welche jetzt die neuen Staaten: Ohio, Kentucki, Tennessee, Alabama etc. bilden, verfügte, bei welcher Gelegenheit Virginien sich so hochherzig zeigte und das erste Beispiel der Aufopferung gab, welcher sich demnach Georgien gleichfalls fügte Bei diesem Streite über das westliche Gebiet, führte die Regierung von Georgien eine eben so revolutionaire Sprache gegen die Unions-Regierung, als jetzt wegen der Sklaven-Angelegenheit — und doch gelangte die Unions-Regierung, welche Vernunft, Recht und das Heil des Ganzen für sich hatte, ohne Blutvergiessen oder harte Maassregeln zum Ziel. — So, scheint es uns, werde es sich auch in dem gegenwärtigen Falle entscheiden. Allerdings leiden die Bewohner der sämmtlichen südlichen, namentlich die Bewohner des schwülen ungesunden Georgiens, die mehr wie alle der Aufwartung sklavisch-dienstbarer Leute bedürftig sind, ungemein, weil die Sklaven theurer werden, und werden noch mehr leiden, wenn man ihnen ihre Freiheit verschafft. — Aus Georgien, aus Alabama, aus den Gebieten West- und Ost-Florida entwichen bei jeder sich nur irgend darbietenden Gelegenheit die theuern Neger, gerade die brauchbarsten, denn diese sind auch die kühnsten, nach dem nahen Haïti (St. Domingo),

wo ihnen ein Asyl der Freiheit lacht, und zwar in solcher Menge, dass der Präsident Boyer ihnen die früher geleistete Geldunterstützung versagt hat. (S. Columbus, I. 560.) Die Zahl der auf diese Weise aus Georgien, Nord- und Süd-Carolina etc. geflüchteten Neger betrug im Jahre 1824 an 6000, welches, den Neger nur zu 100 Dollars gerechnet, einen Verlust von 600,000 Dollars für die dortigen Plantagenbesitzer und Eigenthümer ausmacht. Nun aber ist die Frage, was will eigentlich Georgien? Woran liegt die Schuld, dass die Sklaven theurer werden und desertiren? Zunächst daran, dass Grossbrittanien durchaus den Sklavenhandel, nördlich von dem Aequator nicht mehr gestatten will. Die Unions-Regierung ist nicht im Stande, Grossbrittanien zu zwingen, dieser menschenfreundlichen Maassregel zu entsagen. Dann daran, dass die Neger auf Haïti einen souverainen Staat gebildet haben; der Unionsregierung zuzumuthen, dass sie diesen vernichten solle, wird man doch wohl in Georgien nicht verlangen. Ueberhaupt scheinen die Sklavenbesitzer in diesem Staat sich dem Strome der Zeit entgegenstemmen zu wollen. Während Colombien, die Platastaaten, selbst Mexico die Sklaverei freiwillig abschaffen, und dort in wenigen Jahrzehnten alle Einwohner, gleichviel von welcher Farbe, vor dem Gesetze gleich seyn werden, will man in jenen Südstaaten von Nordamerika und in dem Europäischen Westindien die Sklaverei aufrecht erhalten. Was kann die Unions-Regierung nun leisten, um dieses zu bewerkstelligen? sie kann höchstens erlauben, dass Georgien etc. den Schleichhandel mit Menschenfleisch fortsetzt. Dabei wird aber die Menschenwaare von Jahr zu Jahr im Preise steigen, von Jahr zu Jahr werden immer mehr Sklaven nach Haïti fliehen, wo ihnen freilich

jetzt kein Geld, aber doch Lebensmittel auf 4 Monate und eine Strecke Land zum Anbau, nebst Freiheit und Menschenrecht dargeboten wird. Die Herren in Georgien werden sich also nach und nach ohne Sklaven behelfen müssen, oder, was jetzt schon häufig geschieht, sie werden nach Westen in das gesündere Hochland auswandern, und die gifthauchenden Sümpfe an der Savannah und Alatamaha wieder den Fröschen, Schlangen und Alligatoren überlassen.

Durch eine allgemeine Abschaffung der Sklaverei, wobei, so wie die Union sie verordnet hat, für den Augenblick die Sklavenherren nichts einbüssen, würde 1) die Auswanderung der Neger gehemmt, 2) würden die Neger, da ihre Kinder frei werden, besser für dieselben sorgen, 3) würden sie, allmählich in nützliche Staatsbürger verwandelt, jedem einzelnen Staat so wie dem Ganzen weit mehr Nutzen leisten als jetzt, wo sie nur einzelne Individuen bereichern, 4) ist und bleibt der, welcher die Sklaverei seiner Mitmenschen zu verewigen sucht, ein Unmensch, der selbst verdiente, in Ketten zu arbeiten. Denn, was Du nicht willst, das dir geschehe, das thue keinem Andern! — Jeder Staat, der einen andern Grundsatz in seinen Institutionen huldigt, ist nicht viel besser, als eine Räuberhöhle. — Sind doch die Bewohner Georgiens Christen und müssen wissen, dass das Christenthum die Sklaverei von jeher verdammte. —

Merkwürdig bleibt es, dass sich so wenig in Maryland und in Virginien, als in Nord- und Süd-Carolina, wo durch ein Gesetz der Union die Sklaverei wirklich abgeschafft worden ist — diese Staaten liegen nördlich von 36° 10′ N. Br. — sich eine Stimme dagegen erhoben hat. In Georgien hingegen, wo die Sklaverei so gut wie in Alabama, Mississippi, Louisiana und dem

Floridas noch fortbesteht — drohte man, unter prunkenden Redensarten von der Herrlichkeit der südlichen Staaten, mit Abfall von der Union. Wer gab jener Comité das Recht im Namen jener Staaten zu reden? Sie bedürfen wahrlich keines Anwalts, namentlich das um die Union so hochverdiente Virginien nicht, dessen Stimme mehr gilt, als die aller übrigen Süd-Staaten. —

Der Bericht an die Repräsententen-Kammer von Georgien hat also in der That für den, der die Vereinigten Staaten und die dortigen Verhältnisse genug kennt, nichts bedeuten. Dennoch haben bereits Manche darauf die Befürchtung oder Besorgniss begründet, nun — weil ein Herr Lumpkin in Milledgeville (dem Hauptorte von Georgien, von 1257 Einw. 45 Deutsche Meilen westlich von Charlestown in Süd-Carolina, wo die General-Assembly ihre Versammlung hält,) im Namen der Comité ein Geschrei erhebt — müsse die ganze Union von Ostfloridas Spitze bis an den St. Lorenzstrom zersplittern und zerfallen.

„Staatsmänner, schreibt eine Londoner Ministerial-Zeitung, sowohl diesseits als jenseits des Weltmeers, haben sich nie die gänzliche Möglichkeit verhehlt, dass die Vereinigten Staaten unter der jetzt bestehenden Regierungsform fortdauern könnten; diese Form war hinreichend geeignet, um die Bedürfnisse eines werdenden Staates zu befriedigen, ist aber gänzlich mangelhaft für einen zur Reife gediehenen Staat. So wie der Reichthum zunimmt, wie die Bevölkerung sich mehrt, wie die Wissenschaften sich ausbreiten und politische Parteien Stärke gewinnen, muss die Macht des Gonvernements abnehmen. Viele Jahre nach der Begründung ihrer Unabhängigkeit, beruhete die Macht und die Sicherheit der verschiedenen Staaten in ihrer Ver-

einigung; und diese Vereinigung war möglich, weil ihre gegenseitigen Absichten und Interessen nothwendigerweise auf sehr enge Gränzen beschränkt waren. Aber Wachsthum des innern und auswärtigen Handels, die Ausdehnung des Gewerbfleisses, die nach Westen sich ausbreitende Civilisation, der reger werdende Geist der Unternehmung und des Selbstschaffens, der die nördlichen Staaten ganz besonders auszeichnet, sind im Einzelnen wie im Ganzen Umstände, die klärlich darauf hingehen, die ursprünglich abgesonderten Theile, welche die Conförderation bilden, wieder in unabhängige Staaten zu vereinzeln; so dass, wenn einst die Trennung statt findet, man sie als ein natürliches und vorher berechnetes Ereigniss betrachten wird."

Solche staatsmännische Weisheit, bei dieser Veranlassung auszukramen, heisst doch wahrlich das Wesen der Nordamerikanischen Union verkennen. Im Laufe der Zeit ist es vielleicht möglich, dass der Zahn Saturns sein uraltes Recht übt; für jetzt, in diesem Momente, ist es höchst unwahrscheinlich, dass man die Pfeile aus dem Köcher der Union, der unzerbrechbar ist, einzeln Preis geben und sich im zerbröckelten Zustande dem Einfluss Europäischer Staatsweisheit — anheim geben sollte. Die Union beengt keinen Staat in seinem Wirken; sie darf z. B. keine drückende Pressgesetze, keine Censur etc. verfügen. Collisionsfälle, wie dieser des Sklavenhandels sind selten und — wenn sie eintreten, hält ein Messer das andere in die Scheide. Auf des Herrn Lumpkins Kriegsruf hätten sich wahrlich die Milizen in den übrigen Staaten nicht erhoben, und Georgien steht in Vergleich mit den übrigen einzelnen Staaten sehr weit gegen diese zurück. Eine kurze statistische Uebersicht wird dies sogleich jedem anschaulich machen.

Georgien, 30° 30° — 35° Nr. Br. und von 290° 50 — 297° L. über Ferro, vom Atlantischen Ocean, Süd-Carolina, Tennessee, Alabama und den Florida's umgeben, enthält:

	D.[]-M.	Cantone*)		Weisse.	freie frb.	Skl.	Milizen.
	2883	53	1823:	257581	1763	149656	(29661
Maine, ...	1414	9	1820:	287359	—	—	(28245
NewHampshire,	441	6	1820:	244161	—	—	(28792
Vermont, ...	476	13	1820:	235764	—	—	(27665
Massachusetts, ..	837	14	1821:	623387	—	—	(54728
Rhode Island, ..	74	5	1820:	83059	—	—	(9214
Connecticut, ...	217	8	1820:	275248	—	—	(22650
Newyork, ...	2092	54	1820:	1,372812	—	—	(146709
New Jersey, ...	887	13	1820:	277573	—	—	(42300
Pensylvanien, ..	2139	51	1820:	1,049459	—	—	(158512
Delaware, ...	99	3	1820:	72749	—	—	(72749

Diese nördlichen, ältern Staaten sind also sämmtlich, nach Verhältniss ihrer Grösse, weit bevölkerter als Georgien, selbst die farbige Bevölkerung eingeschlossen, die, im Fall ein Kampf entstünde, doch leicht gefährlich werden könnte. Zu den südlichen Staaten verhält sich Georgien, wie folgt:

	D.[]-M.	Cantone.		Weisse.	Farb.freie.	Skl.	Milizn.
Georgien, ...	2883	53	1823:	257581	1763	149656	29661
Maryland, ...	651	19	1820:	260222	39730	107389	32189
Virginien, ...	3264	103	1820:	603008	86889	425153	96252
Nord-Carolina	2232	62	1820:	419200	14612	205017	59261
Süd-Carolina,	1180	28	1820:	2373450	6806	258475	54144

*) County wird auf Deutsch gewöhnlich Grafschaft übersetzt, ohne zu bedenken, dass es in den Vereinigten Staaten durchaus keine Grafen giebt. Von Schweizer Cantonen hat solcher Bestandtheil eines Staats weit grössere Aehnlichkeit.

D. R.

So steht also auch Georgien gegen alle südlichen ältern Staaten, in Rücksicht der verhältnissmässigen Bevölkerung, zurück. Die neuern westlichen Staaten verhalten sich zu Georgien, wie folgt:

		D.Q.-M.	Cantn.		Einw.	Milizn.	
Michigan, ..	seit 1823	6975	7	1823	15632	1508	Unter der Bedingung in den Staatenbund aufgenommen, dass sie keine Sklaverei dulden.
Ohio, ...	seit 1802	1824	71	1822	582434	94896	
Indiana, ...	seit 1816	1800	35	1820	154964	15808	
Illinois, ...	seit 1818	2500	22	1820	55211	8521	
—	„	„	„	„	Weiss.	Milz.	fr.farb. Sklv.
Missouri, ..	seit 1821	2840	19	1820	55988	10000	376 10222
Kentucky, ..	seit 1792	1824	71	1820	434726	65882	2759 126723
Tennessee, .	seit 1796	1958	52	1820	330918	42715	12757 79157
Louisiana, ..	seit 1812	2697	4	1820	74067	10189	10466 69064
Mississippi, .	seit 1817	4185	18	1820	70738	5298	17000 33272
Alabama, ..	seit 1819	2414	33	1820	85671	20000	871 41859

Die verhältnissmässige niedrige Bevölkerung des seit 1733 gegründeten Staats Georgien hat nicht nur in dem bereits erwähnten ungesunden Klima seinen Grund, sondern auch in dem Umstande, dass es auf einer Küstenstrecke von 18 Deutschen Meilen nur einen einzigen guten Haven, Savannah, und nur Küstenflüsse hat, welche den Verkehr mit dem Innern nicht weit fördern, und Canäle nicht zu Stande bringen lassen. Jene Flussmündungen sind überdies noch durch eine vorliegende Dünenkette blokirt; auch ist es für Schiffe schwierig, aus dem mit der Küste parallel von Süden nach Norden gehende Gulfstrom heraus zu kommen. — Die Hauptausfuhrartikel sind: treffliche Baumwolle, besonders die Sorte Sea Island, wovon 1823 allein von Savannah 169920 Ballen ausgeführt wurden, Reiss, Indigo. Nach Savannah sind die südlicher liegenden Häfen Brunswick und St. Mary die bedeutendsten. Der Kunstfleiss ist, eben weil man nur Neger arbeiten lässt, noch weit zurück: Ein Hohofen und Hammerwerk liefert jährlichetwa

20000 Pfund Nägel; es wird etwa für 25000 Dollars Holz in Schneidemühlen zersägt und eine Pulvermühle liefert einige tausend Pfund Schiesspulver. Seide würde wegen der Wälder von weissen Maulbeerbäumen, die dies Land hat, in ungeheurer Menge zu gewinnen seyn; aber Seidenzucht ist eine zu zarte Arbeit für Leibeigne. — Wie unermesslich viel mehr die übrigen, besonders die nördlichen Staaten, in industriöser Hinsicht leisten, dürfen wir als bekannt voraussetzen, so liefert z. B. Pennsylvanien blos an Roh-Essen jährlich fast für $1\frac{1}{2}$ Mill. Dollars.

Schliesslich noch ein Paar Worte über Georgiens Staatsverfassung, welche der der übrigen Vereinigten Staaten vollkommen gleicht. Die gesetzgebende Gewalt beruht auf eine General-Assembly oder Landesgemeinde, welche sich in jedem Jahre den 2ten Dienstag des Januars versammelt und aus dem Senate und der Kammer des Repräsentanten besteht. (In diesem Jahre fand, wie zuweilen geschieht, eine ausserordentliche Versammlung statt.) Zum Senate, welcher jährlich ernannt wird, sendet jeder Canton ein Mitglied. Jeder Senator muss 35 Jahr alt seyn, seit 9 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten (gleichviel in welchem einzelnen Staate) gewesen seyn, seit 3 Jahren in Georgien gewohnt haben und ein Grundstück von 500 Dollars werth oder ein steuerbares Eigenthum von 1000 Dollars werth besitzen. Die Kammer der Repräsentanten besteht aus Mitgliedern, welche jährlich in den Cantonen erwählt werden, in Verhältniss der Zahl der freien Einwohner, indem $\frac{3}{5}$ der Neger mit darunter eingeschlossen sind, d. h. 5 Neger zählen für 3 Freie. Die kleinsten Cantone, die unter 3000 Einwohner zählen, senden 1 Repräsentanten, und die 3000 — 7000 haben, 2; die 7000

aber unter 12000 haben, 3; diejenigen die 12000 haben, 4. Steigt die Bevölkerung höher, so bildet ein Stück Landes, was 2000 Einwohner zählt, einen neuen Canton. Jeder Repräsentant muss, so wie der Senator, ein Weisser, 21 Jahr alt, seit 7 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten und ein Jahr im Canton ansässig gewesen seyn; er muss ein Grundstück von 250 Dollars Werth oder ein steuerbares Eigenthum von 500 Dollars Werth besitzen. Die vollziehende Gewalt ist einem Gouverneur anvertraut, der auf 2 Jahre von der Landesgemeinde erwählt wird, seit 12 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten und seit 10 Jahren Einwohner des Staats, gewesen, 30 Jahr alt seyn, und ein Grundeigenthum von 500 Akker Landes im Staate oder ein anderes Eigenthum von 40000 Dollars Werth besitzen muss. Er führt den Titel Excellenz und ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Zum Congress nach Washington sendet Georgien 2 Senatore und 4 Repräsentanten. R. Dr.

Die Freystaaten des Alterthums und die Freystaaten in Amerika.

(Beschluss.)

Um das Mittelländische Meer herum, war in den Jahrhunderten der Römischen Herrschaft, eine ungeheuer zahlreiche Bevölkerung zusammengedrängt, bereichert durch Erwerbfleiss, Handel, und vornämlich durch einen mit grosser Umsicht getriebenen Landbau. Diese Bevölkerung ist das Medium, welches die griechischen, wie die römischen Staatshändel möglich machte. In wilden, wüsten, unangebauten Ländern, ging es den Römern eigentlich oft nicht viel besser, wie den Franzosen in Russland; nur dass diese dort nicht, wie Napoleon, gar zu grosse Streitkräfte aufs Spiel setzten.

Wie verschieden von dem Schauplatz jenes griechischen und jenes römischen Freystaats, ist aber der Schauplatz und Wirkkreis der Amerikanischen Staaten, wie so wenig geeignet, dem Ehrgeiz (der Ambitio) Spielraum darzubieten; wenig Menschen, dem Kriegshandwerk abhold, und viel fruchtbares, aber noch wüstes Land, grösstentheils heisses Klima, welches träge macht, und Kriegszüge, wie sie ein Alexander und Cäsar unternahm, verhütet; — allenthalben droht dort das Unheil, was dem Crassus in Parthien widerfuhr. Alle Freystaaten, vom Lorenzstrome bis zum Rio de la Plata, müssen dort noch erst bewirken, was in der Umgegend des Mittelmeers schon vor der Römerzeit grösstentheils bewirkt war — sie müssen sorgen, dass sie zu leben haben. — Dabei sind dort die Bedürfnisse des grossen Haufens doch immer vielseitiger, als sie bei dem römischen Plebs waren, dieser wünscht in Amerika mehr als panem et circenses, (Brod und Schauspiele). In dem grössten Theile der neuen Amerikanischen Freistaaten ist die Sklaverei, wodurch Griechenland und Rom sich alle gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens verschaffte, abgeschafft, und die Neger — die auf Haiti einen glücklichen Sklavenkrieg führten — sind keine Männer, wie Aesop und Plautus, werden nie als Gladiatoren dienen, und sind überhaupt bei weitem nicht so ausgebildet, wie die Sklaven in Griechenland und Rom waren. Dabei fehlt allen Freistaaten Amerika's das langsame Gift, woran die Römische Freiheit hinschmachtete. Es giebt keine Patricier, keine priviligirte Familien, die ein angebornes Anrecht auf die Staatswürden besitzen; wer Fähigkeit und Verdienst hat, kann dort allenthalben zu den ersten Staatswürden gelangen, denn sie sind nicht erb-

lich, und werden nicht auf Lebenszeit verliehen. Es giebt in ganz Amerika keine Stadt, die das Spiel Roms wagen konnte, keine, wo die Einwohner von stoisch kriegerischem Römergeiste beseelt wären. Nur Kriegsübung bildet Helden, und Helden werden leicht Volksbedrücker (Tyrannen). Rom gebrauchte, da der Janustempel immer offen stand, fortwährend Imperatoren, die leicht Diktatoren wurden. Die Amerikanischen Staaten liegen dermassen durch Wüsten geschieden, dass schwerlich bedeutende Fehden unter ihnen ausbrechen und lange dauern werden, weil sie jetzt, und namentlich in Amerika, weit mehr kosten, als zur Römerzeit. Selbst in Gallien musste sich der römische Kriegsmann oft das Korn selbst vom Felde schneiden, er musste es selbst mahlen und zu Brei bereiten. — In Amerika müssen Transporte nachgeführt werden, wenigstens Fleisch, und der Soldat verzweifelt, wenn nicht auch Rum und Taback, vertheilt wird, — zwei Bedürfnisse, wovon der Römer nichts wusste. Ist aber die Kriegsübung, die jetzt schon fast in Amerika schlummert, nicht vorhanden, so bleibt dem, der seine Mitbürger bezwingen will, nichts übrig, als innre Unruhen zu stiften. Iturbide's Hinrichtung bezeugt, dass man in Amerika mit solchen Unruhstiftern, selbst wenn sie von Europa hingeschickt werden, leicht fertig wird. Aber wo will er Helfer finden? wird die Miliz Haus und Hof verlassen und ihm Heerfolge leisten? Ein starkes stehendes Heer wird nirgends, selbst nicht in den noch angefochtenen Staaten bezahlt, und liegt immer in dem weiten Lande weit zerstreut. Brächte aber der Ruhestörer, der, was wohl zu merken ist, nie ein Anrecht an einen Thron etc. für sich anführen kann, wirklich einen solchen Haufen Söldner zusammen, und fände er,

was fast unmöglich scheint, da es in Amerika nirgend Männer giebt, wie Lucullus, Pompejus und Crassus waren, Mittel auf, ihn zu besolden — so würden die Bürger, die Milizen, mit ihren Kugelbüchsen sich zu Tausenden versammeln und mit jenen Armagnaken bald fertig werden. Jeder Bürger ist mit einem Schiessgewehr versehn — das hebt sie über die Unglücklichen, welche Sklaven der Römer wurden. — Daher ist im innern Amerika kaum eine Räuberbande, wie die des grossen Teufels in Calabrien, zusammenzuhalten. — Und was könnte ein Mann für Vortheil dabei haben, den Frieden seines Vaterlandes freventlich zu stören? Wenn er die ganze Regierung an sich risse, würde ihm diese ja nur eine Last seyn. Wie schwankend wäre sein Thron, da einem solchen Fiesko gewiss allenthalben ein Verrina nahe wäre. Aber wenn die Bevölkerung so stark wird, als sie zu der Römerzeit am Mittelmeer war? Das ist in den südlichen Staaten schwerlich in einem Jahrtausend möglich. Und in den Vereinigten Staaten! Man blicke nur auf die Karte und man wird schauen, dass sie sich bis ans stille Meer westwärts erstrecken. Da ist in den fruchtbarsten Gegenden noch Platz für eine Chinesische Bevölkerung; die Bürger der Vereinigten Staaten lieben es, westwärts zu ziehn und Gegenden urbar zu machen. Wer ihre Staatsverfassung, die bloss auf das Wohlseyn der Einzelnen berechnet ist, kennt, weiss, dass dem Auftauchen eines willkürlich herrschenden Ungeheuers dadurch möglichst vorgebeugt wird. Menschen, die sich erst ihren Boden durch Bearbeitung aneignen, die überdies dem Handel, der eigentlichen Beschäftigung freier Bürger, mit Eifer und grossem Unternehmungsgeist, ergeben sind, passen nicht für willkührliche Herrschaft und hassen dieselbe

aus dem Grunde des Herzens. Sie werden so lange sie athmen, alles aufbieten, um ihr wohlerworbenes Eigenthum gegen jeden Eingriff zu sichern; und Kaufherren sind es ja überhaupt in dieser Zeit, die jeden Staat stützen. In der Römerzeit gab es keine Kaufleute, der Mercator, eigentlich nur Krämer, war verachtet. Aber wehe dem heutigen Staate, in Europa und Amerika, der die Geldmänner nicht zu Freunden hat; nur mit ihrer Hülfe sind die Kriegsheere Stützen der Staatsgewalt — denn sie wollen bezahlt seyn. Das ganze Römische Finanzwesen beruhte auf Raub — die Staaten in Amerika begründeten ihr Glück auf Staatscredit, den ein Emporkömmling, der willkührlich herrscht, nur vernichten könnte. Viele meinten und manche hofften, der Colombier Bolivar werde sich doch wohl krönen lassen — aber — vestigia terrent — er denkt wahrscheinlich an Napoleon und an Iturbide — oder besser, an den grossen Washington, der sich in allen edlen Seelen ein ewiges Denkmal erbaut hat — und lässt sich nicht durch Schmeichler verlocken. Auch geniesst er keineswegs in Colombia eines überwiegenden Einflusses; nur so lange er sich als Ehrenmann bewährt, huldigt ihm die allgemeine Achtung seiner Mitbürger. Dort wie überall in Amerika hält ein Messer das andre in der Scheide.

Diese Andeutungen sollen Roms und Griechenlands unsterblichen Ruhm nicht schmälern, sondern nur beweisen, dass auch die Mitzeit Herrliches erzeugte — und zum Schlusse nur die Frage: Hättest Du, der du Griechenland und Rom lobpreisend erhebst, Helote in Sparta oder ein Speichellecker am Tische des Augustus seyn mögen? Sollte nicht der Bauer auf eignem Erbe in den Vereinigten Staaten oder der Guacho am Plata

glücklicher seyn? — Man lese doch Horaz und Tibull — wie seufzen sie nach Sicherheit des Eigenthums in jener sogenannten goldnen Zeit! — —

Einige Worte über Canterac.

General Jose Canterac hat im Memorial bordelais einen Brief einrücken lassen, worin er, ohne den Ort seines Aufenthalts anzugeben, behauptet, dass er dem General Bolivar blos ein kleines Höflichkeitsbriefchen, nicht aber das bekannte, in öffentlichen Blättern abgedruckte Schreiben zugefertigt habe, um — dem General Moneta, der zwei feindliche Officiere hatte niederschiessen lassen, vor drohender Rache zu schützen; er sey, um Bolivar nicht zu sehn, nicht über Lima gereis't, sondern durch Cusco nach Quilca (nicht Quiloa, welches in Chile liegt) gezogen. Im Treffen von Ayacocha habe er nicht als Oberbefehlshaber, sondern als Chef des Generalstaabs gedient. — Nie habe er (Canterac) dem General Bolivar seine Dienste angetragen. — Will sich vielleicht dieser General-Adjudant, der bekanntlich ein geborner Franzose ist, auf diese Weise epuriren? — Es giebt Personen, welche gehört haben wollen, Canterac habe wirklich in dem Briefchen, wovon er keine Abschrift behalten — der Colombischen Regierung — und später in Rio de Janeiro dem Kaiser von Brasilien seine Dienste angetragen; Bolivar aber hätte, wie Pedro I., keine Neigung gefühlt, dem Chef des Generalstabs im Treffen bei Ayacocha mit einem ranggemässen Commando zu beehren. Auch soll Canterac nicht so reichlich mit Goldstangen versehn seyn, wie seine Kriegscameraden, die — geborne Spanier sind. — Selbigem steht also noch die Helden-

laufbahn offen, sich den Aegyptischen Truppen des Mehemet Pascha anzuschliessen, die ja gerade in dieser Zeit einige Fränkische Anführer (d. h. Renegaten oder sogenannte Sautürken) eingebüsst haben.

Alex. Caldcleug's Reise von Buenos Ayres durch ganz Südamerika und das Andengebirge nach Chile.

(Aus dessen Reise erster Theil S. 236.)

Anstalten zur Abreise.

„Am 22sten Februar 1820 begann ich, nach einem 17tägigen Aufenthalt in Buenos Ayres, die Vorbereitungen zu meiner Abreise queer durch Südamerika. Die Nachricht, dass die zwischenliegenden Ebenen (die Pampas) Einfälle der Indianer zu besorgen hätten, beeilte meine Abreise aus jener Stadt, wo es mir so wohl gefiel und ich noch gerne länger verweilt wäre. (m. s. Columbus July-Heft S. 8 flg.); ein Aufschub aber hätte vielleicht die ganze Reise unmöglich gemacht. Man macht den Weg gewöhnlich zu Pferde; bis Mendoza, am Fusse des Andengebirges, können auch Wagen fortkommen; sie müssen aber Umwege machen und können nur mit Schwierigkeit durch die zwischenliegenden tiefen und sumpfigen Ströme (canadas) kommen; bricht etwas an dem Wagen, so lässt sich der Schade unterwegs nirgend ausbessern; daher bedient man sich ihrer selten. Die Pferde werden an solche Wagen auf eine eigne Art angespannt; blos mittelst eines Riemens, der an dem Hintertheil des grossen Sattels bevestigt ist (?) bricht derselbe, so lässt er sich leicht ansetzen. Nur wenige Wagen kommen unzerbrochen nach Mendoza, weil die Fuhrleute auch hier gerade an den Stellen

jagen, wo sie langsam fahren sollten. In ruhigen Zeiten gehen grosse Wagenzüge von Buenos Ayres nach Mendoza mit Jerba (Paraguaythee) und Manufacturwaaren beladen. Sie fahren langsam; aber für einen Naturforscher lässt sich in Amerika keine bequemere und vortheilhaftere Reisegelegenheit finden, als diese. Auf einem grossen Wagen kann er alle Naturalien, die er sammelt, sicher fortbringen, er vermeidet jede Gefahr, kann sich mit Musse umsehen, Excursionen rechts und links machen, litterarische Hülfsquellen und physikalische Instrumente bis sich führen. Die ganze Reise von Buenos Ayres bis Mendoza (fast 150 deutsche Meilen) würde, wenn man solche Gelegenheit benutzte, nicht mehr als 15 Pf. Strl. (90 Rthlr.) kosten. Sich weit von der Karawane zu entfernen, würde aber nicht gerathen seyn; denn zahlreiche berittene Wegelagerer schweifen um dieselben herum, in der Hoffnung etwas zu erhaschen, gleichviel auf welche Weise. In jenen Ebenen mit Geld zu prunken, ja auch nur einige Piaster blicken zu lassen, würde höchst unvorsichtig seyn. Ich wählte die Reise zu Pferde, besonders weil die Bewegung des Reitens meiner Gesundheit, die gerade etwas gelitten hatte, am zuträglichsten schien und weil ich auf diese Weise vor den Indianern gesicherter war und ihnen leichter entkommen konnte, als im Wagen. Ein Wegweiser war leicht zu haben, der sich anheischig machte, mich für 60 Piaster nach Chile zu bringen. Er was gross gewachsen, roth von Gesicht, rauh in seinem Benehmen und sein Aeusseres hatte nichts einnehmendes. Das schien er selbst zu fühlen; denn als er sich bei mir meldete, brachte er seine Tochter, ein sehr artiges Mädchen, mit, um für ihn das Wort zu führen. Sein Name war Sebastian Chiclana. Es wohnen mehrere

Männer in Buenos Ayres, die ihren Unterhalt als Wegweiser und reitende Boten (couriers) auf dem Wege nach Chile verdienen. Sie sind in gewissen Fällen für das Leben des Reisenden verantwortlich, und wenn diesem ein Unfall trifft, so braucht sie Niemand wieder. Ich kaufte mir einen Buenos-Ayres-recado oder Sattel, der ein ziemlich bequemes Bett bildet. Einige zusammenfaltete grobe wollne Decken werden unmittelbar aufs Pferd gelegt, um zu verhüten, dass der Schweiss, der wegen der Hitze ausserordentlich ist, nicht durchdringe; darüber liegt eine bunte Schabracke von Leder und darauf der recado. Dieser gleicht einem alten Deutschen Sattel; ein starker Gurt mit eisernen Ringen hält dies alles auf dem Rücken des Pferdes vest; ein blaugefärbtes Schaffell, als Sitzküssen und ein Stück weisses Leder (cuercito) durch einen zweiten Gurt (sobre cincha) vestgehalten, machen den Sattel aus. Die Steighügel sind klein und hängen niedrig. Das Gebiss hat einen grossen eisernen Ring in der Mitte der Stange, der mit dem Zügel regiert, sehr gute Dienste leistet. Die Zügel sind von gedrehtem Leder und eine Peitsche hängt daran. Ein anderer Zügel würde nicht stark genug seyn, um die fast gar nicht zugerittenen Pferde zu bändigen. So wie die Pferde den Reiter auf ihrem Rücken fühlen, setzen sie sich in einen kurzen Gallop. Sie gehn überhaupt nur Gallop oder Schritt. Beschlagen sind sie nicht; der Boden ist von einer Beschaffenheit, welche Hufeisen unnöthig macht und diese würden mehr kosten als zwei Pferde. — Ich nahm nichts weiter mit als einen Mantelsack und eine Matratze. Die Satteltaschen (alfarges) wurden reichlich mit Yerba, Chinathee, etwas Zucker und einigen Zwiebäcken gefüllt. Für den Wegweiser und die Postknechte wurde eine

grosse Menge Cigarren eingesteckt, so wie zwei grosse Hörner (chifles) mit Branntwein, welche, wie Chiclana mir bald zu verstehen gab, ausserordentlich undicht — waren. Ich freute mich immer, wenn sie geleert waren, denn so lange der Branntwein vorhielt, war Chiclana fortwährend einfältig und endlich gestand er mir, dass solche Versuchung für ihn zu stark sey. In vielen Stellen wurden uns die Hörner sehr nützlich, um Wasser fortzubringen. Ich trug nach der in ganz Südamerika geltenden Landessitte einen in Cordoba verfertigten, (Poncho) wollenen Shawlartigen Mantel, mit einem Loche, wodurch der Kopf gesteckt wird, wollne Stiefeln, grosse Spornen und einen Strohhut; ein Englisches Vorschneidemesser stack im Stiefel und ein Paar Pistolen im Sattel."

„Bis zum Anbruche der Revolution war bei einer Reise über den Ebnen nach Mendoza nichts zu wagen. Aber während der innern Zwistigkeiten in den Platastaaten drangen eingeborne Stämme, die bis dahin von den Spaniern ziemlich in Unterwürfigkeit gehalten wurden, nordwärts und unterbrachen die Verbindung mit der Westküste. Früher war die ganze Strecke von achtbaren Leuten bewohnt, die den Reisenden Pferde lieferten und an einigen Stellen waren kleine Forts errichtet, um die Indianer im Zaume zu halten. Jetzt waren jene Posthäuser nichts als eine erbärmliche Erdhütte und der Eigner fast allenthalben bedauernswürdig verarmt. Die Reise-Route geht übrigens nicht gerade nach Westen, sondern 150 leguas (20 auf einen Grad des Aequators von 15 geographischen Meilen) nordwestlich, dann wendet sie sich Südwestlich, endlich am Fusse der Anden nördlich und in einem rechten Winkel wieder westlich. Die Reise ist höchst langweilig, dem

Blicke bietet sich nichts dar als eine ungeheure Fläche mit wenig Holz nnd Wasser, blos vom Horizont begränzt; so dass man mittelst eines Sextanten mit ziemlicher Genauigkeit die Polhöhe würde bestimmen können, gleich als wäre man auf dem Meere."

„Am Morgen des 24sten Februars besorgte ich mich mit einem Pass und einem Postpass (posthorseordre, wie in Russland?) und bestellte zwei Reitpferde und ein Packpferd. Ein Postknecht begleitete uns; er reitet das Packpferd und bringt die Pferde von der Station wieder zurück. Für sein Pferd wird auch bezahlt. Die Taxe ist ein halber Real (kaum 2 Groschen) für jedes Pferd per Legua; für Zieh-Pferde und wenn man eine Stadt verlässt, muss man noch einmal so viel zahlen, also einen Real. Die Länge einer Postmeile beträgt etwa 3½ Englische Meilen (⅘ Deutsche Meilen) aber in der Provinz Sancta Fe sind die Meilen länger."

Reise auf der geraden Strasse.

„Am 24. Februar verliessen wir um7 Uhr Buenos Ayres; von dort bis la Puente de Marques (Marques-Brücke) sind 7 Leguas, welches für zwei Stationen gilt und 3½ Piaster Postgeld beträgt. Das Posthaus ist eine elende Hütte und die Leute sind höchst unhöflich. So wie man die Hanptstadt verlässt ist der Weg schlecht und voll kleine Seen (pantanos); Chiclana verlor seine Donnerbüchse — dann kamen wir in die Ebene, sahen in der Ferne kleine Landstellen und eingehegte Plätze, wo man Pferde herumjagte um Korn auszutreten, weil man sich in dieser Gegend nicht die Mühe giebt, es auszudreschen; dann aber nichts als versengtes Kraut; nahe bei der Puente zeigten sich sehr hohe Disteln (Cerduus mit Purpurblüten) und viele Vögel, besonders eine

Reiherart, liefen queer über den Weg, auch viel fettes Hornvieh, obgleich der Graswuchs hier sehr schlecht schien. Eine kleine Stadt, Canada de Moron, liessen wir links liegen. — Hinter der Puente de Marques, die über den Canada Moron, ein Flüsschen, das wie der grössere Lujan in den Rio de la Plata fliesst, gebaut ist, sahen wir noch mehr Hornvieh und Pferde; die Disteln waren grösstentheils niedergetreten; Menschen trafen wir nur wenig, aber viele Biscacho-Löcher (vom Viscaya-Hasen, Lepus biscachia) grösser als ein Kaninchen. Zwei Leguas vor der Station Canada de Escovar kamen wir durch die Stadt Lujan, ein artig gebaueter kleiner Ort mit einem schönen Stadthause (cabildo), einer durch ein wunderthätiges Marienbild berühmte Kirche und einer steinernen Brücke über dem Fluss. Pässe und Koffer wurden in dem Zollhause untersucht. Zu Canada de Escovar (Geniste- oder Ginster-Fluss, 7 Leguas) war der Posthalter sehr höflich, aber die Erdhütte verfallen, voll Löcher im Dach, Boden und Wänden mit Millionen Flöhen. Da war unser Nachtlager. Am 25. Februar brachen wir frühe auf. Der Weg blieb sich gleich. Wir kamen bei einem Hombue-Baume vorbei; dies Gewächs ist bei Buenos Ayres häufig, erstreckt sich aber nicht weit landwärts ein. Wir sahen einige Schafheerden, und erreichten durch mehrere trübe, sumpfige Flüsschen und über Sumpfböden die Station Canada de Rocha (Felsflüsschen) 5 leguas; Regenwetter dauerte mit Blitz und Donner bis 8 Uhr Abends, Menschen und Thiere fühlten sich erschöpft, daher übernachteten wir hier. Es gab nicht so viele Flöhe und die Leute waren zuvorkommend. Am 26. Februar brachen wir um 4 Uhr auf. Der Weg blieb sich gleich; kein Busch war zu sehn; der Boden

sehr weich und die Canadas durch den gestrigen Regen angeschwollen. So gelangten wir nach Canada de la Cruz (5 Leguas); die Leute waren höflich, das Haus in einem bessern Zustande. — Auf der Weiterreise sahen wir viel mehr Vögel und einige Weiden, die Disteln waren wieder niedergetreten; so erreichten wir Areco, (6 Leguas) eine kleine schlechte Stadt; das Rathhaus war elend; die Posthalterin eine artige Frau, mit vielen Kindern; die Leute waren arm, aber sehr höflich; das Wasser schlecht. In dieser Gegend ward 1789 der der Zahn des grossen fossilen Urfaulthiers (megatherium) ausgegraben. Zwei Leguas weiter kamen wir über den Fluss Characas de Ayala. Zu beiden Seiten desselben ist tiefer Moorgrund mit Rebhühnern; auf einer bedeutenden Strecke waren Diesteln und Gräser nidergebrannt. Drei Leguas weiter liegt das von dem Flusse benannte Posthaus, eine weit bessere Station als die frühere; alles hatte hier ein besser Ansehn, als auf dem bisher zurückgelegten Wege; es gab hier Schweine; die Frauensleute waren sehr höflich und bettelten — Yerba (Paraguay-Thee). Wir mussten hier, wie in den drei frühern Stationen, auf Pferde warten, weil der schwere Regen in den letzten Tagen verhindert hatte, sie einzutreiben. Dicht an jedem Posthause ist ein eingehegter Raum (corral, Hürde) wo eine ganze Heerde Pferde eingetrieben wird, woraus man dann die erforderlichen mit der Lederschlinge herausfängt. — Von dort führte uns der Weg durch ein fruchtbareres Land, als wir bis dahin getroffen hatten. Ich bemerkte einige Malven, Lupinen, eine Gurkenart, ein Gras, dem Cynosurus ähnlich, und einige andere, die augenscheinlich der Europäischen Flora angehörten. Wir kamen über einige bedeutende Schluchte und durchwateten den Fluss Arecife, einen Arm

des Parana-Stroms, wo das Wasser dem Pferde bis an den Hals ging, und wir folglich ganz durchnässt wurden. Etwa um 7 Uhr Abends kamen wir zu Arecife, einer kleinen Stadt (7 Leguas) an. Wir hatten seit dem Morgen 23 Leguas zurückgelegt. Ich fühlte jetzt heftige Schmerzen in Schultern und Schenkeln und konnte kaum aufrecht sitzen. Vormittags war die Hitze täglich sehr drückend, aber am Nachmittag wehete es, doch immer uns im Rücken. Der Boden war lichtbraun. Zu Arecife war es nicht bequemer, als in den übrigen Stationen; zwei Bettstellen aus Ochsenhäuten in einer Erdhütte; ungeheur viele Fliegen innerhalb den Hütten und rings um dieselben."

„27. Februar. Vorwärts Arecife stand zuerst Felsen zu Tage aus, es war poröser, brauner, staklatitisch geformter Kalkstein. Dann ging's bedeutend abwärts; es zeigte sich wieder Fels in vollkommen horizontaler Lagerung; wir passirten eine Anzahl Canadas. Zwei Leguas von Arecife kamen wir durch einen kleinen Ort, wo frisches Brod und Branntwein zu haben war. Als wir diesen verliessen überfiel uns ein fürchterliches Donnerwetter; wir wurden ganz durchnässt, trockneten aber wieder, ehe wir die nächste Station Fortezuela (8 Lgs.) erreichten. Das Posthauss war nicht schlecht, und der Postmeister sehr höflich. Wir wurden durch ein zweites Donnerwetter aufgehalten. Die Postmeisterin der nächsten Station, die wir hier trafen, nahmen wir mit uns. — Der Weg war sumpfig; zum drittenmale heimsuchte uns heute ein Donnerwetter. Diese Wetter überreichen nur eine kleine Strecke, wer etwas vorwärts reitet oder zurückbleibt, vermeidet sie zuweilen. Die nächste Poststation, Canada de Gomez, ist eine der besten auf diesem Wege, hat aber durch die letzten Kriegsunruhen viel

gelitten. Die Postmeisterin, die wir mitbrachten, hatte blondes Haar, blonde Augenbraunen und Augenwimper, eine seltene Erscheinung in Südamerika. *) Sie war eine Wittwe von 35 Jahren. — Der Weg weiter zeigte mehr Graswuchs und mehrere Kühe und Pferde, zahlreiche Vögel, die sich durch unsere Annäherung nicht stören liessen; einige, den Raben ähnliche, frassen von den umgefallenen Thieren, die sich auf dem ganzen Wege von Buenos Ayres her in Menge finden. Wir passirten ein Fluss mit einem harten Boden und gelangten dann auf einem sehr holprigten Wege an den Arroyo**) de Enmedio (Scheidefluss), der die Gränze zwischen den Staaten Buenos Ayres und Sancta Fe bildet, und an dessen westlichem Ufer die Station gleiches Namens liegt. (7 Leguas.) Die Leute sind hier sehr erwerbfleissig; die Einrichtung aber ist schlecht; auch hier trafen wir zwei allerliebste Kinder, so wie alle, die man auf dieser Strasse sieht; ihre einzige Nahrung ist Milch und Fleisch; viele wissen gar nicht wie Brod schmeckt. Wenn sie älter werden, so nimmt ihre Schönheit ab, und das lange Haar, worin sie einen Stolz setzen, giebt ihnen ein wildes Ansehn. Als ich Buenos Ayres verliess, versuchte ich es auch, blos von Milch zu leben; doch nach wenigen Tagen fand ich dies Nahrungsmittel der grossen Anstrengung der Reise nicht angemessen und ich nahm meine Zuflucht zu geröstetem Fleisch, welches meistens

---

*) Vielleicht war sie aus Süd-Chile, wo blondes Haar nicht selten ist. S. Villaure Histoire de Chile. S. 213. Anm. d. H.

**) Arroyo, eigentlich Giessbach, von arroyar, heftig strömen, wird aber in Südamerika vornämlich von kleinen Küstenflüssen gebraucht. Die hier angeführten Arroyos gehen sämmtlich in den Parana. Anm. d. H.

über Disteln-Feuer, da Holz ausserordentlich selten ist, bereitet wird. Von dem Arroyo de Eumedio abwärts durchwateten wir einige Ströme, der Postknecht verlor die Spur; mir gefiel das nicht und ich fasste Argwohn; die Nacht brach mit hellem Sternenhimmel ein, am Horizont Wetterleuchten; die Biscachos hüpften herum und machten ein sonderbares Gekreisch; viele Nachtvögel zeigten sich und an den sumpfigen Stellen viele Johanniswürmchen. Als wir einen grossen Sumpfsee umritten, verloren wir die Spur zum zweitenmale und fanden sie nur mit vieler Mühe wieder. Endlich kamen wir an einige Hütten und der Postknecht äusserte den Wunsch, dass wir dort bleiben möchten; Chiclana setzte sich ruhig hin, schmauchte seinen Glimmstengel und plauderte ruhig fort; ich aber wusste meine Begleiter, nach langem Aufenthalt, mittelst einer höflichen Entschuldigung zu bewegen, dass sie mich zur nächsten Station, Arroyo de Pavon (Pfau-Fluss) 8 Leguas, begleiteten, wo wir um 9½ Uhr anlangten, und zwar ganz erschöpft, denn zuletzt war mein Ross durchaus ermüdet und stolperte in die Biscacho-Löcher, die bei der finstern Nacht nicht zu vermeiden waren. Ich beschloss, nicht wieder im Dunkeln zu reisen, weil es mit schrecklicher Gefahr verknüpft ist. In der Hütte gab es nichts zu essen und das Wasser war kaum trinkbar. Ich streckte mich auf meine Matratze nieder, doch bald ward ich durch den schrecklichsten Sturm, der mit Regengüssen 8 Stunden dauerte, erweckt. Es blitzte fortwährend und die Hütte, der einzige höhere Gegenstand in der Ebene ringsum, schien das ganze Gewitter an sich zu ziehn; glücklicherweise hielt das Dach dicht, ein sehr seltener Fall in diesen Hütten. Gewöhnlich pflegt man die Thüre der Passagierstube, die vom Posthause getrennt ist, vest

zu verrammeln, eine höchst zweckdienliche Vorsichtsmassregel.“

„Am 28. Februar ward ich bis 11 Uhr aufgehalten, weil der Arroyo de Pavon, an dessen östlichem Ufer das Posthaus liegt, ungemein angeschwollen war; glücklicherweise erhielten wir etwas Milch und gerostetes Fleisch (asado) mit Brühe. Die Poststation ist kein schlechtes Nachtlager, es giebt viele Moskiten, aber wenig Flöhe. Die Postknechte tragen lange Hosen und eine Art von Pferdedecke (Poncho), einen kleinen runden Hut und unter demselben ein Tuch, der hinterwärts herabhängt. — Um 12 Uhr waren wir unterwegs; die Strasse war sumpfig; mein Pferd gallopirte schlecht, Chiclana tauschte mit mir; wir kamen über den Rio de Pavon und einen Arm desselben, und endlich über den Arroyo de Sauce (Weidenfluss), der ziemlich tief ist und einige Kiesel zeigt. Alle diese schmutzigen Nebenflüsse des Parana laufen ihm nur in in der nassen Jahrszeit zu; zur andern Zeit trocknen sie aus. Um $12\frac{1}{2}$ erreichten wir die Station Arroyo de Sauce (5 lange Leguas); mein Wegweiser beklagte sich sehr über das Pferd, das er mir abgenommen, sagte, dass ihm der Rücken schmerze, und dass er seit zwei Jahren so ein Thier nicht geritten habe. In Erwägung dessen verzieh ich ihm, dass er mich in vergangener Nacht so spät aufgehalten, mit jedem geplaudert, geschmaucht und so viel Yerba geschlürft hatte. Das Posthaus ist sehr schlecht; die Frau bat mich, wie allenthalben, um Yerba, und gab mir dafür einige Pfirschen; sie wusste den Namen der nächsten Station nicht, noch ob die Indianer in der Nähe seyen oder nicht. Jeder antwortet in diesem Lande gerne: Quien sabe! — (wer weiss das!) und weist die einfachste Frage durch Vorwand der

Unwissenheit ab. Auf den drei letzten Stationen nahmen die Disteln ab, zuletzt verschwanden sie gänzlich, nachdem sie wenigstens 20 Leguas weit vorherrschend gewesen waren. Die zwei letzten Posthäuser waren mit Pfirschenbaumgärten umgeben; dieser Baum schiesst hier schnell auf. Weiter vorwärts ist der Boden höher liegend, wir passirten kleine Ströme, und durchwateten dann den Rio de Saladillo de Manantiales, (den Salzquellenfluss, Salzach,) der den Pferden bis an die Brust ging. Eine Legua weiter trafen wir einen Wagenzug von S. Juan de la Frontera mit Wein etc; jeder Wagen ward von 6 Ochsen gezogen, und oben auf war Brennholz geladen; jeder Wagen hatte noch ein Paar Räder auf, die man in Buenos Ayres gerne kauft. Sie machen etwa acht Leguas des Tags, je nachdem der Weg ist. Manantiales (5 kl. Leguas) besteht nur aus einigen Erdhütten, eben so, wie die letzten Stationen; das Wasser ist sehr gut. Man gewinnt es, indem man an den Ufern der Bäche ein kleines Loch macht; dieses füllt sich sogleich mit klarem, kaltem Wasser, welches augenblicklich herausgeschöpft werden muss, da es in wenigen Minuten salzig wird; der Boden ist röthlicher Mergel. Weiter blieb der Weg fast derselbe; es zeigten sich in der Entfernung einige Landstellen, wo Viehzucht getrieben wird. (estancias). Wir trafen einen Reisenden und mehr Leute als gewöhnlich; sie ritten nahe bei einander. Jenseits des Arroyo del Candelaria (Lichtmess-Fluss) liegt das Posthaus, 4 Leguas. Die für Reisende bestimmte Stube lag ganz in Ruinen; wir langten um 7 Uhr (bei Einbruche der Nacht) an, und beschlossen, hier zu bleiben. Kurz darauf trat ein Mann mit einer Guitarre herein, sang einen Preisge-

sang vor einem Bilde der heiligen Jungfrau de la Candelaria, welches sich im Zimmer befand, wandte sich dann an mich, und improvisirte ein langes Lied zu meinem Lobe, da mein Wegweiser ihm meinen Namen gesagt hatte. Ich liess die Kunst nicht unbelohnt; die Familie bestand aus drei Männern nebst Frauen und Kindern; aber die Kinder schrieen unaufhörlich; es gab hier mehr Flöhe als gewöhnlich, und eine Menge Moskiten. Hier und in den 8—10 letzten Stationen lassen die Männer von Jugend auf das Haar wachsen; sie sorgen bloss für das Vieh, alle übrige Arbeit müssen die armen Weiber verrichten, die ihnen mit grosser Demuth aufwarten. Die älteste Frau schüttet gewöhnlich den Paraguaythee in die Calahasse, kostet ihn, und giebt ihn dann mit dem Röhrchen, woraus der Aufguss aufgeschlürft wird, herum; als Fremder, der dieses Kraut spendete, hatte ich gewöhnlich die Ehre, der Erste zu seyn, der nach ihr schlürfen musste. — Die Patrona dieser Post war in ihrer Art vom Stande, und in Santa Fe, 150 Leguas n. O. von hier, erzogen; sie hatte drei Kinder; selten hat hier ein Ehepaar mehrere, weil die Frauen mit schwerer Arbeit überhäuft sind, und die Kinder bis ins dritte und vierte Jahr an der Brust behalten. Diese Post ist nicht zu empfehlen; der Postmeister war dem Trunke ergeben, und jedes Verbrechens fähig. Bald nach meiner Ankunft hob er meinen Mantelsack, und äusserte, er sey schwer, darin wäre wohl viel Geld; es waren aber merkwürdige Felsfragmente darin, die ich unterwegs gesammelt hatte. Dies machte mich behutsam; und statt meine Matratze zu öffnen, legte ich mich mit meinen Pistolen in der Hand auf die Satteldecken (recado) nieder. Vier Kerle spielten

Karten und tranken Branntewein; ich stellte mich, als ob ich schliefe; der Postmeister suchte meinen Wegweiser zu bewegen, mich ermorden zu helfen, mein Geld zu theilen, und nach Sante Fe oder Corrientes zu gehen; Monate würden vergehen, ehe die That entdeckt werde, und die Gerichte sie dort nicht erreichen können; wahr genug, da in jener fernen Gegend bei den damaligen Unruhen die Rechtspflege ruhte. Chiclana redete ihm den Mordanschlag aus, nöthigte ihn zu trinken, brachte ihn ganz berauscht zur Ruhe, und kroch dann auf mein Lager hin, um jeden Angriff abzuhalten. Morgens sagte mir der saubere Postmeister, ich möchte meinem Wegweiser ja nicht glauben, wenn er etwas Böses von ihm sage, und bat mich, ihm eine Kiste Cigarren aus Chili mitzubringen. Auf meiner Rückreise erfuhr ich, dass er bald darauf bei dem Versuche, einen Mord unter ähnlichen Umständen auszuführen, selbst ums Leben gekommen sey. Mein Wegweiser war sehr zu tadeln, dass er mir gestattete, dort eine Nacht zuzubringen. (Was sollte der arme Kerl machen, da Herr C. ja bei Nacht nicht reisen wollte?)

„Erst nach sieben Uhr waren Morgens am 1sten März die Pferde in Bereitschaft zur Abreise. Der Weg war so eben wie ein Garten-Grasplatz (bowling-green); die Sumpflöcher nehmen ab; ich bemerkte Blumen, gelbem Crocus ähnlich; ein Guanaco *) lief uns vorbei; schon um 9 Uhr erreichten wir Desmochados (Richtweg), 6 kurze Leguas. Der Ort besteht aus Erdhütten; dies Posthaus schien als Nachtlager empfehlenswerth. Der Haus-

*) Camelus llama. Blumenb. Wird gezähmt als Landthier gebraucht, und trägt, obgleich nur so gross, als ein Hammel, 150 Pfund. A. d. H.

rath bestand aus einigen Ochsenhäuten über 4 Pfählen gespannt, die zugleich als Bett und als Tisch dienen, und zwei oder drei Schemel, oder statt dessen Stierschädel. Dieser Ort war mit einer doppelten Verzäunung und Graben, und einer starken Dornhecke umgeben, um die Indianer — abzuhalten; sie waren vor Kurzem in der Gegend gewesen. — Der Weg von dort 4 lange Leguas nach Arequito, wo man mich lange auf Pferde warten liess, war eben so gut; mehrere Landstellen lagen in der Ferne. Von dort nach Esquina de la Guardia (Wachthaus an der Ecke) sind 4 Leguas; dort kamen wir über einen Fluss gl. N., der in den Tercero fällt, und die Gränze zwischen den Provinzen Santa Fe und Cordoba bildet. Vormals stand hier ein Fort. Auf gleichem Boden erreichten wir das Flüsschen (Saladillo) von La Cruz alta (Hohenkreuz), wo Salz auf den Boden in Menge ausschiesst, und den gleichnamigen, aus Erdhütten bestehenden Ort. (4 Leguas). Auf dem Gottesacker dieses Orts ward der Vice-König Liniers, ein Glücksritter, der in der Befreiungsgeschichte von Buenos Ayres eine merkwürdige Rolle spielt, nach seiner Hinrichtung bei Cabeza del Tigre eingescharrt; die Stelle nahe neben der kleinen Capelle, die erste, die man seit Lujan (s. oben S. 123) wieder sieht, ist kaum noch bekannt. Hohe Bäume und Hecken von dornigen Mimosen wachsen hier üppig auf. Erst um 9 Uhr gelangten wir nach Cabeza del Tigre, (4 Leguas). Das Posthaus ist eins der besten; es giebt hier keine Flöhe; die Postmeisterin ist sehr zuvorkommend. Getraide umgiebt die für die Reisenden bestimmte Hütte; das Wasser ist herrlich. Während der drei letzten Tage bemerkte ich, dass hier, wie allenthalben auf dieser Reise,

Wassermelonen (gourds) ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner ausmachten, und diese waren mir sehr willkommen, da mir das Rindfleisch gar nicht mehr munden wollte. Die Kosten für das Nachtlager waren in den Stationen sehr unbedeutend, und eine Handvoll Yerba, der Frau gegeben, machte dieselbe hoch erfreut, so dass sie alles hergab, was nur zu haben war. Im Dorfe sah ich zwei zahme Casuare.“

„Am 2. März fanden wir zwei Leguas vorwärts in Cabeza del Tigre, die Stelle, wo Liniers hingerichtet wurde. (Beim Ausbruche der Revolution erklärte er, in Verbindung mit den Behörden von Cordoba, die Stadt Buenos Ayres für rebellisch. Er ward aber gefangen, und von Cordoba auf dem Wege nach Buenos Ayres bis hierher gebracht. Man bat ihn aus dem Wagen zu steigen, und augenblicklich ward er niedergeschossen. So endigte Liniers, ohne Zweifel einer der ehrenwerthesten Männer; hätte er seinen, der Spanischen Krone geleisteten Lehnseid und die Titel und grossen Gehalt, die ihm um diese Zeit (schon 1807) der Hof bewilligt hatte, vergessen können, so würde er seinem zweiten Vaterlande (er war ein geborner Franzose) sehr nützlich geworden seyn. Er zeigte sich als ein wackrer Krieger, und hatte 1806 Buenos Ayres gegen den Angriff der Brittischen Truppen unter Beresford brav vertheidigt. Als die Britten landeten, war er nichts weiter als Hauptmann. Der Vice-König Sobremente floh nach Cordoba, und befahl, dort eine Litaney anzustimmen. Liniers aber übernahm das Commando. Die Englische Armee musste capituliren, und Liniers ward von den Behörden zum Vice-König ausgerufen, bis sein Patent aus Madrid anlange. Der Spanische Hof, theils durch Ränke seiner Feinde,

theils durch den Gedanken bewogen, dass er ein Fremder, und mit den ersten Familien in Buenos Ayres verwandt sey, bestätigte seine Ernennung nicht, sondern ernannte den Don Cisneros. Liniers übergab ihm das Commando, und zog nach Cordoba. Ihm war der Titel eines Grafen (Conde) von Buenos Ayres, nebst einer Pension von 100,000 Realen aus den Einkünften der Stadt zu Theil geworden. Die Truppen hingen ihm an, und diese Anhänglichkeit führte sein Verderben herbei. Er war ein sehr feiner Mann, von edelem, äusserst munterem Ansehen.) — Der Weg führt an das südliche Ufer des Rio Tercero hin. Eine Menge grosser Florfliegen bedeckten den Boden. Die nächste Station, Labaton (5 Leguas) eine einzelne Hütte; wir ritten noch 4 Leguas weiter nach Sabadillo, von einem Flüsschen so benannt, der in den Rio Tercera fliesst, der selbst in der trockenen Jahrszeit Salz absetzt; ich traf dort einen alten Franciskaner, der von Cordoba nach Buenos Ayres reis'te; er beklagte sich sehr über die Revolution, schloss aber mit der allerdings vernünftigen Bemerkung, die man oft aus dem Munde Spanisch Gesinnter vernimmt; „Dem ist nicht abzuhelfen!“ (no hay remedio). Noch immer dem Rio Tercero entlang erreichten wir über Barancas (4 Leguas) und Zangon (ebenso viel). Frayle Muerto (Todter Mönch) (4 Leguas), ein Dorf von 60 Erdhütten, wo ich meinen Sattel ausbessern lassen musste, der durch schnelles Reiten gelitten hatte. Hier war Brod und Branntwein zu haben, der Postmeister ein höflicher Mann, das Nachtlager leidlich, aber das Wasser taugte nicht. Die Tagreise ging fortwährend durch immer mehr zunehmende Gebüsche; die Dörfer in der Provinz Cordoba haben ein besseres Ansehn; die Frauen spinnen und es herrscht überhaupt mehr Erwerbfleiss.“

„Am 3. März führte uns der Weg durch Baumgänge wieder an den Rio Tercero hin, bei Landstellen vorbei; nur Wassermangel verhindert den Baumwuchs vom Flusse abwärts. Im Posthause Equina de Medrano (8 Leguas) war die Aufnahme gut. Von dort geht eine Landstrasse nordwestlich nach der Hauptstadt des Staats: Cordoba. Noch immer verfolgt die Strasse den von Westen herfliessenden Tercero. Wir begegneten einen reitenden Boten, der in 10 Tagen von Santiago, Chile's Hauptstadt kam; diese Leute machen oft 50 Leguas in einem Tage. Sie zahlen nur halbes Postgeld und müssen schnell befördert werden. Giebt man ihnen ein schlechtes Pferd, so haben sie das Vorrecht, demselben auf der Stelle die Gurgel abzuschneiden, welches oft geschieht. Dieser Bote meldete, die Indianer wären ausgerückt, und rieth uns, eiligst nordwärts zu gehen und auf jedem Fall vorsichtig zu seyn. Wir galloppirten bis Canada de Lucas, (13 Leguas) trotz eines entsetzlichen Donnerwetters, das auch die ganze Nacht über anhielt. Um 5½ Uhr langten wir an, mussten aber hier bleiben, weil mir unwohl war. Am 4. März war mir viel besser. Die Leute im Orte waren sehr ehrlich und erwerbfleissig; man verfertigt wollne Decken und Seife, auch brennt man Soda aus einer Pflanze, die man quinoa oder ataco nennt, die grün brennt und viel Ausbeute giebt; sie trägt eine gelbe Blume. Wir kamen durch Niederungen mit verkrüppeltem Mimosengebüsch bewachsen, mussten durch ein Flüsschen, und trafen bei der Station Puenta del Agua (Wasserbrücke) eine mit Wein beladene Maulthier-Caravane von S. Juan de la Frontera nach Buenos Ayres bestimmt, von der wir erfuhren, dass die Indianer nicht weit davon südwärts schweiften. In Punta del Agua ist das Wasser

besser, als wir es seit drei Tagen fanden. Die Leute waren sehr zuvorkommend; ich ass Fleischsuppe und geröstetes Fleisch mit ihnen. Den Paraguaythee fand ich äusserst erfrischend und schlürfte eben so viel als mein Wegweiser. Es ist dort eine kleine Kirche, aber kein Pfarrer. Von dort führte der Weg durch reizende Baumgruppen und der Boden ward unebner, die niedergehende Sonne zeigte uns in weiter Ferne die nordwestlich liegende Sierra de Cordoba. Die Nacht brach ein, Blitze leuchteten uns. Um 9½ Uhr erreichten wir S. Barbara (10 Leguas); die Einwohner waren in grosser Bestürzung wegen der Nähe der Indianer, die nur 14 Leguas davon, am Rio Quarto, standen. Ein schreckliches Unwetter tobte die ganze Nacht. Die Station besteht aus zwölf Hütten, die Leute sind höflich, das Wasser schlecht. Hier und bei den andern Stationen wachsen viele Pfirschenbäume; an ihnen erkennt man in der Ferne die Stationen, wie einen schwarzen Punkt am Horizont. Es ist die harte Art, aber bei dem Wassermangel in der fast unerträglichen Hitze sehr angenehm. Die Pferde, die man mir gab, waren meistens trefflich; etwas Paraguaythee und einige Liebkosungen gegen die Kinder, erwarb mir allenthalben dienstfertige Behandlung. Oft aber sprangen die Thiere rechts und links nach den Stuten und ich musste alle Kräfte aufbieten, um sie im Zaume zu halten."

„Am 5. März konnte ich erst um 7 Uhr aufbrechen; wir passirten den Arroyo von Santa Barbara, einen Giesbach der nordwestlich von den Bergen strömt; er enthält Trümmer von Urgestein; ist man Barancas (6 Leguas) passirt, so gewinnt man schönes Land, mit stachelichem Mimosengebüsche, welches fast unsern Stachelbeeren gleicht, bewachsen. Wir trafen Maul-

thiere, die mit Wein beladen, von Mendoza kamen. Sie reisen täglich 10 bis 12 Leguas; Nachts werden die Bürden der Thiere nebst den Packsatteln in einen Kreis gelegt und innerhalb desselben machen die Treiber Feuer an und schlafen. Der Führer des Trupps war in grosser Hast, weil auch er erfahren hatte, dass die Indianer nordwärts schweiften. Wo sie sich befänden, wusste er nicht, er glaubte aber, wir könnten wohl noch am nächsten Tage Punta de San Luiz erreichen, Hauptstadt eines Staats, also verhältnissmässig ein Punkt grösserer Sicherheit. Da die Indianer immer im Gallop schweifen, so können sie heute hier und Tags darauf 150 Englische Meilen weiter seyn. Wir stiegen das Thalbett des Rio Quinto hinab, ein Flüsschen, das südwärts der Sierra de Cordoba entfliesst, welcher wir immer näher kamen. In der Regen-Zeit (unserm Sommer) muss der Fluss, der sich in einen See ergiesst, bedeutend seyn. Ich sah viel Glimmersand und andere Spuren von Urgestein. Gleich darauf erreichten wir Tambo, 2 kleine Hütten, (6 Leguas). Hier erfuhren wir, dass Carrera, einer der Urheber der Revolution in Chile, der aber seine Hoffnungen dort getäuscht sah, einen Haufen südlich wohnender Indianer (Pehuenhas) gesammelt habe, unter dem Vorwande, Chile anzugreifen, doch eigentlich nur um Beute zu machen; man sagte, er stände mit seiner Bande 14 Leguas nach Süden. Wir eilten aus Furcht vor diesen gefährlichen Feinden, schnell zur nächsten Station Aguadita (4 Leguas). Im Posthause war Niemand als ein alter Mann; die Weiber waren ins Gebirge geflüchtet; er erlaubte uns die Pferde zu behalten, wenn wir die nächsten Stationen Chanaritas oder Baranquita verlassen finden sollten. Vier Leguas von Aguadita, gerade als wir einen Abhang hinunterritten, der zum Posthause

führte, kam uns der Sohn des Postmeisters in gestrecktem Gallopp entgegen rief uns zu, unser Leben zu retten; und zeigte rückwärts, wo gerade ein Haufe Indianer abgestiegen war, um die Pferde aus seiner Hürde einzufangen. Augenblicklich kehrten wir um und jagten in vollem Sprunge gerade auf die seitwärts vor uns liegende Sierra de Cordoba zu, im eigentlichsten Sinn über Stock und Block. Als ich mich zu letztenmale umblickte, sah ich die Indianer sich auf die Pferde werfen, um uns eilends zu verfolgen. Unsere Pferde schienen unsere Gefahr zu ahnden, sie liefen wie toll, besonders das meinige, ein kleiner Nussbrauner. Wir erreichten das Gebirge, sprengten drei Höhenketten auf und ab, ohne Aufenthalt, bis wir ein Thal erreichten, wo Wasser floss. Uns durstete entsetzlich. Wir waren 14 Leguas weit in der Nachmittagshitze aufs schnellste geritten, dazu kam die Angst; wir tranken wie die Kameele der Wüste. Buchstäblich steckte ich Kopf und Hals in den Strom. Nichts war verloren, als ein schlechtes Küssen. Trotz der Eile der Flucht war die Ladung des Packpferdes fast gar nicht zerrüttet. (Ein Beweis, wie vest die Platastaaten-Bewohner zu laden verstehen!)"

Flucht vor den feindlichen Indianern auf einem Umwege durch's Gebirge.

„In dem Thale trafen wir einige Landleute, die aus ihren Wohnungen geflüchtet waren; unter ihnen Frauen zu Pferde mit fünf bis sechs Kindern vor und hinter sich; sie hatten etwas gekochten Mais, wovon wir mit grosser Begierde assen; um keine Zeit zu verlieren, hatten wir, ausser einer Tasse Yerba, den ganzen Tag nichts zu uns genommen. — Das Thal war wunderlieblich, aber Sicherheit konnte es uns nicht

lange gewähren. Wir beschlossen also, den Postmeister und Alcalden des nächsten Orts (?), die sich gleichfalls im Gebirge versteckt hatten, aufzusuchen; die Landleute begleiteten uns und wir vertheilten die Kinder auf unsere Pferde. Mir ward ein 36pfündiger, dicker Junge zu Theil; so durchzogen wir eine sehr rauhe Strecke, mit Trümmern von Urgestein, trennten uns dann, und unser Postknecht, ein sehr gewandter Kerl, brachte uns nahe zu dem Orte, wo jene verborgen waren. Wir trafen den Sohn des Alcalden, aber er liess sich nicht bewegen, uns den Pfad zu zeigen, der zu dem Schlupfwinkel führte, dessen Bivouakfeuer wir an der Seite des Berges deutlich sahn. Als Fremder hatte man mich sehr in Verdacht, denn es war bekannt, dass Carrera mehrere Ausländer in seinem Gefolge hatte, die ihm gelegentlich als Kundschafter dienten. Gleiches Misstrauen erregten wir bei den Landleuten, etwa funfzig an der Zahl, die wir im Thal getroffen hatten, und sie weigerten sich, sich mir anzuschliessen, und uns einen Weg durch das Häuflein Indianer zu bahnen. Ich musste also eine Stelle zum Nachtlager suchen, in einer Thalschlucht, die Wasser und Weide darbot, mit der Aussicht, dort einige Tage zu verweilen, bis Nachricht eingezogen sey, welche Richtung die Indianer genommen hätten. Es war eine der schönsten Nächte, die ich je erlebte, schon war es fast Mitternacht, doch solche Stelle nicht zu finden. Endlich kamen wir an einige verfallene Hütten, wo die Weiber vor uns eingetroffen waren. Sie machten uns gutmüthig ein kleines Feuer an, kochten Fleisch und brieten einige Zwiebeln in der Asche; aus Furcht vor den Indianern ward aber das Feuer sogleich wieder ausgelöscht. Nahebei war eine Hürde, ich hielt es aber

für besser, den Pferden die Füsse zusammenbinden zu lassen und sie in einem Gebüsch dicht bei uns zu verstecken. Sie waren gänzlich erschöpft und es war zu verwundern, wie sie den Galop, ohne Hufeisen, bis auf dem letzten Augenblick über die Felstrümmer ausgehalten hatten. Welche treffliche Cabinetsstücke, besonders Rosenquarz, musste ich zurücklassen. Halb todt vor Ermattung streckte ich mich auf meinen Sattel; ich hatte den Tag über wenigstens vierzig Leguas geritten. Kaum hatte ich zwei Stunden geruht, als ein Lärm entstand, dass die Indianer anrückten; alle Landleute warfen sich auf die Pferde und entflohen. Das war mir unmöglich; das Gepäck hätte zurückbleiben müssen, und meine Pferde konnten jetzt noch nicht wieder fort. Die Weiber flehten uns, sie zu begleiten, und als ihr Flehn auf mich keinen Eindruck machte, wandten sie sich an meinen Wegweiser, erinnerten ihn an Weib und Kinder und sagten ihn, er werde den Hafen (El Porto, nämlich Buenos Ayres) nie wiedersehn. Ich stellte es ihm anheim, und er entschloss sich, mich nicht zu verlassen. Endlich eilten sie hinweg, und noch waren sie keine halbe Stunde fort, als etwa 40 Indianer mit allerlei Waffen über den Bergkamm gerade auf die Hütte zukamen, wo wir lagen. Wir beobachteten sie mit grosser Angst, entschlossen, bis auf den letzten Augenblick liegen zu bleiben, und wenn sie uns entdeckten, auf Tod und Leben zu laufen, und dem rauhen Pfade und dem dunkeln Morgen uns anzuvertrauen. Sie hielten an, sammelten sich und ritten dann zu der Hürde, etwa 100 Ellen von uns, dieselbe, wo wir unsre Pferde Abends hatten bergen wollen. Einige andere, die sich darin befanden, nahmen sie mit. Doch der Hütte, die viele Jahre unbewohnt stand, nahten

sie sich nicht, vielleicht fürchteten sie sich auch, zu weit ins Gebirge zu gehn, kehrten über den Bergkamm, und über einen zweiten zurück, welches wir, da es Tag geworden war, deutlich bemerken konnten.“

„Am 6. März. Schnell brachen wir nun auf und zogen queer über die Berge weiter nordwärts, um entweder östlich nach Cordoba oder westlich nach S. Juan de la Frontera und von dort den Fuss des Andengebirges bei Mendoza zu erreichen; oder wenn S. Juan besetzt wäre, gerade über den Nordpass bei Patos nach Chile zu gehn. Wir trafen einen Reiter, dessen Gesichtsbildung nichts arges verrieth und der mir versprach, uns für einen Piaster nach Piedra blanca (Weissenstein) (5 Leguas) im Innern der Sierra zu bringen, wo, wie er sagte, Maulthiere zu haben wären, mit welchen wir die Breite des Gebirgs bis zur Westseite überschreiten und entweder nach la Punta de San Luis oder nach Mendoza kommen könnten, je nachdem wir Kunde einzögen. Mir gefiel der Rath. Die Gegend ist unbeschreiblich reizend, aber jeden Augenblick erwarteten wir Indianer auf irgend einem Berggipfel. Nordwestlich ziehend kamen wir über den Rio Quarto, der jetzt in der trocknen Jahreszeit sehr seicht war, und bald nach Piedra blanca, wo uns der Eigner einer schlechten Hütte freundlich empfing. Es war neun Uhr; ich schickte ihn fort, um Maulthiere von der Weide zu holen, und uns etwas zu essen zu verschaffen und legte mich dann nieder, um ein Mittagsschläfchen (Siesta) zu halten. Kaum war ich eingeschlafen, als Chiclana mich mit der Schreckensnachricht weckte: die Indianer sind wieder nahe! — und dass wir keinen Augenblick zu verlieren hätten. Statt aber die Maulthiere zu satteln und mir hier einen andern Wegweiser zu besorgen, setzte er

sich ruhig nieder und schmausste. Wir verliessen Piedra blanca um zwölf Uhr, kamen auf einem entsetzlich rauhen Wege über einen zweiten Bergrücken, wo überall Quarz, Granit, Glimmerschiefer und mancherlei Trapp zerstreut lag. An drei Stellen sah ich deutlich Granit, Gneiss, Glimmerschiefer, Thon- und Hornblende-Schiefer in regelmässiger Folge. Auf einigen Stellen der Berggipfel liegt schöner weisser Quarz in Haufen und nicht weit davon Glimmerschiefer gleichfalls aufeinander gehäuft; die Stücke sind so gross, dass Menschenhände sie schwerlich zusammengetragen haben. An andern Stellen liegen mächtige Stücke Gneiss auf die Weise in rechtem Winkel über einander geschichtet, wie bei den sogenannten Druidentempeln im westlichen England (bey Old-Sarum). Die Bergpfade waren ungemein viel rauher und gefährlicher wie ich sie selbst nachher auf der grossen Andenkette traf. — Die Sierra de Cordoba ist das Vorgebirge der östlichen Central-Bergreihen des Südamerikanischen Continents; sie ist kaum 3000 Fuss hoch, (also nicht so hoch wie der Harz) und an den Abhängen ohne Pflanzenwuchs; aber die Thäler grünen alle mit Cactus-Arten, Gräsern und einigen grösseren Baum-Arten. Vor der Spanischen Eroberung war die Sierra weit stärker bevölkert als jetzt, und jene Steinhaufen sind vielleicht Amerikanische Runen-Hügel aus einer Vorzeit, wo die Bewohner dieser Gegend, gleich den Peruanern, z. B. bei Cusco ungeheure Bauten durch mechanische Hülfsmittel vollendeten, wovon wir keinen Begriff haben. Am Nachmittag machten wir 12 Leguas über die Berghöhen gerade westlich, und dann kamen wir bergab in eine Thal-Ebene, wo eine kleine Landstelle (Estansuela) liegt. Der Eigenthümer, ein Altspanier, aus dieser Ursache oft geplündert — versprach

uns Pferde zu besorgen, die uns am nächsten Morgen nach Salado bringen sollten. Bald darauf zeigte sich ein alter Herr, von ganz anderm Ansehn, als ich sie im Innern von Südamerika zu erblicken pflegte, und mit diesem unterhielt ich mich den ganzen Abend. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach den neuesten Ereignissen in Europa, besonders in Spanien, und ich erzählte ihm, was ich wusste. Er theilte mir dagegen einige Nachrichten über den Zustand des Landes, über den Befreier von Chile, San Martin, und über die Gebrüder Carrera mit. Er, so wie sein Wirth, Don Pedro Mogica, versicherten mich, hier sey ich ganz sicher und könne von hier aus ohne Gefahr Mendoza erreichen. Mein Wegweiser flüsterte mir zu, der alte Herr sey — der Spanische General Marco, vormals Gouverneur von Chile. Nach dem Verluste der Schlacht bei Chacabuco (am 17. Februar 1817) gegen San Martin's Independenten-Schaar erlangte er mit Schwierigkeit die Erlaubniss, sich in der Estansuela verbergen zu dürfen, und obgleich dem schwächlichen, an jede Bequemlichkeit gewöhnten Greise ärztliche Hülfe und alles, was das Leben angenehm macht, fehlte, so konnte er doch keinen Pass erhalten, um sich nach Spanien, seiner Heimath, einzuschiffen. Er erzählte mir nun von dem Treffen bei Chacabuco und beklagte sich bitterlich über San Martin. So hungrig wir waren, so mussten wir doch lange auf das Abendessen warten; ich ging in die Küche und suchte mich bei der Köchin Cäcilia, einer Negerin, beliebt zu machen; doch vergebens. Endlich ward gedeckt, und nun begann Don Pedro Mogica ein Tischgebet, welches fast kein Ende nahm. Das Abendessen aber war vortrefflich, wir hatten gebratenes Fleisch, Suppe und gekochten Mais (omita).

Nach dem Abendessen sagte uns der Wirth, wir würden auf dem Hofe schlafen müssen; das gefiel mir nicht, aber ich fand, dass dort die ganze Familie schlief, der Hausherr und der General Marco ausgenommen. (Der alte Herr ist in seinem Patmos noch in demselben Jahre gestorben.)"

„Am 7. März nahm ich freundlich Abschied von Don Pedro, den ich nie wiederzusehn glaubte. (Der Verfasser musste auf seiner Rückreise noch einmal hier einkehren) und reisete über eine meistens sehr sandige Ebene bis Salado (5 Leguas.) Doch steht rother Granit an vielen Stellen zu Tage aus. Ich miethete Pferde und Maulthiere bis la Punta de S. Luis (40 Leguas), da die Strasse bis dahin ganz sicher war. Ich traf einen hier verheiratheten, viele Jahre aus seinem Vaterlande entfernten Engländer, der in der Nachbarschaft eine Landstelle mit Weideplätzen besass, wo er viel Hornvieh zog, aber Waizen und vornämlich Mais blos für den eignen Bedarf. Auf dem Wege von dortab blieben wir rechts auf der Höhe und liessen einen einzelnen Berg (morrho) links. Der neue Wegweiser verlor die Spur und wir kamen erst um 7 Uhr Abends nach der Landstelle San Rosario, deren Besitzer uns freundlich aufnahm und uns und unseren Thieren gestattete, einige Stunden auszuruhen. Er lieh meinem Wegweiser ein Pferd und gab uns die Fülle zu essen. Seine Gattin war eben so artig, sie backte, so wie wir angekommen waren, kleines weisses Brod und gab es uns mit auf die Reise. Ins Haus bitten wollte sie uns nicht, weil es dort so viele Wanzen und Flöhe gebe. Wir schliefen alle auf dem Hofe. Der Mann und seine Frau auf einem Bette von Rindshäuten; ich und die übrigen auf dem Boden. Die Knechte schliefen draussen. S. Rosario

liegt südwestlich von dem Morrho de San Jose, den wir am Tage passirt waren. An dessen südöstlichen Seite befand sich das Hauptquartier der Indianer. Wir schliefen demnach nur drei Stunden, und unser Wirth half mir die Wegweiser antreiben und empfahl ihnen Vorsicht.“

„Am 8ten März, um 12½ Uhr Nachts, zogen wir auf Pfaden, die sich zwischen Hügel durchschlängelten, bis zum Arroyo de San Rosario und erreichten bei Tagesanbruch eine Landstelle Atica; dann passirten wir durch eine Fuhrte den Rio Quinto *); er ist breit aber seicht und hat Sandgrund; noch einmal mussten wir einen Bergrücken hinab und einen andern hinauf. Nun kamen wir durch Thalebenen an die Sierra de S. Luis, an deren Südwestseite die Stadt la Punta de San Luis liegt. Die Bergrücken bestehen vornämlich aus Glimmerschiefer, Thonschiefer und an einigen Stellen aus Quarzfels. Die Schichten bröckeln auf eine sonderbare Weise ab, in sehr spitzen Winkeln, oft sogar lothrecht. Dieser Umstand und der Einfluss der Kälte (Frost) veranlassen ihr sehr zerklüftetes Ansehn. Pflanzen sieht man wenig, bloss einige verkrüppelte Bäume, Cactusarten, und überall Krausemünze (mentha crispa). — Die Sierra de San Luis, südwestlich von der Sierra de Cordoba, ist weit höher als

*) Die Flüsse, die von Westen, südlich vom Rio dulce, dem Parano zufliessen, sind mit Zahlen bezeichnet. Der Rio Primero ist der nördlichste und fliesst bei Cordoba; der Rio secundo fliesst nicht weit davon südlich bei Tio, den Rio tercero und den Rio quarto trifft man auf dieser Reise, siehe S. 134 u. S. 136; der so eben genannte ist der letzte, mit einer Zahl bezeichnet; wohin er fliesst — ist noch unbekannt, vielleicht mittelbar ins Südmeer, südlich vom Rio de la Plata. Auf gewöhnlichen Karten von Süd-Amerika ist der Lauf dieser Flüsse ganz falsch angegeben. Anmerk. d. H.

diese und würde, wäre sie bewachsen, an malerischer Schönheit den Brasilischen Gebirgen gleichen. Die Schluchten der Giessbäche in den Ebenen dieser Berge sind von lothrechten Thonwänden, oft vierzig Fuss hoch und sehr weit von einander, umgeben. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir den Hauptort des gleichnamigen Plata-Staats, La Punta de San Luis, der höchst malerisch am Abgange der Sierra und an einem Arm des Rio Quinto liegt, sich weit ausdehnt, aber nur aus Erdhütten besteht. Bedeutende Mimosenwälder liegen umher. Das Pferd, welches ich Tags zuvor bestieg, kam ganz frisch hier an, obgleich es über rauhe Bergpfade 40 Leguas zurückgelegt und am Abend zuvor nur 5 Stunden geruht hatte. So wie ich abgestiegen war, kehrte der Wegweiser darauf zurück. Solche unglaubliche Beschwerden können die Pferde dieser Gegend ertragen; aber es giebt ihrer so viele, dass nur selten die Reihe zur Arbeit sie trifft. Sie scheinen so frei von Krankheit, wie ihre Herren zu seyn. Wenn sie sich verfangen haben, das einzige Uebel, dem sie ausgesetzt sind, so besteigt sie der Reiter, spornt und peitscht sie, bis sie stark in Schweiss gerathen und dann sind sie curirt. Zu la Punta giebt es köstliche Trauben und Feigen in Ueberfluss; und getrocknete Früchte sind auch fast der einzige Ausfuhrartikel dieses kleinen Staats. Der Postmeister sagte mir, er selbst verkaufe jährlich 1000 Arroben (à 25 ℔) getrocknete Feigen. Den Wein dieser Gegend habe ich nicht gekostet, er war, so wie die meisten Einwohner, in die Berge gewandert. Die Weiber weben Wollentuch und Pferdedecken. Es giebt hier eine Kirche und ein Stadthaus; dort stellte ich mich dem Vice-Gouverneur vor, der mir Briefe nach Mendoza mitgab. Ortiz, der

wirkliche Gouverneur, war gegen den Carrera und die Indianer ausgerückt. Diese Pampas-Indianer bleiben in dem südlichen Theil des Continents, bis die Kälte, Mangel an Mundvorrath, Raubsucht, oder wie es jetzt der Fall war, die Aufmunterung eines Oberhaupts sie nach Norden bewegen. Carrera hatte Sendling zu ihnen geschickt, die ihnen sagten, er sey der letzte Sprössling der Inkas, dessen Legitimität noch bei ihnen in Sagen fortlebt und so liessen sie sich bereitwillig finden, seiner Fahne Folge zu leisten. Doch seine Gewalt über sie war sehr geringe und er hatte kaum die Freiheit eines Gefangenen. Es sind schöne, wohlgebaute Männer von lichter Kupferfarbe mit langem, schwarzem Haar. Sie haben einige Begriffe von Unsterblichkeit, aber sind nie zum Christenthume bekehrt worden. Caziken sind ihre Oberherren, aber eigentlich nur ihre Führer im Kriege. Unter sich scheinen sie ziemlich einig. — Sie leben meistens von Stutenfleisch (wie die Kalmucken) und sind mit Speeren, Pfeil und Bogen bewaffnet; Carrera hatte ihnen auch Feuer-Gewehr verschafft. — Die Indianer rückten gerade gegen la Punta und trafen Nachmittags dort ein, als ich glücklicherweise Morgens abgereist war.“

Weiterreise von la Punta de S. Luis bis Mendoza am Fusse der Andenkette.

„Am 9. März verliess ich nämlich diese sogenannte Stadt. Wir kamen durch Gestrüppe, ohne Wasser zu treffen, als das, was wir in unsern Hörnern (s. Seite 124) bei uns führten, ganz warm ward, weil die Hitze fast unerträglich war, nach Laguna de Chorillo (7 kurze Leguas), und an den Salzsee Beberero, der 7 Leguas im Umfange hat; an seinen Ufern liegt das schönste

weisse Salz in Cuben krystallisirt. Es wird nach Mendoza gebracht, aber man braucht in den Plata-Gegenden überhaupt wenig Salz, und hat ein starkes Vorurtheil gegen dessen Benutzung; die Leute sagen, es mache frühzeitig alt—und daher scheuen sie, die Weiber besonders, den Salzgenuss. (Alles Fleisch wird ohne Salz zubereitet und genossen.) Der Weg führte durch dichte Mimosen-Wälder; die Hitze und der Staub waren entsetzlich. Regen fällt im Sommer (d. h. in unsern Wintermonden) selten, und daher kann man ohne Gefahr in freier Luft schlafen, welches hier jeder thut. Weiter vorwärts durchwateten wir den Rio Desaguadero, einen Salzfluss, (nicht zu verwechseln mit dem, gleiches Namens, der in Oberperu fliesst), der in dem See Beberero mündet und als Gränzscheide zwischen den Staaten S. Luis und Mendoza (Cuyo, Ober-Chile) dient. Gyps war an seinen Ufern nicht zu finden; — die Gestade bestehen aus rothem Mergel. — Bald nach Sonnenuntergang bot sich uns ein erhabenes Naturschauspiel dar; die himmelhohe Scheidewand der Anden, das Ziel unserer Sehnsucht, erschien im Westen vor uns; das Land am Fusse derselben und die niedern Gipfel der Kette umnachtete frühzeitig Dunkelheit; doch im Rosenlichte der scheidenden Sonne prangend erglänzten die mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen, vor allem der höchste, Tupangato, ein erloschener Vulkan. Die Anden liegen 70 Leguas von Chilchitas (15 Leguas), wo wir um 7 Uhr anlangten; wir mussten, weil ein Donnerwetter aufzog, hier bleiben und im Hofe schlafen. Hier gab es grosse Wanzen und kleine schwarze Käfer, welche Nachts die Häuser verlassen und in den Höfen nach Beute suchen. Mangel an Wasser dient als Vorwand, dass man die Häuser nicht reinlicher hält.“ —

„Am 10. März brachen wir schon um drei Uhr auf und erreichten, wieder durch Waldung, Coral de Cuero (Ochsenhaut-Hürde) 9 Leguas, ein Posthaus aus Lehm; von dort führte der Weg längs den Ufer des Rio Tunajon (von dem Araucanischen Worte thuncun, d. h. kalt) hin, der von der Sierra de Portillo, an Chile's Gränze, kommt und in den Salzsee Berberero fiesst. Durch dichtes Zwergmimosen-Gebüsch erreichten wir Corocorto (9 Leguas) und Dormida (4 Leguas) beides kleine schlechte Dörfchen, fast immer den Rio Tunajan verfolgend. An seinen Ufern fand ich Soda, die sich aus dem dunkelbraunen Wasser absetzt; es war ganz weiss, stellenweise etwa ½ Zoll dick. Zu Rodeo de Chacon übernachteten wir und hatten in diesem Tage 39 Leguas gemacht. Mit jedem Leguas vorwärts gewannen die Häuser wie das Land ein besseres Ansehn; überall zieht man mit Sorgfalt Trauben und Pfirschen, in der Nähe der Stationen sind die Felder künstlich bewässert. In dem Nachtlager waren die Leute ungemein höflich; zum Abendessen hatte ich drei Gerichte und Mendoza-Wein, und man wollte, ausser einer Tasse Yerba, durchaus nichts dafür nehmen. — Um 8 Uhr legten wir uns alle: Vater, Mutter, Tochter und Vaterbrüder auf dem Hofplatze schlafen, da es im Hause vor Insekten nicht auszuhalten war. Ich konnte aber vor Kälte nicht schlafen, sondern liess Feuer anmachen und Yerba bereiten."

„Am 11. März Morgens verschaffte uns das niedliche Hausmädchen etwas Milch, so dass wir ganz Europäisch frühstücken konnten. Fortwährend durch Waldung reisend erreichten wir Retamo (9 lange Lgs.) mit einem so stattlichen Posthause, wie auf der ganzen Reise nicht anzutreffen war. Vor dem Orte ist der

Boden niedrig und strark vom Tunajan-Flusse überschwemmt. Nun kommt man auf eine regelmässige Landstrasse, sie besteht aus Sand mit etwas Kies, an beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt, nach Rodeo Enmedio (7 Leguas) durch viel Sumpfland; eingehegter Boden wird immer häufiger. Wir passirten den Rio de Mendoza auf einer Fuhrte; er kommt von den Anden und fällt in den Desaguadero; es liegt zu Zeiten hier viel Land unter Wasser, besonders wenn der Schnee auf der Andenkette schmilzt. Da der Weg von Retamo aus eine Richtung gerade westlich nimmt, so hatten wir den ganzen Morgen die Andenkette, der wir uns schnell näherten, vor uns. Der Weg von Rodeo nach Mendoza (5 Leguas) ist mit schnell von den Bergen abwärtsfliessenden Wassern bedeckt, deren Lauf uns zeigte, dass wir aufwärts reiseten, was wir sonst kaum bemerkten; rund abgeschliffene Kiesel bedecken die Strasse. An jeder Seite sieht man Anzeichen einer bedeutenden Stadt, viele Hütten, wo man auf den Dächern oder vor den Thüren Chile-Pfeffer (Capsicum) trocknet, etwa wie in Nord-Europa die Erbsen; allenthalben eingehegtes und angebautes Land. Endlich erreichten wir die lange Vorstadt von Mendoza, wo ich bald die Wohnung des Don Manuel Valenzuela fand, an den ich Empfehlungsbriefe aus Buenos Ayres hatte, und der mich aufs freundlichste empfing."

Mendoza.

„Mendoza ist eine wohlgebaute Stadt am Fusse der Anden und dem grossen Pass von Uspallata gegenüber, 4427 Engl. Fuss über dem Meere. Die Häuser, aus Ziegelsteinen, an der Sonne getrocknet, sind mit einem Luxus aufgeputzt, den man in Südamerika selten trifft. Die

Strassen sind breit und durch kleine Ströme (acequieas?), aus dem Mendozaflusse abgeleitet, bewässert. Die Stadt enthält sechs bis sieben Kirchen und einen öffentlichen Platz, wo unter andern zwei Brüder Carrera (und 1821 auch der dritte, Josè Carrera, der die Indianer aufgehetzt hatte und bei einem Angriff auf Mendoza gefangen ward) als Rebellen gegen Chile und die Platastaaten hingerichtet wurden. Der öffentliche Spaziergang (alameda) ist mit Geschmack angelegt und beherrscht eine herrliche Aussicht auf das Gebirge. Jeden Abend besuchen ihn die angesehensten Personen, und bleiben bei Eis und Backwerk spät beisammen. Mendoza enthält 20000 Einwohner, wie man meint, drei männlichen gegen zwei weiblichen Geschlechts. Neger sind nur noch wenige übrig, da die Privatbesitzer diese dem Staate geweiht haben, um daraus Regimenter zu formiren."

Mendoza's Handelsverkehr.

„Wegen ihrer Lage, dem Hauptpasse nach Chile gegenüber, war sie immer ein bedeutender Hangelsplatz. Man beschäftiegt sich vornämlich mit Weinbau; die schlechtere Sorte gleicht einem mittelmässigen Mallaga; aber an der Tafel des Don Manuel Valenzuela trank ich einen höchst köstlichen rothen Landwein. Einige Weingärten zählen 60000 Pflanzen. Die Trauben sind gross und blau und gleichen der Hamburger Sorte *) (the Hambro' Variety); sie sind höchst wohlschmeckend. Man zieht die Reben gewöhnlich an Spaliere (en treillage). Auch wachsen hier weisse Fei-

*) Wahrscheinlich eine Rheinische Rebe, die über Hamburg nach England gebracht ist.

Anm. d. H.

gen und Melonen mit grünem Fleische, beide von köstlichem Geschmacke, Birnen und Quitten, so wohlschmeckend, wie ich sie nie in Europa fand. Die vornehmsten Handelsartikel sind Weine, Branntwein und getrocknete Früchte. Einfuhrartikel: Yerba und Manufakturwaaren, letztere unglaublich wohlfeil. Ein vortreffliches Englisches Federmesser kaufte ich in Mendoza (fast 1000 Engl. Meilen von Buenos Ayres) für weniger als einen Schilling Sterling (etwa 7 gGr.). Da fast alle Waaren, die zu Lande nach Chile kommen, über Mendoza gehn, so werden hier, für den Transport übers Gebirge, eine Menge Maulthiere gezogen, und überhaupt macht dieser Verkehr den Ort lebhaft und wohlhabend. Die Ländereien sind alle eingehegt und werden durch künstliche Bewässerung fruchtbar gemacht. Der Waizen (mit bärtiger Achel, barbilla) wird im July gesäet und im December geschnitten. Man ärndtet jährlich nur einmal. Der beste Waizen kostete 2 Piaster per Fanega a 8 Arroben von 25 ℔ Englisch = 2½ Englische Scheffel (Bushel); er giebt das köstlichste Brod, was ich je kostete. Das Stroh hat wenig Werth und wird blos gebraucht, um es zwischen den Thon zu mischen, woraus man Ziegelsteine macht. Der Pflug, dessen man sich bedient, ist nur ein Stück Holz mit einer Eisenspitze, und wird von Rindern gezogen. Alfasa oder Klee wächst so üppig, dass man ihn in einem Jahre vierzehnmal schneiden kann."

(Der Staat Mendoza, auch Cujo oder Oberchile genannt.)

„Während der Sommer-Monate, November bis März, ist das Wetter heiss, und wenn kein Schnee-

wasser von der Andenkette flösse, so würde das Land ganz austrocknen. Im Winter erfriert diese Bewässerung und fortwährender Regen ersetzt sie. Er dauert mit gelegentlich eintretendem Frostwetter und etwas Schnee drei Monate. Die Morgenstunden sind ausserordentlich hell und die Berge, nicht in Nebel gehüllt, hebt der dunkelblaue Himmel malerisch hervor, — (are relieved by... eigentlich, der blaue Himmel dient ihnen als Relief.) Gegen 5 Uhr Nachmittags überzieht sich der Dunstkreis mit Wolken, als wäre ein Gewitter im Anzuge. Diese Erscheinung sah ich, so lange ich in Mendoza war, täglich, ohne dass ein Tropfen Regen fiel. Der Boden ist lichtbrauner Thon, augenscheinlich von den Bergen herabgeschwemmt und ein Niederschlag aus dem Wasser. Unter demselben lagert eine mächtige Schicht in Wasser abgeschliffener Kiesel (Gerölle) von verschiedener Grösse. Die einzige endemische Krankheit ist der Kropf."

„Der Staat Mendoza oder Cujo erstreckt sich den Anden weit abwärts nach Süden, wo an der Gränze einige Forts gegen die Indianer (Pehuenches) errichtet sind. Die Anden bilden die Westgränze; in Osten stösst Cuyo an den Staat la Punta de San Luis und in Norden an San Juan de la Frontera. Diese drei vormals Spanische Provinzen (zum Vicekönigreich Buenos Ayres gehörig) suchte man unter Eine Regierung zu vereinigen, aber ein schmählicher Provinzialgeist (er herrscht leider auch — anderswo!), der bei dieser Gelegenheit um so mehr angefacht ward, verhinderte es. (Sie haben sich aber als Platastaaten auf dem Congress, der im Nov. 1823 zusammentrat, durch die Unions-Akte vom 23. May 1825 vereinigt). Cujo zählt mit der Hauptstadt nur 40000 Einwohner. —"

Reise von Mendoza über die Andenkette nach Santiago, Chile's Hauptstadt.

„Die Indianer waren durch die Einnahme von la Punta de San Luis so kühn geworden, dass sie gegen Mendoza anrückten. Man rüstete sich zur Vertheidigung; ein kleines Truppenkorps rückte aus, um den Feind zu recognosciren. Ich musste also eilen, über die Andenkette zu kommen. Auf den Rath meines Freundes, Don M. Valenzuela, beschloss ich, durch den südlichen Pass Portillo zu reisen und bestellte Maulthiere dahin. Es giebt vier gangbare Pässe in dieser südlichen Andenkette: Der nördlichste ist der von Patos, S. Juan de la Frontera gegenüber; die alten Peruaner bahnten diese Strasse; sie ist aber jetzt verfallen und ausserordentlich beschwerlich. Südlicher ist der grosse Pass Uspallata (mit vormals berühmten Goldbergwerken), Mendoza gegenüber, gleichfalls von den Peruanern gebahnt. Der verstorbene Vicekönig von Chile, O'Higgins, Vater des Oberdirectors (supremo Director) von Chile (welchen General Romano Freire 1823 absetzte), liess auf den höchsten Stellen dieses Passes Schutzhütten (casuchas) für die Reisenden bauen. Der nächste und gerade nach Santiago hinführende Pass ist der Portillo, dreissig Leguas südlich von Mendoza, wo die Anden sich in zwei parallel laufenden Ketten theilen. Der vierte und südlichste ist der Pass el Planchon, der auf den Hafen la Concepcion in Chile zuführt; er ist leicht mit Karren zu befahren. — Von Mendoza über den Pass Portillo nach Santiago sind 80 Leguas in folgenden Stationen: Lujan 5; Caraçal 5; Estacado 12; Arbolera 3; Ceniza de Alvarez 4; Capilla 5; Chacaio 5; Paramillo 6; Portillo, der Pass, 3; los Punquenos 3; Casas de Piedra 6; San Gabriel 8;

Melocoton 5; San Jose 3; Guardia (Wachtposten) 1½; Santiago 9½.“

„Am 14ten März, Nachmittags, brachen wir auf; ich hatte einen Wegweiser, drei Maulthiere zum Reiten, zwei Maulthiere fürs Gepäck, und fünf andre für den Nothfall gemiethet und mir einen Vorrath Lebensmittel auf mehrere Tage angeschafft. Mehreremal passirten wir die Gewässer, die nach Mendoza geleitet sind; die Strasse ging fortwährend durch eine Pappelallee. In Lujan, einem Dorf mit einer recht schönen Kirche, die ein wunderthätiges Marienbild hat, kaufte ich frisches Fleisch, um das mitgenommene Salzfleisch zu sparen, liess ein Feuer anmachen und bivouakirte die Nacht. Als wir am 15ten den grossen reissenden Strom Mendoza durchwateten, ward mein Maulthier eine Strecke weit fortgerissen. — Prächtig ist der Anblick der bedeckten Anden; der hohe Spitzberg Tupungato ragt über alle andern Piks empor; wir hielten uns südlich und liessen eine kleine Sierra östlich; der Boden war sandig und mit Gerölle von Porphyr, Grünstein und Quarz bedeckt; zwischen demselben schiesst blos der Busch Jorillo, mit 4 bis 5 Fuss hoch Myrrthenähnlichen Blättern, die stark, doch nicht unangenehm riechen, und der Strauch Piquein, der kleine Beeren, die den Durst löschen, trägt, hervor. Die Hitze war sehr drückend. An einigen Stellen sah ich wieder kohlensaure Soda auf dem Boden. Zu Caraçal bieten die Anden einen majestätischen Anblick dar; die Frau dieser Landstelle hatte einen grossen Kropf; es war hier frische Butter zu haben. Zu Estacado fanden die Maulthiere Weide und Wasser; auch war hier etwas Brennholz; daher ward dort Nachtlager gehalten.“

„Am 16. März sammelte ich mir einiges merkwürdige Gestein, und wir zogen dann bei Tages Anbruch weiter in dies Gebirge vorwärts; die Luft war kühl und angenehm. Mein Wegweiser reichte mir einige kleine Kiesel; ich dankte ihm und steckte sie in die Tasche, um sie wegzuwerfen, wenn er den Rücken gewandt hätte — er aber sagte mir, ich möchte sie in den Mund nehmen, um, wenn ein Sturm ausbräche, beim Berganreiten nicht zu viel Wind zu schlucken. — Ich folgte sogleich seinem Rathe. Auch wendet man eine Art von Sprungriemen (heads of cocks) an, um die Maulthiere vor dem Fallen zu schützen. Bei Ceniza de Alvarez sahn wir wilde Schweine; auf unsern Maulthieren konnten wir sie nicht angreifen. — Es werden hier Melonen mit grünem Fleische in Menge gezogen; ich nahm Samen mit, der aber in England keine gute Früchte brachte. Bei allen Hütten steht hier ein Backofen unter freiem Himmel (wie in Holstein). Ein ganzes Schaaf kaufte ich hier für 3 Realen (etwa 12 Groschen). Capilla, sogenannt weil hier eine starkbesuchte Kapelle, die aber, wie so viele Häuser, von den Indianern zerstört. Die Frau, wo wir einkehrten, hatte einen Kropf, eine ihrer Töchter gleichfalls, die zweite war ausgezeichnet schön. Sie beschäftigten sich mit Käsebereitung und waren sehr zuvorkommend. Der Ort ist von Pfirschenbäumen umgeben, die voll Früchte waren. Wegen der Nähe der niedrigern Gipfel verliert man hier den Anblick des Piks Tupungato. Ausser den bereits erwähnten Pflanzen (Jorillo etc.) fand sich hier eine vier Fuss hohe Gardoquia, dem Lavendel ähnlich. Durch das ausgetrocknete Bett eines Giesbachs, auch mit Kieseln bestreut, die aber hier nun ungeheuern Felstrümmern das Feld räumten, erreichten wir eine

höhere Bergplatte, uns zur Rechten rauschte der Portillostrom; dort liegt das Wachthaus Chacaio. Der Wächter, dem ich meinen Pass zeigen musste, war sehr höflich; seine Frau hatte einen Kropf; sie machten Käse. Hier im Gebirg sind die Hütten von Binsen — (rushes) ein Beweis der Milde des Klimas. Abends regnete es schwer, wir fanden eine Hütte, aber sie war voll Flöhe und Wanzen."

„Am 17ten März erreichten wir Paramillo, den Eingang des schon von Ferne als eine finstre Höhle erscheinenden, grossen Passes. Die Oeffnung steht nach Süd-Süd-Ost; der Wind, schrecklich kalt, braus'te auf die warme Ebene mit grosser Heftigkeit hin. Das Thermometer fiel 30° unter den Stand des vorigen Tags. Die Maulthiere, wie wir, zitterten vor Kälte. Allmählich aufwärtsschreitend wurden wir an beiden Seiten von steilen Felswänden (röthlich braunen Porphyr) eingeschlossen. Eszeigten sich nur wenige, verkümmerte Pflänzchen. Der Portillo-Fluss schiesst brüllend über die Felstrümmer hin, die von den Bergwänden in ihn herabstürzten. Die Trümmer, die man überklettern muss, sind Feldspath, Porphyr, schmutziger Quarz, Thonschiefer und ungeheure Massen einer Art Tuffwacke (trachytic pumice), welcher der Puzzolana Italiens ähnelt. In Chile macht man daraus Filtrirgefässe. Wir kamen über mehrere Giessbäche, die sich wildrauschend in den Portillo ergiessen. Von allen Seiten neue, malerische Ansichten. Vor uns eine hohe Bergreihe steil anragend, zu unserer Rechten der pfeilschnell dahinschäumende Bergstrom, ringsum ungeheure Felswände, vor welchen hohe Haufen Gerölle lagen; diese wachsen, je weiter man kömmt, bis endlich die auf, über und zwischen einander liegenden

Felsmassen ein Gleichbild des Chaos darstellen. Blos der Strom brüllt — kein Thier, kein Vogel lässt sich hören oder sehn, in dieser schauerlichen Einöde. Jäher steigt der erste Hohlweg des Portillo bergauf; die Cordillera theilt sich hier, wie gesagt, in zwei Aeste; die westliche heisst Sierra de los Punquenos (Puquios). Am Hohlwege steht mancherlei Granit, Thonschiefer, und ein Schreibschiefer, dem des Thüringerwaldgebirgs ähnlich, zu Tage. Meine Wegweiser trieben mich an, einen Schneesturm (temporale) fürchtend. Uns nordwestlich wendend erblickten wir den höchsten Punkt des Passes (10399 Castillische Fuss oder 1487,7 Toisen 34° S. Br. 70° W. Lg.); er schien schlechthin unersteiglich. Wir hielten uns nahe an den Fluss. Ein bedeutender Giesbach entrollt der Felswand, doch ehe er den Fuss erreichte verwandelte er sich in einen Staubbach. Vom Flusse abwärts ging nun der Weg längs einem schmalen Felsrand, an einen hohen Bergwall hin, zur Seite ein schauerlicher Abgrund. An solchen Stellen ruhig auf dem Maulthiere zu bleiben, ist am rathsamsten. Diese Thiere, die bekanntlich immer in die Spuren des vorigen treten, doch nicht ohne sie vorher zu prüfen, halten sich ganz nahe an den Rand eines solchen Abgrundes, damit ihre Ladung nicht an die Felswand zur andern Seite stosse und sie in den Abgrund schleudere. Wer Schwindel fühlt, vermeide ja solche Bergreise. — Der Felsrand brachte uns an den Fuss des steilen Berges (Cumbre, Bergkammes) den wir zu übersteigen hatten; immer kümmerlicher ward die Vegetation; doch fand ich dort eine Pflanze, die Herr Lambert als eine neue Art von Fragosa botanisch bestimmte. Der Schnee lag auf einzelnen Stellen (gegen Süden und Südwesten) zwei bis drei Zoll dick;

ich fand Bandjaspis, Gyps in grossen Massen, Actynolite (sic!) (vielleicht Strahlstein?), derben Feldspath von gelblicher Farbe, Quarzkörner enthaltend. Die Fragosa schwand; der Steigerpfad ward höchst schwierig und ging in einem Zickzack aufwärts; hier und da, besonders wo der Weg sich wendet, liegen die Aeser von Maulthieren, vielleicht vor 40 oder 100 Jahren umgefallen, unversehrt, als wären sie eben krepirt. Die Maulthiere strengten sich sehr an, und standen oft stille, um sich zu erholen. Nach anderthalbstündigem Ritt, vom Fusse des Bergkamms, erreichten wir den von uns beschrittenen höchsten Punkt dieses Bergkamms, wo ich, den Fels oberhalb dieses Punktes erklimmend, Stücke gelben Braunspaths (yellow magnesian limestone) mitnahm. Der Durchgang ist für ein Maulthier breit genug und senkt sich plötzlich zur andern Seite ab. Dort ist der untere Gränzrand des ewigen Schnee; wir hatten schon vielen Schnee getroffen, und weiter nach oben war nichts anders zu sehen. Seit dem letztverflossnen Winter war keiner gefallen. Die Höhe dieses Punkts ist etwa auf 12800 Fuss über dem Südmeere anzunehmen; er bietet nur nach Osten eine freie Aussicht dar; in jeder andern Richtung umschliessen ihm höhere Bergkämme Einen dunkeln Punkt auf der Ebene bezeichnete mir mein Führer als la Punta de S. Luis, welches 80 Leguas entfernt liegt. Der Himmel war dunkelblau, die Luft ruhig und gar nicht kalt. — Es war $3\frac{1}{2}$ Uhr, als wir diese Höhe passirten. Auf noch steilerem Wege ging es abwärts immer am Abhange der Höhen (faldas) hin und schon nach einer Stunde sah ich die bewusste Fragosa wieder. Jetzt näherten wir uns dem hohen Gipfel Tupungato, dem wir umgehn mussten; es fing langsam zu schneien an; ein gelber und ein blauer zersetzter

Feldspath und Grünstein zeigten sich. Um mehrere Faldas herum kamen wir in ein tiefes Thal und über einen tiefen reissenden Strom. Der Himmel verfinsterte sich, der Schnee nahm zu; um 7 Uhr fanden wir Höhlen oder vielmehr Felsüberhänge; wir liessen die Maulthiere Schnee schlucken, machten ein Feuer mit trocknem Moos an und unterhielten es mit Wurzeln und Brennholz; so übernachteten wir."

„Am 18ten März braus'te ein entsetzlicher Sturmwind; die ganze Nacht war Schnee gefallen; er lag mehrere Fuss tief und — die Sierra de los Punquenos drei Leguas vor uns, fast so hoch, wie die des Portillo; und es war wegen der späten Jahrszeit — zu erwarten, dass das Wetter sich noch verschlimmern werde; die Maulthiere waren ohne Futter. Die Stelle unsers Nachtlagers war höchst unsicher. Die Winde schleuderten von den Anden grosse Massen herab, und nicht weit von uns schmetterten sie mit grässlich wiederhallendem Getöse nieder. Wir fanden aber nach vierstündigem Weiterzuge in einer unfern liegenden geräumigen Höhle Schutz, wo wir aufrecht sitzen und das Wetter abwarten konnten. Hier traf bald nach uns der Eigner unserer Maulthiere mit 13 andern ein, wovon sieben mit Silber beladen waren; ich freute mich, unsere Gesellschaft verstärkt zu sehn. Die Felsdecke der Höhle bestand aus stalactitischem Kalkstein (faserigem Kalksinter, wie in der Baumannshöhle?), welcher Bruchstücke von Thonschiefer und Grünstein umschloss. Dieser Tropfstein war vollkommen weiss, während er anderswo auf den Anden braun vorkommt. Wir hatten wenig Brennholz und Mundvorrath, nur auf 12 Stunden; doch mussten wir hier übernachten. Der Sturm dauerte die

Nacht hindurch; fortwährend dröhnten Felsmassen nieder; die Nacht war kalt, selbst in der Höhle, wo am Abend doch Feuer gebrannt hatte, stieg das Thermometer nicht über 30° Fahrenheit. Der Fluss, der vor der Höhle hinfloss, war eiskalt und roch stark nach Schwefel. Wegen des Schnees fanden die Maulthiere kein Futter, obgleich der Graswuchs, der sich stellenweise zeigt, die Maulthiertreiber vornämlich bewegt, diesen Pass nach Chile zu wählen."

„Auch am 19. dauerte der heftige Schneesturm fort, aber weil keine Feurung zu finden war, so brachen wir dennoch auf. Es war sehr kalt und der fallende Schnee fror uns an den Mänteln vest. Unsere Carawane bestand aus 22 Maulthieren; eine Madrina oder Stute mit der Glocke voran. Bald gings bergab; der Tropero, Anführer der Maulthiertreiber, leitete die Madrina, und, beim Erforschen des Bodens, sank er oft bis unter die Arme in den Schnee. Als wir auf ein kaum 6 Zoll breiten Pfade am steilen Berghange im Zickzack hinabzogen und schon ganz nahe am Passe waren, stürzte ein mit Silber beladenes Maulthier und rollte eine ziemliche Strecke hinab, doch wegen des tiefen Schnees nahm es keinen Schaden; aber es musste abgeladen, wieder in die Spur gebracht und ein anderes besattelt werden; das raubte drei Viertelstunden, während der Schneesturm mit Donner und Blitz ras'te. Die Thiere konnten kaum gegen den Wind andringen. Dieser Pass Punquenos geht über einen schmalen Bergpass, etwa 6 Fuss breit, dem von Portillo ähnlich; er geht steil abwärts an und über einen reissend nach Westen strömenden Fluss. Um 8 Uhr erreichten wir einige überhängende Felsen, casa de Piedras (Steinhäuser) genannt, sechs Leguas von dem Gipfel, wo wir

übernachteten. Blos Wurzeln waren zu finden, um ein kleines Feuer anzumachen, damit wir unsere Kleider trocknen konnten.“

„Am 20. März war der Morgen schön und warm; der Schnee schmolz schnell; statt der Fragosa zeigten sich höhere, üppig wachsende Pflanzen. Je weiter hinab, desto mehr Felsen zu Tage und 4 Leguas weit wand sich der Weg durch Haufen von Porphyr- und Grünstein-Stücken von verschiedener Grösse, worin die beiden Bestandtheile Hornblende und Feldspath nicht eingemengt sind; ich fand hier Granit mit etwas Eisenglanz (specular iron). San Gabriel ist das erste Haus im eigentlichen Chile; wir kauften hier einigen Mundvorrath, auch chicha, einen bierähnlichen Trank, der hier aus Traubensaft bereitet wird. Er ist sehr angenehm und berauscht nicht. In der Nähe sind Weiden, wo im Sommer viel Vieh aus den dürren Bergebnen fett gemacht wird. Die Hitze ward drückend; durch Baumgruppen, worunter sehr starke Fichten (pines) waren, kamen wir an ein abhängiges Flussufer des Maypo, wo der Weg gefährlicher war, als irgend einer auf den Anden. Wir bivouakirten zu Molocoton, wo es wieder herrliche Pfirschen giebt. Den ganzen Tag aber ging es bergab. Der Boden enthielt viel Eisenthon und die Zunahme der Wärme ward immer merkbarer.“

„Am 21. März ward zu San Jose am Ufer des Maypo, dessen Wasser röthlich und trübe ist, von einem Wachtposten unser Pass untersucht; der Officier aber schien nicht lesen zu können, denn er fragte — ob ich aus Buenos Ayres käme? — Bei dem Wachthause ist eine Silberhütte. Das Erz wird aus 6 Leguas weit entfernten Gruben gebracht; es ist Glaserz (sulphurat) mit vielem Eisenoxid und Spiessglanz. Man scheidet

es mit Quecksilber und Kochsalz; zu jeder Arrobe Erz (25 ℔) braucht man 4 ℔ Quecksilber. Selten giebt eine Carga Erz von 10 Arroben mehr als 14 Mark Silber! — Die geringe Ausbeute ist aber vornämlich dem rohen Verfahren beim Ausscheiden zuzuschreiben. Die wenigen Silbergruben Chile's liegen vornämlich im westlichen (innern) Andengebirge. Bei S. Jose ist auch ein Zollhaus. Nun hört das Gebirge auf; man betritt die grosse Hochebene. Die Vegetation bleibt bei der fast unerträglichen Hitze ärmlich. Bald entdeckt man Kirchthürme; die Hütten am Wege mehren sich und so langte ich, nachdem ich Mendoza 8 Tage und Buenos Ayres 30 Tage verlassen hatte, in Chile's Hauptstadt, Santiago, *) an. Sie scheint sehr unregelmässig, nimmt sich aber höchst malerisch aus. Das Dunkelgrün der Oel- und Feigenbäume mit dem Hellgrün der Mimosen und Algoroben erhebt sich mit Kirchthürmen und Häusern auf der kahlen Ebene äusserst schön. Jedes Haus hat einen eignen Garten; und daher ist, von der Höhe herab gesehen, die ganze Stadt vom Laube überschattet. Der Maypocho, ein Arm des Maypo, durchschneidet die Stadt, und hat eine kleine Brücke. In der Regenzeit richtet er grosse Ueberschwemmungen an, im Sommer aber hat er fast gar kein Wasser; zur Sicherung der Stadt ist in dem niedern Theile eine Art von Deichbau (tajamar) errichtet, der aber nicht viel nützt. Eine Wasserleitung aus dem Maypo versorgt die Stadt mit Trinkwasser. Die Strassen sind regel-

*) Santiago, 33° 31' S. Br. 308° 45 L., zählt 65000 Einwohner. Ueber deren Lebensart etc. enthält Caldcleugh's Werk kein Wort. — Wir werden aus Mattheson's Narrative (London 1825) noch Einiges über diese merkwürdige Stadt im nächsten Hefte mittheilen. Anm. d. H.

mässig und die Häuser, von grossen ungebrannten Ziegeln erbauet, haben gewöhnlich ein Stockwerk, einer Polizeiverordnung gemäss, um zu verhüten, dass die hier so häufigen Erdbeben nicht noch grössern Schaden anrichten. Die Gärten sind mit hohen Befriedigungen umgeben und haben veste Thore; der Fenster nach der Strasse giebt es wenige und sie sind strak vergittert. Die Zimmer, welche die Familie bewohnt, öffnen sich nach dem Garten zu. Auf dem Hauptmarkt, ein grosses Viereck, steht an der einen Seite der Pallast des Directors oder Staatspräsidenten (jetzt General Romano Freire). Dieser Markt ist höchst prächtig und würde auch eine Hauptstadt in Europa zieren. Der öffentliche Spaziergang am Maypocho, die Münze, ein grosses Gebäude, und einige Kirchen sind gleichfalls sehenswerth. Die Bergebene, worauf die Stadt liegt, ist etwa 2591 Fuss über dem Spiegel des stillen Meers."

Dr. R.

Haïti's (S. Domingo's) Unabhängigkeits-Erklärung.

Die Französische Regierung hat aufs Neue ihren alten Ruhm feinster Politik auf eine höchst anschauliche Weise bewährt; sie hat ungemein überraschend den Freistaat der Schwarzen auf Westindiens trefflichstem Eilande volle und uneingeschränkte Regierungsfreiheit zuerkannt, und dadurch, namentlich der Spanischen Regierung, ein grosses nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, wie Europa, bei dem jetzigen Stande der Colonial-Verhältnisse Amerika's, zu bösem Spiele eine gute Miene machen soll und sich mit guter Manier

— mit einigem Finanzvortheile aus dem Spiele ziehen kann. — Die Königliche Ordonnanz, die den Freistaat der Schwarzen auf S. Domingo, ohne ihn zu nennen — der Name thut nichts zur Sache — für frei und unabhängig erklärt, lautet wie folgt:

Ordonnanz des Königs.

Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, unsern Gruss:

Nach Ansicht der Art. 14 und 73 der Charte;

Indem wir in Fürsorge nehmen: das Interesse des Französischen Handels, die Unglücksfälle der ehemaligen Colonisten auf St. Domingo und den unbestimmten Zustand der gegenwärtigen Bewohner dieser Insel:

haben wir befohlen und befehlen, was da folgt:

Art. 1. Die Häfen des Französischen Antheils von St. Domingo sind dem Handel aller Nationen eröffnet.

Die in diesen Häfen, sowohl von Schiffen als Gütern zu erhebenden Abgaben, ein- oder ausgehend, werden dieselben und gleichmässig für alle Flaggen seyn, die Französische Flagge ausgenommen, zu deren Gunsten die Zölle auf die Hälfte herabgesetzt werden.

Art. 2. Die gegenwärtigen Bewohner des Französichen Antheils von St. Domingo, legen in die allgemeine Depot- und Consignations-Casse von Frankreich, in fünf gleichen Terminen, von Jahr zu Jahr, und deren erster am 31. December 1825 fällig ist, die Summe von 150 Millionen Franken, zur Entschädigung bestimmt für die ehemaligen Colonisten, welche um einen Schadenersatz ansprechen.

Art. 3. Wir verwilligen unter diesen Bedingungen, durch gegenwärtige Ordonnanz, den gegenwärtigen Bewohnern des französischen Antheils der Insel St. Domingo, volle und uneingeschränkte Regierungs-Unabhängigkeit.

Und wird gegenwärtige Ordonnanz mit dem grossen Siegel bedruckt werden.

Gegeben zu Paris im Schlosse der Tuillerien am 17. April, im Jahr der Gnade 1825, Unserer Regierung im Ersten. Carl.

Diese Ordonnanz ist übrigens eine neue Erfindung im Staatsrecht; Abtretungen, Cessionen etc. geschehen sonst, wie z. B. im Pariser Frieden 1783, durch gegenseitige Traktate, wo zugleich Gesandte des emancipirten Antheils anerkannt wurden. Der Würde der ältesten Krone der Christenheit schien solches Verfahren zu gewöhnlich, zu erniedrigend. Den gegenwärtigen Bewohnern des Französischen Antheils der Insel St. Domingo wird gleichsam unter gewissen dafür zu leistenden Oneribus (niedriger Zoll für Französische Schiffe und Zahlung von 150 Millionen Franken) die Freiheit accordirt, und sie haben also ein Document in Händen, welches besser und vester abgefasst ist, als alle Cessions-Akten. Denn jede Cessions-Akte drückt gewissermassen aus: ich gebe, aber kann ich einmal wieder nehmen — so hütet Euch! — Ein solches Königswort ist aber nicht zu drehn und zu deuteln; es spricht einen grossen Gedanken aus: — „Die Schwarzen auf St. Domingo sind, so wie Amerika's übrige Freistaaten, nicht zu bezwingen, folglich will ich, König des cultivirtesten Reichs von Europa, allen engherzigen politischen Ansichten zum Trotz, dass sie frei seyen und volle uneingeschränkte Regierungs-Unabhängigkeit geniessen!“ — Wahrlich,

solche Verordnung verdient mit dem grossen Siegel, selbst mit dem der Salomonischen Weisheit, besiegelt zu werden. — „Aber was hilft es den armen Leuten auf St. Domingo, sie müssen für diese Königliche Bewilligung zahlen!“ Allerdings, sonst wären sie — ja keine rechtliche Leute. — Die Plantagenbesitzer, die vertriebenen, verjagten, zum Theil grausam ermordeten oder gemisshandelten Pflanzer waren Grundeigenthümer, sie waren es, die den Französischen Antheil dieser Insel zu der ergiebigsten, nutzbarsten Colonie Westindiens machten, mit ihrem Vermögen haben sie das Land cultivirt. — Allenthalben, wo in Deutschland und auf der ganzen cultivirten Erde (die Zeit Römischer und Normännischer Barbarei ist vorüber) Länder abgetreten wurden, blieben die Grundeigenthümer im Besitz dessen, was ihnen gehörte. — Die Pflanzer behielten Nichts. Will Haïti, will der edle Boyer in die Reihe cultivirter Nationen Eingang finden, so müssen jene Pflanzer einigermassen entschädigt werden. Daher empfängt nicht der Schatz Frankreichs für sich, sondern für jene, die auf St. Domingo alles verloren haben — 150 Millionen Franken, blos etwas mehr, als was Frankreich im Jahre 1787 nach der damals so reichen Insel, Französischen Antheils, ausführte. (Noch im Jahre 1789 lieferte Port au Prince nach Frankreich: 46 Millionen ℔ Zucker, 18 Mill. ℔ Kaffe, 2 Mill. ℔ Baumwolle, 173000 ℔ Indigo, — also dieser einzige Hafen an Colonial-Eigenthum gewiss so viel an Werth — wie jetzt als Entschädigung erfolgt.) — Die Haïtische Regierung darf dieses Opfer, welches dem Freistaate der Schwarzen unerwartet einen Vorrang über die, aus vormals Spanischen Colonien gebildeten Freistaaten, giebt, nicht scheuen; nebst Frankreich müssen nun alle Europäischen

Staaten, auch Grossbrittanien, dem diese Neger-Republik wegen des Brittischen Westindiens ein Dorn im Auge war, sie anerkennen und sie hat nun mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika völlig gleichen Rang. — Es lässt sich keine feinere politische Maasnahme denken, als diese von Seiten Frankreichs. Statt Grossbrittanien so geradezu nachzuahmen und Mexico, Colombia etc. in diplomatischer Form anzuerkennen — geht diese Regierung politisch einen eignen, bemerkenswerthen Weg, entäussert sich zuvörderst der eignen Colonie, thut also etwas, wegegen keine Macht der Erde eine Einrede wagen darf — und beweist augenscheinlich, dass nicht ein Ultracismus, nicht die Sucht, das Alte, welches vergangen ist, herzustellen, ihre Maasregeln leitet, sondern die höchste Idee angestammter Würde, die sich selbst in Entsagen — gross zeigt. Die Brittisch-Westindischen Inseln aber — und diese sind bei weitem der wichtigste Theil dessen, was Grossbrittanien in Amerika besitzt — haben nun einen anerkannten Negerstaat in ihrer Mitte, die unangenehmste Nachbarschaft, die sich für dieselben denken lässt. — Das heisst einen empfindlichen Streich versetzen, ohne dass der, der ihn empfängt, auch dabei nur eine unfreundliche Miene ziehen darf — wenn er sich nicht lächerlich machen will. —

Natürlich hat, abermal mit grosser Weisheit, Frankreich ausdrücklich nur den Französischen Antheil emancipirt. Dieser Französische Antheil umfasst die wichtige Nord- und West-Küste, während die Spanier, denen Colombo bereits 1492 diese herrliche Insel entdeckt hatte, die von diesem selbst gestiftete Stadt S. Domingo nebst Umgegend südlich von dem die Insel von Osten nach Westen der fliessenden Strom Arbonite nebst der

Ostküste verblieb; jener kleinere, Nordliche und Westliche Antheil ward bei weitem die blühendste Colonie in Westindien, welche Europa mit Colonialwaaren von bester Qualität versorgte; der grössere Antheil, die Spanische Südküste etc. gerieth immer mehr in Verfall und war nur wenig cultivirt; 1790 brach durch die wahnsinnigen Maassregeln der National - Versammlung der entsetzliche Negeraufruhr aus, für dessen Gräuel keine Sprache Worte finden kann. — Der spanische Antheil blieb ruhig. Im Baseler Frieden 1795 ward er der Französischen Republik abgetreten; von der ruhigen, starkbevestigten Stadt St. Domingo aus, wollten die Republikaner die Neger in dem nördlichen Haupttheile zu bändigen suchen. Um dieses zu verhüten, besetzten die Britten mehrere Punkte im Französischen Antheile, die sie aber bei dem Frieden zu Amiens 1802 den Franzosen wieder abtraten. Napoleon besass also so zu sagen die ganze Insel, doch erobern konnte er sie nicht und seine Truppen wurden vielmehr 1803 durch die Schwarzen (Blacks) und durch ein Englisches Geschwader vertrieben; doch behaupteten sich die Franzosen in der Stadt S. Domingo in dem vormals Spanischen Antheil, wurden aber dort 1809 durch die Spanier, mit Brittischer Hülfe, verjagt. Weil diese Spanier sich für frei erklärten, und geneigt schienen, sich dem Freistaate Colombia, an Südamerika's Nordküste, anzuschliessen — so rückte der Präsident Boyer, nachdem der Tyrann Christoph entthront, ermordet und die ganze übrige Insel Ein Freistaat geworden war, im Jahre 1823 plötzlich gegen die Stadt St. Domingo vor, und nahm dieselbe ohne Blutvergiessen in Besitz, wobei jedoch den Weissen Sicherheit ihres Eigenthums zugesagt und diese Bedingung treu gehalten ward. Diese Besitznahme

fand der Freistaat Colombia anstössig und noch in der letzten Bothschaft erklärte der Vicepräsident Santander laut, dass die Ansprüche auf den Spanischen Antheil von St. Domingo von der Colombischen Regierung keineswegs aufgegeben wären. Die Königl. Französische Regierung, welche die, zur Zeit der Republik geschehene Besitzergreifung des Spanischen Antheils desavouirt — konnte die Bewohner der Südküste (des Spanischen S. Domingo's) — also nicht emancipiren. Mag dies Spanien oder Colombia thun — in diese Sache mischt sich Frankreich nicht. Begreiflicherweise ist es aber auch für Colombia nicht angenehm, dass Frankreich diesen Freistaat der Schwarzen anerkannte — während Colombia nebst ihren Schwester-Republiken noch auf eine Anerkennung von Seiten Frankreichs — wartet. In dem Spanischen Antheil lebten 1789 auf 821 Quadratmeilen etwa 104000 Einwohner, worunter 40000 Neger und Farbige waren; verhältnissmässig hat diese Gegend weniger gelitten und es hat sich dort weniger verändert, als in dem Französischen Antheil. Dieser Französische, durch die Königliche Ordonnanz vom 17. April dieses Jahrs für unabhängig erklärte Antheil enthielt die übrigen 563½ □Meilen mit 501000 Einwohnern, worunter wenigstens 380000 Neger und Farbige waren. Die Hauptstadt war Cap Français, an der Nordküste, nachmals, unter dem Negerfürsten Christoph, Cap Henry, jetzt Cap Haïtien, oder schlecht weg le Cap genannt. Sitz des Präsidenten und der Regierung der ganzen Insel, ist Port au Prince, an einem Meerbusen der Westküste, die mit dem dazu gehörenden Bezirk 89,164 Einwohner zählt. Nach der Zählung vom 30. August 1824 enthielt die ganze Insel 935,335 Einwohner, worunter 113,328 Mann wohlbewaffnete Landwehr — aber kaum 30,000 Weisse

sind. — Diese können nie das Bürgerrecht erlangen, (ausgenommen in der Stadt St. Domingo).

Seit der Befreiung vom Joche der Weissen hat die ausserordentliche Betriebsamkeit des Plantagenbaus, den die Französischen Pflanzer höchst ergiebig zu machen verstanden, indem sie ihre damaligen Sklaven (gegenwärtige Bewohner von St. Domingo) strenge zur Arbeit anhielten, fast ganz aufgehört. Zucker und Indigo, Produkte, die viele Mühe kosten, werden fast gar nicht mehr gebaut; blos der leicht zu erzielende Kaffee und die Baumwolle werden noch gesammelt, aber ersterer ist durchaus nicht mehr von so guter Beschaffenheit, als er zur Zeit der Französischen Herrschaft war. Jetzt bringt jeder zu Markte, was er hat, nicht sortirt, schlecht gereinigt; damals hing der Credit einer Pflanzung von guter Waare ab — und wehe dem Neger, der nicht sorgfältig arbeitete. — Und dennoch schrieb neulich jemand, die Insel geniesse eines Flors, wie ihn das alte Domingo nie erlebte. Die Schwarzen leben jetzt gewiss dort glücklicher und jeder Menschenfreund gönnt es ihnen; aber dass der nördliche und westliche Theil der Insel jetzt besser angebaut sey, als zur Französchen Zeit, ist eine Unmöglichkeit; der Spanische mag gewonnen haben, dort stand die Kultur vor 1789 auf einer niedrigen Stufe; 1814 gab es dort auf dem grossen Flächenraum 5528 Pflanzungen = 1,598000 Acres, auch trieb man Rindviehzucht, aber Port au Prince z. B. liefert gewiss jetzt nicht, was es 1789 lieferte. 1823 betrug der Werth der nach allen Haïtischen Häfen eingeführten Waaren aus Nordamerika 6,641580 Dollars, aus Grossbrittanien 3661244 Dollars (etwa 1 Million Pf. Sterling); nach Nordamerika betrug die Ausfuhr 3,293,892 Dollars, nach Grossbrit-

tanien 3,002,074 Dollars, an Kaffe, dem Hauptausfuhrartikel, wurden jetzt höchstens 30 Millionen ℔ exportirt; während der einzige Distrikt Jeremie 1789 5½ Mill. ℔ und überdies noch an 100000 ℔ Zucker ausführte. —

Bolivar in Kingston.
(1816.)

Als Bolivar im Jahre 1816 vor Morillo's Uebermacht fliehend Cartagena und die Südamerikanische Küste verliess, und sich nach der Brittischen Insel Jamaica rettete, trug er die Generals-Uniform und einen ungeheuren Backenbart; doch kaum war er einige Stunden auf der See, so liess er Bart und Haupthaar abscheeren, und zog einfache Bürgerkleidung an, wahrscheinlich um sich unkenntlich zu machen. Wie er nun in Kingston, Jamaika's Hauptstadt, an's Land stieg, fragte ein dortiger Einwohner einen Irländer, der den General begleitete, wie dieser aussähe? Jener, ärgerlich über dessen Entmartialisirung, erwiederte: „Ei, das ist schwer zu sagen. Als er an Bord kam, sah er bärtig aus, wie ein Grosssultan; jetzt aber könnte man ihn für einen Barbier- oder Schneidergesellen halten."

So lange Bolivar in Kingston lebte, widmete er sich mit grossem Eifer dem Studium der Kriegswissenschaft, — er benutzte überdies jede Gelegenheit, die Brittischen Truppen bei Kingston manövriren zu sehen, und vergass sich dabei dermassen, dass er nicht selten, vor der Fronte stehend, die Bewegungen des Flügelmannes nachmachte. Nie fehlte er auf dem Exercierplatze, und da er natürlicherweise die Aufmerk-

samkeit des commandirenden Officiers auf sich gezogen hatte, und dieser den damals schon berühmten Helden bald schätzen lernte, so liess derselbe oft die Manöver wiederholen, die Bolivar's Aufmerksamkeit am meisten reizten. Kurz, der Aufenthalt in Kingston ward eine Schule für ihn, und als er bald darauf wieder gegen Morillo in's Feld trat, fand dieser einen weit gefährlicheren Feind an ihm, als während des ersten Feldzugs 1816; auch war Bolivar so aufrichtig, dass er gegen die Brittischen Officiere, die unter ihm dienten, oft äusserte, seinem zufälligen Aufenthalt in Kingston habe er das Glück zuzuschreiben, welches seitdem seine Waffen begleitete. Obgleich er ganz unerkannt bleiben wollte, so brachten ihm doch alle Verehrer des Rechts und der Freiheit, die ihn auf Jamaica sahen, die schmeichelhaftesten Huldigungen dar, und unterstützten ihn aufs kräftigste, und zwar ganz wider den Willen der obrigkeitlichen Behörden, die, in jener Zeit, dem Streben der Amerikanischen Staaten zur Unabhängigkeit möglichst entgegenwirkten. —

„Bolivar ist ein sehr kleiner, schmächtiger Mann, dem man grosse persönliche Thätigkeit auf dem Blicke ansieht; sein Gesicht ist wohlgeformt, aber von Beschwerden und Sorge gefurcht. Der Feuerblick seiner schwarzen Augen dringt durchs Herz. Er trägt einen grossen Schnurrbart und sein dunkles Haar gelockt. Oft hatte ich Gelegenheit ihn zu sehn, und darf sagen, dass mir nie ein Antlilz vorkam, welches ein so richtiger Spiegel des Charakters eines Menschen ist. Kühnheit, Unternehmungsgeist, betriebsamer Eifer, Klugheit, stolze Ungeduld und durchdringende, stets gefasste Seelenkraft malt sich in seinen Zügen und in jeder Bewegung seines Körpers (Proctors Narrative)."

Ein Seeräuber.

Lloyd's Agent berichtet aus Honduras unter dem 15. Juny folgendes: „Das (Brittische) Schiff Robert, Capitain Dunlop, langte hier am 23. May von Greenock (in Schottland) an; er war in S. Thomas eingelaufen, und an demselben Tage, als er diese Insel verliess, traf ihn ein Seeräuber, liess ihn an Bord kommen, wo er drei Stunden lang bleiben musste, dann aber entlassen ward. Der Seeräuber war ein Schooner mit einer langen Drehbasse, Musketen etc. Capitain Dunlop hatte ihn zu S. Thomas vor Anker liegen sehn, blos mit 4 bis 5 Mann Besatzung; nun hatte er etwa 60 Mann an Bord, Gesindel von allen Nationen, und so wie der Capitain sämmtlich betrunken. Sie sagten, sie wären Colombier und warteten auf die Brigg, Hunter, Capitain Nicoll, von S. Thomas nach La Guayra bestimmt, mit vielem baaren Gelde und 10 Passagieren. Auch erzählte der Seeräuber-Capitain, wenn er in S. Thomas einlaufe, um zu recognosciren, so setze er zuvor, den grössten Theil seiner Leute auf der Crabb-Insel bei S. Thomas aus (um kein Aufsehn zu erregen), und Capitain Dunlop war der Meinung, dieser Seeräuber kreuze im Einverständniss mit Einwohnern jener Insel.“ —

Amerika, das Land der Auswanderung.

Einem Magneten vergleichbar dehnst du dich von Norden nach Süden;
Tausende ziehst du herbei — Heil dir, wenn du sie erziehst. —

R. Dr.

Neu Fryburg.

Colonie der Schweizer und Deutschen Ausgewanderten in Brasilien.

Nach Gilbert Farquhar Matheson's Schilderung.*)

Novo Fryburgo, im Thale des Morrho Quemado, Distrikt Canto Gallo, liegt 70 Meilen nordwestlich von Rio de Janeiro. Auf den ersten Blick nimmt sich dieser neue Anbau ganz erfreulich aus; die Häuser sind zierlich von Steinen erbaut, mit Ziegeln gedeckt, ein Stockwerk hoch und bilden drei grosse Vierecke, die nahe bei einander liegen. Ueberdies giebt es noch einige Reihen Häuser, die etwa eine Viertelstunde von dem Orte liegen, Oeuvremont genannt, und einzelne höhere, geräumigere Gebäude, die von den obrigkeitlichen Beamten, welche die Colonie unter Aufsicht haben, bewohnt sind. Die Ebene von Neu-Fryburg erstreckt sich nur drei bis vier Englische Meilen weit und ist überall von Höhen eingeschlossen. Ein Flüsschen schlängelt sich durch die nahen, eingehegten Felder. Artig angelegte Gärten sind fast bei jedem Hause und verschönern die Ansicht ungemein. Gewöhnlich lässt man sich von einem Schweizer, die vormals Mitglieder der Colonie waren und jetzt als Lohnbediente in Rio de Janeiro den Fremden sehr nützlich werden, begleiten. Die Ankunft eines Fremden erweckt in dem kleinen Orte natürlich allgemeine Aufmerksamkeit, und für einen Europäer ist es eine wahre Freude, hier eine

---

*) Aus dessen Narrative of a visit to Brazil, Chile, Peru and the Sandwich-Islands during the Years 1821 and 1822. London 1825. Seite 35 flg. Ein sehr unpartheyisch abgefasstes Werk. — Der Herausg.

Anzahl niedlich und reinlich gekleideter Menschen beiderlei Geschlechts zu finden; Frauen und Mädchen, bloud, und weiss von Farbe; Männer, die ehrlich aussehen, mit ihren Tobackspfeifen im Munde, kurz, Schweizer und Deutsche; wie durch einen Zauberschlag fühlt man sich aus dem vornämlich mit halbwilden Afrikanischen Sklaven bevölkerten Lande unter freie weisse Bauern versetzt, und zwar mit innigem Ergötzen. Von den aus Holland herübergeschifften 1200 Schweizern sind etwa nur 300 in der Colonie geblieben; die übrigen haben sich im Lande zerstreut und suchen dort andere Nahrungszweige, als Landbau und Viehzucht. Die zurückgebliebenen sind aber glücklicherweise die sittlichsten, fleissigsten und ordentlichsten und können andern Colonisten zum Muster dienen. Die katholischen Schweizer haben in dem Amthause zu Oeuvremont eine Kapelle, wo der Gottesdienst mit vieler Herzlichkeit und Andacht gehalten wird. Die Hütten sind höchst reinlich und ordentlich eingerichtet; alles ist einfach, doch fehlt keine Nothwendigkeit. Der Pferdestall, der Schweinestall, der Kuhstall und das Milchhaus, jedes liegt von dem Andern getrennt, und alles ist so reinlich, wie in der Schweiz selbst. — Der Garten, etwa zwei bis drei Acker gross, ist mit Kartoffeln, Bohnen, Tobak, Kohl und andern Gemüsen bepflanzt; auch fehlt es nicht an Blumenbeeten. Ein 20 bis 30 Ellen breites Stück Wiesenland erstreckt sich bis an den Fluss und nährt ein Maulthier und zwei Kühe; die Hütte selbst ist weiss übertüncht und gut mit Hausgeräth versehen. Ueberall findet sich hier treffliche frische Butter und Käse; in Brasilien ein höchst seltener Genuss. Die Einwohner haben Ursache zufrieden zu seyn; nur diejenigen, die ausgewandert sind, nicht um in dem fremden Lande

zu arbeiten, sondern dort zu pflanzen und gelegentlich Klumpen Goldes zu finden, nur diese klagen.

Da New - Fryburg etwa 2000 Fuss über der Meeresfläche liegt, so ist die Hitze ganz erträglich, ja am 10ten September 1823 fiel das Thermometer auf 41° Fahrenheit und man fühlte in der Nacht eine empfindliche Kälte. Die Urwaldung in der Nähe enthält kein Hochwild, aber schmackhaftes Federvieh in Ueberfluss.

Schon unter der Portugiesischen Herrschaft wurden diese Colonisten als völlig freie Leute betrachtet, die hinziehen können, wo sie wollen; aber wenn sie ihre Colonie verlassen, natürlich auf die Wohlthaten der freien Wohnung und des abgabenfreien Landbesitzes Verzicht leisten müssen. Ausser den Colonisten haben sich hier mehrere angesehene und gebildete Brasilier niedergelassen, unter andern ein Senhor Assir, Ritter des Christus-Ordens, der ein sehr artiges Haus besitzt, Pferde- und Rindviehzucht treibt und einen Laden hält, worin Eisenwaaren, Baumwollne Zeuge etc. verkauft werden. Er zeichnet sich durch seine Gastfreundlichkeit aus.

Die Beamten sind theils Brasilier, theils Fremde; die Schweizer haben einen würdigen Greis zum Vorsteher (Director interino); schon seit 1821 ist der verdienstvolle Portugiese, Mon-Senhor Miranda, der früher in Porto lebte, Inspector der fremden Colonisation (da Colonisaçao Estrangeira). Die Deutschen Schweizer haben auf eigene Kosten eine Schule errichtet; aber für die Französischen Schweizerkinder war durchaus nicht gesorgt.

Wegen der Nähe der Hauptstadt, mit welcher über Porto praya auch eine Communication zu Wasser

Statt findet, sind die Produkte äusserst leicht und mit Vortheil abzusetzen, besonders Gemüse; ein Brasilier, der eine Landstelle in der Nähe besitzt, nimt bloss für Kartoffeln jährlich 560 Pf. Strl. ein.

Trotz der allerdings vortheilhaften Lage dieser Colonie und der grossen Opfer, welche die Brasilische Regierung darbringt, sie zu unterhalten, ist doch keinem Europäer, der arbeiten mag, die Auswanderung nach Brasilien anzurathen. Speculanten, sagt Herr Matheson S. 51, schildern nicht nur Brasilien, sondern überhaupt Amerika als ein Paradies, um Soldaten, Bergleute etc. hinzuziehen; doch wehe denen, die, völlig ununterrichtet über die dortigen Verhältnisse, sich durch jene reizende Schilderungen verlocken lassen; sie müssen nur zu oft ihren Irrthum durch lebenslängliche Leiden bezahlen; oder Jahre voll saurer Arheit, voll Gefahr und Ungemach zubringen, die, ihrem Vaterlande gewidmet, ihnen gewiss grössern Nutzen schaffen würden. Sie finden unzählige Hindernisse, vornämlich die Anfeindung einer rohen Creolen-Bevölkerung, die auf alle Fremde eifersüchtig und bigotte Widersacher aller Neuerung und Veredlung sind und zwar nirgend mehr, als in Brasilien. —

Das ungeheure Holzschiff Renfrew.

Am 25. Juny d. J. ward das Holzschiff, Baron of Renfrew, zu Quebec, Canada's Hauptstadt (Brittisches Nordamerika) vom Stapel gebracht. Es nimmt sich besser aus, wie der verunglückte Columbus und ist 10 Fuss breiter als dieser und geht 5 Fuss tiefer. Die Länge beträgt 309 Fuss, die Breite 60, die äussere Tiefe 67, die innere 38; das Anker ist 4½ Tonnen à 2000 ℔, also 9000 ℔ schwer; es fasst 5888 Tonnen, also 10 Mill. 776000 ℔ —

der Hauptmast ragt 65 Fuss übers Deck empor; das Bugspriet ist 60 Fuss lang; beladen geht es 24 Fuss tief ins Wasser. Die Ankerkette ist 120 Klafter lang; das Ankertau 100 Klafter und wiegt 126 Centner. Es waren 3000 Tonnen Zimmerholz und 125 Tonnen Eisen zu dessen Bau erforderlich.

(Old Quebec Gazette.)

Samuel Fields,

der 85jährige Verbrecher.

(Aus dem Amerikanischen Blatte: Brookville Indiana Inquirer.)

Samuel Fields ward, eines Mordes überwiesen, von dem Criminalgerichte des Staates Indiana *) zum Tode verurtheilt.

---

*) Indiana ist erst seit 1816 als Staat in die Union aufgenommener Bestandtheil der vereinigten Staaten vom Nordamerika. Er liegt von 37° 45 bis 41° 52′ N. Br. und vom 7° 40′ bis 10°47, Wst. Länge von Washington, im Innern, enthält 1726 Deutsche Quadratmeilen und ist von den Staaten Michigan, Ohio, Kentucky, Illinois und dem Nordwestgebiet umgeben; im äussersten Norden stösst er an den Michigan-See, der ihm die Verbindung mit dem Brittischen Canada eröffnet und im Süden an den Ohio-Strom, der bis in den Mexikanischen Meerbusen (New-Orleans) schiffbar ist. Er ist nur in seiner Mitte von einer 400 — 500 Fuss hohen Hügelkette durchzogen, grösstentheils flach; an den Nebenflüssen des Ohio sind die herrlichsten Wiesen; ein grosser Theil des Landes ist mit Waldung bedeckt. Es findet sich Salz, Salpeter und Bittererde (Magnesia) in Ueberfluss. Das Klima ist sehr gesund und die Winter weit kürzer und gemässigter als in den andern Staaten. Der Pfirsichbaum blüht gegen den 1sten Mai. Aepfel und Birnen kommen gut fort und auch Tobak gedeihet, so wie jede Kornart vortrefflich. Die

Am 27. Mai d. J. öffnete der Sheriff des Canton Brookville (nordwestlich von Corydon am Wabash, Nebenfluss des Ohio) um 12 Uhr die Thüre des Gefängnisses, um in Gemässheit jenes Urtheils, den Augen der Bürger einen bedauernswerthen Anblick den alten Fields, Preis zu geben; der schwache Greis ward von vier Männern auf einen Wagen gehoben und dort auf einen Lehnstuhl gesetzt. Der Zug ging auf den Hinrichtungsplatz zu. Fields war in seiner gewöhnlichen Tracht, weiss gekleidet. Der Greis mit schneeweissem Haar, dessen Gesicht voller Runzeln allen Ausdruck verlor und dessen starker Bau mühevolle 86 Jahre beugten, so dass sein Leben nur noch einer erlöschenden Flamme glich, ward unter dem Gedränge von Tausenden, die alle tief gerührt waren, zum Galgen geführt. Der Prediger August Jocylin hielt, als der Verbrecher

---

Wälder liefern eine ungeheure Menge Wild. Es sind bereits 5 Landstrassen angelegt. Bei vollkommener Religionsfreiheit finden sich hier Presbyterianer, Congregationalisten, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Reformirte und Quaker. An Schulen fehlt es noch sehr. Die Verfassung ist der der übrigen Vereinigten Staaten gleich. Die vollziehende Gewalt ist dem Gouverneur, jetzt James B. Ray, anvertraut, der am 1sten Montage im August auf 3 Jahre erwählt wird. Er muss 30 Jahr alt, 10 Jahr Bürger der Vereinigten Staaten und 5 Jahre im Staate wohnhaft gewesen seyn. Er ist Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, ausgenommen, wenn sie zum Dienste der Union berufen wird, hat das Begnadigungsrecht, ausser bei den in den beiden Häusern (Senat und Repräsentanten-Kammer) erhobenen Anklagen und beruft diese Generalversammlung in ausserordentlichen Fällen. Indiana enthält 35 Cantone, 144,188 Einwohner, grösstentheils Brittischer Abkunft, worunter 1823: 15808 Milizen waren. Die Hauptstadt heisst Corydon mit 1939 Einwohnern, unweit des Ohio und 186 Deutsche Meilen westlich von Philadelphia.

auf dem Richtplatz angelangt war, einen angemessenen Vortrag, worin er sagte, er habe den alten Mann während seiner Gefangenschaft oft besucht und ihn wahrhaft reuig gefunden. Der Sheriff rief nun dem Unglücklichen zu: „Fields! du hast nur noch 23 Minuten zu leben!“ Der Alte betete laut. Ihm ward auf dem Wagen der Strick um den Hals gelegt und an den Galgen bevestigt. So wie der Wagen fortfuhr, war sein Lebensziel gekommen. Jedes Auge ruhte mit Erbarmen auf den zum Tode Verurtheilten; in athmenlose Erwartung mischte sich das schöne Gefühl, ihn retten zu wollen und menschliche Regung malte sich auf jedem Gesichte. Jeder wusste, dass Fields als wackrer, patriotischer Befehlshaber sich im Befreiungskriege ausgezeichnet habe, dass er für Amerika's Freiheit focht und blutete, dass er seine Jugendtage opferte, um die Feinde des gemeinsamen Vaterlandes zu bekämpfen und zu vertreiben — und dass er zum erstenmale in einem so langen Leben, mit Verbrechen belastet, auf nichts mehr zu hoffen hatte — als auf die Gnade seines Gottes. Denn es war kein mit dem Begnadigungsrecht gerüsteter Staatsbeamter nahe, geneigt, zwischen den Greis und das Grab zu treten. Da erschien gerade in dem Augenblick, als der Sheriff den Wagen fortfahren lassen wollte, Se. Excellenz der Gouverneur des Staats Indiana, James B. Ray und redete den Verurtheilten mit folgenden Worten an:

„Samuel Fields! du bist des Verbrechens eines Mordes durch das Geschwornen Gericht deines Landes überwiesen und von dem Gerichtshofe verurtheilt, heute hingerichtet zu werden. Deine letzte Stunde hat geschlagen. Du bist die einzige Behörde auf Erden, die dich noch retten kann, mit einer Bittschrift ange-

gangen, dich noch leben zu lassen. Deine Bittschrift ist überreicht, erwogen und beachtet. Deine ganze Sache ist reiflich untersucht. Durch diese Appellation hast du mir die Erfüllung der verantwortlichsten, wichtigsten Pflicht meines Lebens auferlegt. Hätte ich bei der Ueberlegung dessen, was mir hier obliegt, die Gunst der Bürger berücksichtigt, so wäre ich in den Strudel der Meinungsverschiedenheit gerathen. Meine Pflicht gilt mir mehr als alle andern Rücksichten und nur mein Gewissen soll mein Führer seyn. Obwohl du hier überwiesen vor mir stehst, so hat doch eine Stimmenmehrheit der Beamten des Gerichts, welche deine Sache untersuchte, so haben doch 800 deiner Mitbürger zu deinem Gunsten eine Bittschrift übergeben, und unter diesen die Geistlichkeit dieses Landes, Männer, wohlbekannt wegen ihrer Anhänglichkeit für eine gute Regierung und für das Gesetz — Männer, die sich nie in deine Sache gemischt haben würden, wenn du ihnen für einen boshaften Mörder mit Wissen und Willen gältest. Deine und ihre Bittschriften hatten Gewicht für mich, aber sei versichert, dass noch ein Anwalt mit weit grösserem Nachdruck für dich auftrat. Das Blut, welches du freiwillig in den Kämpfen für unsere Unabhängigkeit vergossest; deine Gebrechen und Narben reden für dich! Jene Krieger, die mit dir für unser gemeinsames Vaterland stritten, und sich auch hier versammelt haben, wirken als mächtige Redner und Sachwalter für dich; scheint es mir doch als hörte ich Washington's und Warrens Stimmen für dich um Erbarmen rufen." — „Nehmt dieses, Herr! — fuhr der Gouverneur, indem er ihm die Verzeihungsschrift überreichte, fort — und gedenkt, dass ich durch die Ausübung dieser constitutionellen Vollmacht meinem

Vaterlande für euer gutes Benehmen in Zukunft verantwortlich bin; freilich betrachte ich euch wie ein Kind am Verstande und wie einen sterbenden Mann, doch sollte je, durch die Gunst des Himmels, eure Gesundheit hergestellt worden, so gedenkt, dass ich für euer Benehmen Bürge bin. Indem ich mit der innigsten Freude euch unter allen Verhältnissen dem Leben wieder geben mögte, bin ich doch nicht der Meinung, dass ihr kein Verbrechen begangen hättet. Nein, meine Meinung ist, dass ihr allerdings eines Todtschlags (manslaughter*) hättet bezüchtigt werden sollen. Doch, so wie nun der Urtheilspruch lautet, muss ich euch entweder hinrichten lassen — oder begnadigen. Ich habe nicht die Macht, das Urtheil zu ändern noch die Strafe zu mildern, ich kann nichts als verzeihen. Indem ich thue kann ich irren — aber Irren ist menschlich — Verzeihen — göttlich!“ —

Wie durch einen elektrischen Schlag traf diese Rede den Gefangenen, wie die Zuschauer. Die Aeusserung allgemeiner Billigung zeigte sich; einige jauchzten laut auf. Der arme Alte hob sein Haupt, wie aus tiefer Betäubung und ward auf einmal wie neu belebt; Dankbarkeit ergriff sein Herz und alle entzückte die Grossmuth des Gouverneurs. —

Die Valenciana-Bergwerke in Mexico.

Die reichen Valenciana-Minen, die jetzt für Rechnung einer Brittischen Compagnie bearbeitet werden und aus welchen bereits der erste Transport am 8ten

*) Aber nicht eines Mordes mit Wissen und Willen (willful murder), worauf Todesstrafe steht, meint der Gouverneur. Anm. d. H.

Juny d. J. in der Hauptstadt Mexico, um in der dortigen grossen Münze zu Piastern geprägt zu werden, angelangt ist, liegt in der Mitte des Freistaats Mexico, auf dem Hochplateau der grossen Cordillera-Kette, dort Sierra de Madre genannt, und zwar nahe bei Santa Fe de Guanaxuato (Goanajoato), 103° 20′ w. L., 18° 54′ n. Br., Hauptstadt des gleichnamigen Staats, 36 D. M. nordwestlich von der Hauptstadt Mexico, 5005 Fuss über der Meeresfläche, und doch in einer von noch höhern Bergen eingeschlossenen Schlucht. Guanaxuato ist ein sehr bedeutender Ort, der früher an 80000, jetzt etwa 77500 Einwohner zählt, worunter an 25000 bekehrte Indianer sind. Diese, ungemein arbeitsfähig und geschickt, arbeiten in den Minen, treiben aber auch Landbau und erzielen besonders viel Mais, das Hauptnahrungsmittel. Gerichtsort für den Bergbezirk ist das 4 Stunden von Guanaxuato liegende Irapuato. Die Gegend, im Ganzen fruchtbar, — geniesst wegen der hohen Lage einer sehr milden und für Europäer gesunden Luft. Der silberreiche Berg Valenciana, nahe bei Guanaxuato, war bis zum Ausbruche der Revolution Privateigenthum eines Spanischen Granden, des Conde de Valenciana, und brachte ihm jährlich 320000 Spanische Piaster reinen Ertrag. Ueberdies giebt es noch andre 16 Bergwerke in der Nähe, z. B. San Nicolas, Peregrino, San Lorenzo, la Trinidad, el Realejo, Puerto, Ovejara, Mora, San Barnave, el Rosario Medalla etc., grösstentheils mit kleinen Dorfschaften für die Bergleute; in jeder ist eine Kirche oder Kapelle; bis 1803 gab es an 40 Silberschmelzen, aber hier, wie allenthalben in Amerika, ging man beim Ausscheiden höchst nachlässig zu Werke. Dennoch wurde hier von 1796 — 1803 jähr-

lich 5 Millionen Piaster Werth gewonnen. Durch die Revolutionsunruhen, die auch diese Gegend schrecklich heimsuchten, ward der Bergbau sehr gestört und unterbrochen; doch scheinen die Werke nicht ruinirt zu seyn. Für Deutsche Bergleute möchte sich diese Gegend besonders eignen; aber sie werden nicht nur mit den Vorurtheilen der Indianer, sondern auch mit dem Eigennutze derselben zu kämpfen haben.

Cayo Huero,

ein Schleichhändler-Nest im Mexicanischen Meerbusen.

Cayo Huero, bekannter unter dem Namen Anegada a fuera *), welches eben dasselbe bedeuted, da Cayo, so wie Anegada Sanddüne heisst, liegt unter dem 281° 31′ 55″ L. über Ferro (94° 20′ w. L. v. Greenwich) und 19° 12′ 55″ n. Br., ist eine von Korallenriffen umgebene Sanddüne an der Ostküste der Mexicanischen Provinz Veracruz, vor dem Hafen dieses Namens und südöstlich von der weltbekannten, gleichfalls auf einer Sanddüne erbauten Festung San Juan de Ulua, und also nordöstlich von der Mündung

*) A fuera heisst weiter weg! weil es weiter von Vera Cruz liegt, als S. Juan de Ulua; Huero aber wüste, leer, beide Bedeutungen passen also vollkommen. Cayo Huero findet sich unter andern auf: Samuel Lewis's correct map of the West-Indies. Published by Plowman, Philadelphia 1813, unter dem Namen Isle of Fuera und in Steins geographisch-statistisches Zeitungs-Lexicon unter dem Namen Anegada (a) Fuera, I. Band, 1ste Abtheilung S. 158. Anm. d. H.

des Flusses Alvarado. Eine Menge Spanischer Waaren, vornämlich Weine, wurden von Havana nach diesem Mexicanischen Helgoland geführt, dort von Europäischen Schiffen abgeholt und nach Veracruz, Alvarado, Tampico etc. gebracht. Auch diente diese Cayo Huero gelegentlich, um die Vestung S. Juan de Ulua mit Mund- und Schiessbedarf zu versehn und um auch andre, nicht Spanische Waaren zollfrei an die nahe Küste zu schaffen. Im Juny dieses hat aber die Mexicanische Regierung diesen Unfug dadurch zu steuern gesucht, dass sie allen von Cayo Huero mit Ladungen kommenden Schiffen den Eingang in den Mexicanischen Häfen untersagt hat; die südwestlich von Cayo Huero liegende Insel Sacrificios ist bekanntlich mit Mexicanischen Truppen besetzt. R.

Lord Cochrane.

Lord Cochrane, Marquis von Maranham, der als Admiral des Brasilischen Kaiserreichs einen Gehalt von 6000 Pf. Sterl. zog, ist zu den Griechen übergetreten und wird für dieselben einen Kreuzzug gegen die Türken antreten. Dieser Seeheld wechselt oft den Dienst; erst verliess er England, diente den Chilianern, und focht namentlich für sie an Peru's Küste; d. h. er liess kapern. Dann trat er in Brasilische Dienste und imponirte durch seine Gegenwart Bahia, Pernambue, Maranham, Para etc., jetzt ist er wieder in der Peranga nach Europa gefahren und will auf den Siegsgründen von Salamis und Actium Lorbeern erndten. — Die älterväterschen Begriffe von — Ausreisser sind auf ihn nicht anwendbar, und kurz, er kommt als — ein Alkibiades nach Griechenland.

(Eingesandt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus Brasilien.

In der Provinz S. Paulo wird ein Hospital für Aussätzige (Lazaros) errichtet, welche schreckliche Krankheit im Norden dieser Provinz grassirt.

In S. Salvador dos Campos (in der Provinz Espiritu santo) sind im Jahre 1824: 507 Kindern und Erwachsenen (Indianern, Negern, Mulatten und Weissen) die Schutzblattern eingeimpft.

Herr Felisberto Caldiera Brant Oliviera e Horta, Brasilischer Missionssecretair in London, und Herr Borges de Barros, Missionssecretair in Paris, erhalten 1200 Milreis jährl. Gehalt.

Aus Para an Brasiliens Nordküste kommen Schiffe in 50 bis 60 Tagen nach Rio de Janeiro.

Durch eine Kaiserl. Verordnung vom 23. März wird von Neuem aufs dringendste anbefohlen die Indianer (Indios) besonders in der Provinz Pernambuco mit grösster Schonung zu behandeln; die Padres der Mission in der Hauptstadt sollen ihnen Religionsunterricht ertheilen und für ihren Elementarunterricht sorgen; die Abgabe von 6 pCt., die der Director der Indianer vom Ertrage ihres Landbaues zog, soll aufhören; etc.

Der Gouverneur von Montevideo, Lecor, vormals in Portugiesischen Diensten, der früher den Titel Baron de Laguna empfing, ist am 6. April vom Kaiser zum Viscomte von Laguna erhoben; derselbe ward durch einen Kaiserl. Befehl vom 23. März dringend aufgefordert, dem Staatssecretair der Finanzen Abrechnungen über die Ein- und Ausgabe der Provinz Montevideo etc. einzuschicken, weil der Staatsschatz-

behörde die Aktenstücke bei der nahbevorstehenden Sitzung der gesetzgebenden Versammlung höchst nöthig habe.

Am 23. Febr. langte ein Sklavenschiff mit 538 Sklaven (wovon 64 gestorben sind) in 50 Tagen aus Quilimane an Afrika's Ostküste in Rio de Janeiro an, und am 7. März ein zweites von demselben Orte in 60 Tagen mit 401 Sklaven, wovon 103 gestorben sind. An demselben Tage ein drittes von Ambris bei Angola an Afrika's Westküste in 34 Tagen mit 443 Sklaven, wovon 2 gestorben sind; am 9. März ein 4. mit 343 Sklaven, wovon 20 gestorben sind, von Angola in 32 Tagen; am 11. März ein 5. von Quilimene mit 516 Sklaven, wovon 47 gestorben sind, in 51 Tagen; am 18. März ein sechstes von Cabinda an Afrika's Westküste, in 40 Tagen mit 584 Sklaven, wovon 5 starben.

Aus Guatemala.

An der Spitze der Regierung des Freistaats Guatimala (oder Mittelamerika) steht seit Anfang Mays d. J. Don Manoel Jose Arco (nicht Acre), ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und trefflichem Charakter, als Präsident auf 4 Jahre erwählt; Vicepräsident ist Don Mariano Petronena. Der Congress besteht aus 4 Senatoren und 42 Deputirten. Dieser Freistaat liegt zwischen dem Westindischen und stillen Meere, Mexico und Colombien, umfasst 14564 □-Meilen und 1,610000 Einwohner in 7 Provinzen: Chiapa, Costa rica, Nicaragua, Honduras, San Salvador und Quesaltenango. Guatemala (la nueva) mit 37665 Einwohnern und dem Hafen Puerto Libertad am stillen Meere ist die Hauptstadt, der Sitz der Regierung und des Congresses. — Es ist jetzt gänzlich

beruhigt, da der Bischof von Leon, in der Provinz Nicaragua, unweit vom Hafen Realeja, der einen Aufstand zu Gunsten der Spanischen Regierung zu organisiren suchte, im Anfange dieses Jahres von allen seinen Anhängern verlassen, sich ergeben hat. —

Am Tage der feierlichen Einführung des Präsidenten Aroo, begegnete diesem auf dem Wege nach der Congress-Halle, wo die Eidesleistung geschah, ein sonderbarer Zufall. Ein Schwein lief zwischen den festlichen Zug, uud dem Präsidenten so plötzlich vor die Füsse, dass derselbe hinfiel, welcher, wie das Mexicanische Blatt el Sol anführt, die Ceremonie ausserordentlich störte.

Aus Canada.

Bis zum 26sten May trafen in diesem Jahre 2157 Ausgewanderte aus Grossbrittannien und Irland in Quebek (der Hauptstadt) ein; für ihr Unterkommen wird mit vieler Menschenfreundlichkeit gesorgt. — Das Klima wird in diesem Amerikanischen Nordlande bei der Zunahme der Kultur immer milder. Der Januar 1825 glich dem April; die Flüsse waren nicht gefroren und das Thermometer sank selten 5 — 6 Gr. unter dem Gefrierpunkt. Quebek liegt unter dem 46° 47′ n. Br. Im Anfange des Juli d. J. war dort eine beispiellose Hitze von 100° F.

Die bekehrten blutarmen Eskimos in dem am Hudsonsbusen liegenden schauderhaft öden und kalten Labrador wurden im Jahre 1821 von den Brittischen Missionarien mit Abdrücken des Neuen Testaments in ihrer Sprache beschenkt. Sie, die blos vom Wallfischfang leben, sandten als Geschenk 30 Gallonen Thran nach England. 1822 waren sie, als sie von Neuem mit dieser heiligen Schrift versehn wurden,

kaum abzuhalten, nochmals Thran zusammen zu schiessen, obgleich der Wallfischfang in diesem Jahre ungemein schlecht ausgefallen war.

Die Hahnen-Messe.

Capitain Cochrane traf auf einer Reise durch das Innere von Colombien gerade am Weihnacht-Abend 1823 zu Purificacion, einem Städtchen, 15 D. Meilen südwestlich von der Hauptstadt Bogota, am westlichen Ufer des Magdalenen-Flusses, ein. Am Abend wohnte er in der Stadtkirche einem Hochamte bei und sah dann einem Stiergefechte höchst possierlicher Art, welches vor der Kirche gehalten ward, zu. Der längste, stärkste Kerl im ganzen Orte ward ausgesucht; diesem hing man wohlbevestigt eine grosse Stierhaut mit Augen, so gross als Suppenteller, ungeheuren Hörnern, und einem mehrere Ellen langen Schwanze, um. Die Hörner waren ausgehöhlt und mit Schwefel und andern Brenn-Materialien angefüllt. Der Mond war noch nicht aufgegangen und die Nacht dunkel, als man die Brennmaterialien in den Hörnern anzündete und das Spiel anfing. Der feuersprühende Stier grif die ganze Versammluug an; die jungen Weiber und Kinder kreischten, flüchteten und wichen ihm aus; überall war Verwirrung und lautes Gelächter. Einige Männer boten dem Ungeheuer Trotz, hielten ihre Manteltücher (roanas) ihm entgegen und schwangen Fahnen vor seine flammenden Hörner; einige wichen gewandt seinen Stössen aus; andere, weniger glücklich, stürzten durch die Wucht der wüthenden Bestie nieder, und diese würde den fallenden Gegner in Brand gesteckt haben, hätte er nicht Beistand ge-

funden; ein Freund nämlich ergriff den Stier bei der langen Fortsetzung des Rückgrads, zog ihn dadurch von dem Gegenstand der Rache ab und brauchte wohl gar den Ochsenziemer, um den Ochsen damit um die Ohren zu schlagen. Dies dauerte, bis die Hörner — ausgebrannt waren.

Um Mitternacht ward ein seltsamer Cultus der Römisch-katholischen Kirche aufgeführt, Hahnen-Messe genannt, zur Erinnerung an das Krähen des Hahns, als Petrus den Herrn verläugnete. In Purificacion war diese Messe wenigstens eine höchst unanständige Weihnachtsposse. Als der Pfarrer den Dienst am Altar begann, ahmten die Zuhörer seine Geberden, den Ton seiner Stimme und seine Art zu lesen mit allerlei lächerlichen Geberden nach, begleitet von einem höchst verworrenen Geschrei, jauchzend, greinend, zischend, vornämlich aber krähend und zwar mit möglichster Anstrengung der Lunge, so dass fast Ohrenzwang zu fürchten war. Ein zufällig anwesender Britte, Officier in Colombischen Diensten, stimmte mit dem Holla, Hoh! der Englischen Fuchsjäger ein, und zwar so kräftig, dass es hell hervordröhnte; dadurch erfreute er den Pfarrer so sehr, dass dieser, weil er ihn seines lauten Schreiens wegen für einen guten Katholiken hielt, nach vollendeter Messe — auf ihn zukam, und ihm herzlich für seine nachdrückliche Mitwirkung bei dieser Nachtfeier — dankte! —

R ü g e n.

Der anderweitig recht brauchbare, für Viele ganz unentbehrliche "Allgemeine Deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände" (Conversations-

Lexicon) hätte auf die geographischen Artikel Verzicht leisten und diese den geographischen Wörterbüchern überlassen sollen. Sie sind fast alle seicht, halbwahr und unzureichend, während Notizen anderer Art ungemein belehrend und sehr gründlich sind. Die Anführungen der Amerikanischen Länder und Städte sind alle (selbst in der fünften Original-Ausgabe von 1820) nicht nur unvollständig, sondern für diejenigen, welchen dieses Werk eigentlich bestimmt ist, irreführend. So wird z. B. vom Mississippi, dem 18 Zeilen (manche Pariser Schauspielerin hat dagegen 25) gewidmet, erzählt: dass er nur einen einzigen Wasserfall habe, dass seine Ufer fast überall fruchtbar — und angenehm seyen und dass die Vereinigten Staaten, weil er ihnen wichtig — ja wohl wichtig — sey, daselbst verschiedene Forts angelegt hätten. Selbst im Supplementbande erfahren die Leser — nichts von den an demselben bestehenden Staaten und Gebieten, nichts von der ungemein bedeutenden Schifffahrt, die auf diesem Flusse durch halb Nord-Amerika hin getrieben wird, da diese doch schon vor 1820 im Gange war!

Litterarische Notizen.

Im Juny ward in London bey Evans, Pallmall die erste Schrift, die jemals über Amerika gedruckt ward, für 33 Pf. 12 ß Strl. verkauft. Es ist der berühmte Brief des Entdeckers Christoforo Colombo, den man lange für verloren hielt und der dem Hobertson bei der Abfassung seiner Geschichte von Amerika unbekannt geblieben ist. Es giebt davon zwei Ausgaben, eine mit, die andere ohne Datum.

Die eingesandte Uebersetzung von Ercilla's Heldengedicht über die Araucaner kann in diese Zeitschrift keine Aufnahme finden. Für die Einsendung des Originals würde der Herausgeber sehr dankbar seyn.

Welcher Deutschen Waaren bedarf Amerika, und was heisst überhaupt mit und nach Amerika handeln?

Beantwortet von einem Deutschen Kaufmanne.

Was man selbst besitzt, braucht man nicht zu kaufen, und wer überhaupt viel zu verkaufen hat und gerne verkauft — wird nicht geneigt seyn, viel zu kaufen. Dieser einfache Grundsatz ist zuvörderst zu berücksichtigen, wenn von dem merkantilischen Verhältnisse zwischen Deutschland und Amerika die Rede ist. Nächst Ostindien und China giebt es kein Land, wo so viel zu holen wäre, als aus Amerika: 1) Die eigentlich sogenannten Colonial-Produkte Zucker, (Rum), Kaffe, Indigo und Baumwolle in unerschöpflicher Menge. 2) Mehl und Korn aus Canadaund den Vereinigten Staaten. 3) Stockfische, um alle fastenden Völker reichlich jeden Freitag damit zu versorgen, aus Newfoundland. 4) Bau-Holz, insonderheit Schiffbauholz, aus Canada. 5) Pelzwaaren aus Canada und von der Nordwestküste. 6) Häute und Hörner aus Brasilien und Buenos Ayres. 7) Cochenille, und

Färbeholz aller Art aus Westindien, Mexico (Campeche), Guatemala (Nicaragua und Honduras), Colombia (St. Martha), Brasilien (Pernambuc und Bahia) etc. 8) Droguerien z. B. Aloe, aus Barbadoes, Copaiva und Peru-Balsam (aus Brasilien), Biebergeil (aus Canada), Cassarille und die Chinarinde (aus Colombia und Peru) viele Gummi-Arten, besonders das Gummi elasticum, Quassia aus Jamaica und Surinam, Guajak und Sassafras, wie Sassaparille und Cacao aus vielen Theilen des Tropischen Amerika's; Piment aus Westindien; Vanille aus Brasilien; Jalappa aus Mexico, Ipecacuanha aus Brasilien, Nelken aus Cajenne, Schlangenwurz (Serpentaria) aus Virginien, Ricinus-Oel (aus Brasilien), Ingber aus Barbados. 9) Endlich Tobak, Pott- und Perl-Asche, Wallrath, Thran, Fischbein etc. etc.

Uebrigens sind in Amerika edle Metalle und Diamanten abzuholen, für den, der so viel an Geldes Werth mitbringt, selbige zu bezahlen.

Schickt man alle auch Schiffe in Ballast hin mit Baarschaft, so werden dieselben schwerlich leer zurückkehren, in jedem Hafen werden sie reiche Fracht finden.

Betrachten wir aber die Produkte, welche Amerika liefert, so sind sie grösstentheils Luxus-Artikel, die man in frühern Zeiten kaum dem Namen nach kannte, wofür es auf Deutschem Boden Surrogate giebt, und die, einige wenige Heilmittel ausgenommen, entbehrlich sind. Diese Produkte sind sämmtlich seit der Eröffnung des freien Verkehrs mit den Amerikanischen Ländern bedeutend im Preise gefallen und werden grösstentheils noch weiter herunter gehn. Manche Sorten Färbehölzer und Droguerien sind gar nicht anzubringen,

weil davon überhaupt nur eine bestimmte Quantität consumirt wird. Sie haben also im Ganzen als Rückfracht bei weitem nicht den reellen Werth, den sie früher hatten. Dennoch sind es gerade diese Waaren, namentlich die im ganzen innern Deutschland mit hohen Abgaben beschwerten Colonial-Produkte, die eigentlich den Haupthandel mit Amerika ausmachen. Denn was bringen die Schiffe aus Havanna, S. Domingo, Brasilien etc. etc. fast anders mit, als Zucker und Kaffe? —

Der Handel nach Amerika verwandelt also gewisse Deutsche Ausfuhr-Artikel, wenn diese dort Absatz finden, in Colonialwaaren. —

Es ist nun die Frage: Welche Deutsche Waaren können im Ganzen in Amerika am sichersten auf Absatz rechnen?

Aus dem Mineralreiche vornämlich Quecksilber und zwar Präparate zu Farben und Heilmittel; Kupfergeschirr, Zinngeräthe, etwas Blei, Eisengeräthe und Eisenwaaren aller Art, Degenklingen, Feuergewehr, Klempner-Waaren, Lampen etc., die wir so brauchbar und stark, wenn auch nicht so elegant, liefern, als England, und zwar zu billigern Preisen, nur muss auf das Lokalbedürfniss der Gegend, wo man sie hinsendet, vorzüglich Obacht genommen werden; ferner Blei, besonders Munition (auch Hagel und Schrot), Arsenik, Zink, (besonders nach Nord-Amerika zum Beschlagen der Schiffe), Vitriol, Alaun, Scheidewasser, Schiesspulver, kleine Kunstsachen aus Alabaster und Marmor, (besonders Büsten von Marmor, die in Amerika sehr beliebt sind, selbst von Schriftstellern, vornämlich auch für die Vereinigten Staaten, wo man gerne weiss, wie berühmte Leute aussehn,) Schiefertafeln, geschliffene

Steine, schlicht und mit Buchstaben zu Pettschaften, etwas Hopfen zum Bierbrauen (selbst nach Süd-Amerika), Safran, Senf, Spanische Fliegen, — Blutigel. — Rheinische Weine. — Von verarbeiteten Stoffen: unsere treffliche Leinewand, welche die Irländische nie ganz verdrängen wird, ein Gegenstand des Kunstfleisses, worin kein Land mit Deutschland wetteifern kann, Frauen-Schleyer, Zwillich (zu Ponchos), Spitzen. Ferner wollne Waaren: leichte feine Tücher, Kasimirs, Shawlartige Zeuche, Bombassins, Merinos, Flanelle, Mützen und Strümpfe; doch diese mit grosser Vorsicht, da mit diesen, so wie mit baumwollnen Stoffen, die Britten fast allenthalben den Meister spielen. Dann: Porcellan, besonders das geschmackvolle Berliner, wo möglich mit Malereien und Englischen oder Spanischen Inschriften, die auf Freiheit und Unabhängigkeit Bezug haben, — besonders aber Glaswaaren, Spiegel und Fensterscheiben, ein grosses Bedürfniss für ganz Süd-Amerika, auch bunte Glasperlen, den Indianern, Mulatten und Negern ein sehr willkommener Putz; ferner Mobilien, die auseinander genommen werden können, Musikalische und Chirurgische Instrumente, Medicinkästchen mit Gebrauchzetteln in Spanischer, Portugiesischer und Englischer Sprache, — Lederwaaren, selbst Stiefeln und Schuhe, die noch allenthalben in Süd-Amerika theuer sind; etwas fabricirter Toback und feiner Zucker, feine Liqueure, Wachs (besonders nach Brasilien, Chile und Peru), endlich auch Strohhüte, künstliche Blumen und mancherlei Putz- und Spielsachen, namentlich Karten und Spiele mit Spanischen und Englischen Erklärungen. —

Keine Waare verheisst so wenig Profit, als Getraide und Zwieback (Cakes); denn die wenigen Gegen-

den, welche dergleichen bedürfen, werden von den Nordamerikanern bis zum Ueberfluss damit versehen.

Alle jene Waaren, deren Aufzählung jeder noch leicht vermehren kann, sind gewiss für den Handel nach Amerika brauchbar, d. h., es lässt sich hoffen, dass sie dort Absatz finden.

Nur muss nicht vergessen werden, dass vor allem darauf gesehen wird, wie man die Punkte auffindet, wo sie zur Zeit gesucht werden. Auf allen grossen Märkten, New Orleans, Havana, Port au Prince, la Guayra, Alvarado, Bahia, Pernambuco, Rio de Janeiro und Buenos Ayres haben die Britten das Uebergewicht; und es scheint uns keine Hoffnung übrig, daselbst eine grosse Unternehmung auszuführen. Ihre daselbst etablirten Häuser wissen die besten Abzugskanäle für die an sie verladenen Waaren; in ihre Hände kommen die besten Landesprodukte und wer dort etwas bedeutendes ausrichten will, muss ihr Client seyn. — Sie sind fast allenthalben die begünstigte Nation und nicht selten erlangen sie bei den Zollbehörden besondere ausschliessliche Vortheile. Daher möchte es gerathen seyn, kleinere Häfen anzugehen, die selten von Deutschen Schiffern mit Deutschen Waaren besucht werden. Solche sind z. B. an der Küste von Colombia: Cumana, Puerto Cabello, die Inseln Marguerita, Coro, Maracaybo; an den Brasilischen Küsten: Para, Maranham, Ceara, Rio grande do Norte, Parayba do Norte, San Antonio am Rio San Francisco, Sergipe, Espiritu santo, Porto Seguro, Santos, die reiche Insel S. Catarina, Porto Alegre am Rio grande do Sul. Ein mit einem gewandten Subcargo versehenes und mit passenden Waaren befrachtetes Schiff könnte in diesen Häfen vielleicht eine sehr bedeutende Unternehmung ausführen.

So würde der Handel nach Amerika immer vortheilhafter werden, besonders wenn auch unsere Schiffe dort in das günstige Verhältniss treten, dass sie des Schutzes der Gesetze geniessen, welches erst dann völlig der Fall seyn kann, wenn auch Deutsche Regierungen jene souverainen Freistaaten anerkannt haben. Bis dieser Fall eintritt, befinden wir uns allenthalben wie ungebetene Gäste, und können durchaus nicht alle Gelegenheiten benutzen, die sich die Britten, welche noch dazu einen Vorsprung vor uns haben, so klüglich zu benutzen wissen.

Soll aber aus dem Handel nach Amerika ein Handel mit Amerika werden, sollen die Amerikaner einsehn lernen, was ihnen Deutschland mit seinen herrlichen Industrie-Produkten werth ist, so müssen Amerikanische Kaufleute und Abgeordnete in Deutschen Häfen die gastfreieste Aufnahme und jede mögliche Begünstigung finden, so wie sie jetzt schon die Bürger der Vereinigten Staaten geniessen. Es haben sich bereits Colombiche Kaufleute auf die Deutschen Messen eingefunden, und wir wollen hoffen, dass sie wieder kommen. In einigen Deutschen Seehandelsstädten herrscht vielleicht der Wunsch, dass sie wegbleiben möchten; denn diese haben von dem Handel nach Amerika grösseren Profit, als von dem Handel mit Amerika, der ihre Kassen nicht unmittelbar füllt. Wer aber von einem Gefühl für das Wohl und Heil des ganzen Deutschen Vaterlandes beseelt ist, muss wünschen, dass auch der kleinste Deutsche Fabrikort mit Amerika im unmittelbaren Verkehr komme; allenthalben muss anerkannt werden, dass durch die Befreiung des ganzen Amerikanischen Continents dieser Erdtheil auch zum Theil für uns erobert ist.

Die Amerikaner wissen selbst am besten, was sie gebrauchen; das Verschreiben hat aus solcher Ferne Schwierigkeit, und erfordert wieder genaue Kenntniss unserer Märkte. Wohl uns, wenn sie kommen und sich aussuchen, sich an Ort und Stelle aussuchen, ohne gerade der Zwischenkunft der Commissionaire in grossen Seeplätzen zu bedürfen. Alle Deutsche Regiegierungen sind liberal genug, den Industrie-Produkten ihres Landes freie Ausfuhr und Durchfuhr zu gestatten. Was aber die Hauptsache ist — der Amerikaner muss, wenn er in Deutschland kaufen will, Geld mitbringen. Das ist es, was wir unter dem Handel mit Amerika verstehen. Dieser bringt Goldstangen und Silberbarren nach Deutschland, während der Handel nach Amerika nur Zucker und Kaffe bringt, die am Ende so häufig werden könnten, dass man die Schweine damit füttern müsste, um sie nur zu verbrauchen.

Beim Handel nach Amerika ist die Benutzung der Mittelspersonen in den Seeplätzen durchaus nothwendig; und es ist nicht zu bewundern, wenn diese dabei ihren eigenen Vortheil berücksichtigen. Alle Unternehmungen vom Innern aus nach Amerika erleiden dadurch einen wesentlichen Nachtheil und in jenen Seehandelsplätzen selbst sind es ganz vornämlich Britten, die dort aus der mit Amerika angeknüpften Verbindung Vortheile ziehn, weil sie dabei zugleich Brittische Ressourcen zu benutzen verstehn.

Klingen diese Andeutungen manchem Ohre paradox, so können doch vielleicht andere daraus Einiges entnehmen. Sie beruhen auf Erfahrungen, die mit schweren Aufopferungen erworben sind.

L. K.

Die Spanischen Besitzungen in Amerika.

Bis zum Jahre 1803 besass die Krone Spaniens in Amerika folgende Länder:

	□Meil.	Einw.	Ertrag an edlen Metl.	Einfuhr Piaster.
1. Vicekönigreich Neuspanien (Mexico) mit den Provincias internas,....	42652	5,980000	23 Mill.	20 Ml.
2. Generalcapitania Guatemala, ...	15498	1,200000	— —	2 „
3. Florida,.....	2850	15000	— —	unbed.
4. GeneralcapitaniaHavana (Cuba),.....	2309	48600	— —	11 Ml.
5. Generalcapitania Puerto-rico nebst den Jungfern-Inseln, ...	182	136000	— —	1½„
6. Spanischer Antheil an der Insel S. Domingo,.	821	104000	— —	1 „
7. Generalcapitania Caracas (Cumana, Venezuela, Coro, Maracayba, Varinas, und Guiana), ...	23243	900000	— —	5 „
8. Vicekönigreich Neu Grenada mit Quito,.....	64956	1,600000	8 Mill.	5½„
9. Vicekönigreich Peru, ..	51370	1,500000	6 „	10 „
10. Vice-Königreich Chile nebst den Chiloë-Inseln,	10440	750000	2 „	1½„
11. Vicekönigreich Buenos Ayres, oder Rio de la Plata, nebst Paraguay, Patagonia, dem Magelhaens-Land und den Falklands-Inseln, ...	82916	1,200000	5 „	3½„
	297237	13,433600	89 Mill.	61 Ml.
Davon sind noch übrig: Cuba und Puertorico, nebst den Jungfern-Inseln und den beiden Festungen: Callao bei Lima und S. Juan de Ulua bei Vera Cruz,.....	2491	622,000		
Folglich hat Spanien in Amerika eingebüsst, ...	294746	12,811600 Einw.		

Mexico, Guatemala; Caracas und Neu Grenada (vereint als Colombia), Peru, Chile und Buenos Ayres nebst den Plata-Ländern bilden Freistaaten, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika haben sich Florida zugeeignet, und das Spanische Domingo ist von der Republik der Schwarzen in Besitz genommen. Sic transit gloria mundi.

Herr Aimé Bonpland.

Herr Bonpland, der hochverdiente Begleiter unsers berühmten Alexander von Humboldt, ist bekanntlich seit 1820 ein Gefangener in Paraguay, im Innern von Süd-Amerika. Was seit kurzem über ihn und sein Geschick zur öffentlichen Kunde gelangt ist, wollen wir hier zusammenstellen.

Alexander Caldcleugh theilt in seiner Reise (I., S. 135) folgendes *) über die Gefangennehmung dieses unermüdlichen Naturforschers mit, was jener Britte während seines Aufenthalts in Buenos Ayres aus dem Munde der Gattin des Herrn Bonpland erfuhr.

„Nachdem Herr Bonpland die Reise durch den nördlichen Theil von Süd-Amerika als Begleiter des Herrn von Humboldt, dem er durch seine umfassenden botanischen Kenntnisse äusserst nützlich ward, vollendet hatte, liess er sich in der Absicht, auch den südlichsten Theil jener Hemisphäre für die Naturwissenschaft zu erobern, in Buenos Ayres nieder. Im Jahre 1820 erhielt er von dem Dictator des Staats Paraguay,

*) Da die Angaben des Herrn Alexander Caldcleugh durchaus in Geographischer Rücksicht widersprechend sind — so sind dieselben nach Azaras Karte jenes Theils von Süd-Amerika berichtigt.

R., Dr.

Doctor Francia, dessen Hauptstadt Asuncion unter dem 330° 4′ 23″ L., 25° 4′ S. Br. am östlichen Ufer des dem Parana (dem Hauptzuflusse des Rio de la Plata) zuströmenden Paraguay 140 D. Meilen nördlich von Buenos Ayres liegt, eine Einladung, sich zu ihm zu begeben. Er verhiess ihm jede mögliche Unterstützung, jenes in naturwissenschaftlicher Rücksicht fast noch ganz unbekannte Land aufs genaueste in allen Richtungen zu untersuchen, und die von Azara mitgetheilten Bruchstücke zu berichtigen; es ist leicht zu erachten, mit welcher Freude Herr Bonpland diesen Antrag annahm; aber schon vorher waren mehrere Europäer, und unter diesen ein Arzt, Dr. Powlett, und ein Schiffbauer, beide Brittische Unterthanen, nach Asuncion gereis't, und hatte sich dem Dr. Francia in die Hände geliefert, der ihnen die Rückkehr nicht gestatten wollte. Trotz dieser abwarnenden Treulosigkeit (want of faith) des Dr. Francia verliess Herr Bonpland Buenos Ayres, und reis'te das erste Mal nach dem Staate Entrerios, der zwischen die dem Rio de la Plata vom Norden zuströmenden Flüsse Parana und Uraguay südsüdöstlich von Paraguay liegt. Bei seiner Ankunft zu Yapeju, am westlichen Ufer des Uruguay, 73 Meilen nördlich von Buenos Ayres, empfing er vom Diktator Francia die Weisung, nicht weiter zu reisen, weil er sich über die politischen Zwistigkeiten, die zwischen Buenos Ayres und jenem Machthaber obwalteten, unvorsichtigerweise (Frenchman-like, sagt Herr Caldcleugh) eingemischt haben sollte; dennoch reis'te er doch noch weiter nördlich in den Staat Corrientes, wo es ihm gelang, sehr bedeutende Sammlungen von Natur-Merkwürdigkeiten aller Art zusammenzubringen. Er fand daselbst auch die

Staude (ilex matté), die den ächten, in ganz Süd-Amerika so hochgeschätzten Paraguay-Thee liefert, und entschloss sich, in Gesellschaft mit einem Schottländer Pflanzungen desselben anzulegen, um in der Folge den Uruguay hinab Buenos Ayres mit diesem Bedürfniss zu versehen. Die Stelle bei S. Anna, 110 Meilen nördlich von Buenos Ayres, die zur Anlegung dieser Pflanzung erwählt war, liegt hart an der Gränze von Paraguay, am südlichen Ufer des Gränzflusses Parana, unter dem 27° 20′ N. Br., 323° 10′ S. L., und 15 M. östlich von dem Missionsorte Candelaria, gerade der Festung Itapera in Paraguay gegenüber, die Dr. Francia am jenseitigen Ufer des hier zwei Deutsche Meilen breiten Parana zum Schutze seiner Grenze erbauen liess, und wo er eine ziemlich starke Besatzung hält. Von dieser Festung war die Pflanzung nur 15 bis 16 Deutsche Meilen entfernt. *) Dieser Paraguay-Thee ist ein Hauptausfuhr-Artikel des Staats von Paraguay. Im Jahre 1814 gingen 20,000 Ballen dieser Waare nach Buenos Ayres; aber seit 1816 war die Ausfuhr nur unter der Bedingung gestattet, dass als Austauschmittel für den Thee: Schiesspulver, Waffen etc. geliefert würden, deren Einfuhr nach Paraguay die Regierung von Buenos Ayres wegen der obwaltenden Zwistigkeiten strenge verboten hatte. — Man musste sich daher mit Matté aus Brasilien behelfen, der viel schlechter als der ächte ist. Dem Diktator Francia war die Anlegung jener Pflanzung in dem benachbarten, ihm nicht unterworfenen Corrientes hart an seiner

*) Dieser wichtige Umstand erhellt aus einem Blick auf Azara's Karte von Paraguay, (selbst auf das reducirte Blatt Weimar 1824.)

A. d. H.

Gränze natürlich ein Dorn im Auge. So wie er erfuhr, dass diese wirklich zu S. Anna, am Grenzflusse Parana, zu Stande gebracht sey, schickte er ein bewaffnetes Fahrzeug mit Soldaten über den Parana und die kleine Strecke aufwärts nach S. Anna, um sie zu zerstören, und ihre Gründer zu verhaften. Der Ueberfall geschah plötzlich und bei Nacht; der Schotte rettete sich durch die Flucht, aber Herr Bonpland, auf den es bei diesem Menschenraub eigentlich abgesehen war, ward gefangen, erst nach der Festung Itapera und dann nach Asuncion, der 40 Meilen nordwestlich liegenden Hauptstadt, zu dem Diktator gebracht. Dieser, der nach der Weise der Begründer jenes Staats, der Jesuiten, seine sämmtlichen Unterthanen bevormundet, sie mit dem Spanischen Rohr in der Hand regiert, und ihnen nicht erlaubt, einen Brief abzuschicken, den er nicht zuvor gelesen hat, ermunterte Herrn Bonpland, unter Aufsicht seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen zu betreiben, doch gestattete er ihm anfangs nicht, nach Europa, ja nicht einmal seiner Gattin zu schreiben. So lebt er daselbst nun bereits drei (5) Jahre, ohne der gelehrten Welt die Mittheilungen machen zu dürfen, nach denen alle Freunde der Naturwissenschaft mit Recht so begierig sind.“ — So weit Herr Caldcleugh.

Die in London erscheinende Litterary Gazette vom July-Monat dieses Jahrs ertheilt den Freunden dieses achtungswürdigen Naturforschers nun endlich die tröstliche Versicherung, dass derselbe sich wohlbefinde, und gänzlich ungefährdet sey. Bei seiner Ankunft in Asuncion beschuldigte ihn der Dr. Francia, er habe einen Plan von der Grenzfestung Itapera (Itapua) aufgenommen, und nach Buenos Ayres ge-

schickt; in Rücksicht dieser Beschuldigung rechtfertigte sich der Gefangene, erfuhr aber nur zu bald, dass die Anlegung der Matté-Pflanzung an Paraguay's Gränze die eigentliche Ursache seiner gewaltsamen, völkerrechtwidrigen Wegführung sey. — In Buenos Ayres verbreitete sich das Gerücht, er sey bei einem Versuche zur Flucht von Francia's Leuten getödtet. Während sein persönlicher Freund, Herr de Chateaubriant, (1822) Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs war, strebte dieser vergebens, die Befreiung des Naturforschers zu bewirken, und der Kaiser von Brasilien verhiess seine bona officia in dieser Absicht. (Hr. Caldcleugh schlägt vor, einige Unterthanen des Diktators an der Grenze aufgreifen zu lassen, und so lange vest zu halten, bis der Diktator, Bonpland und die übrigen Gefangenen herausgebe.) Endlich gelang es dem hochverdienten Brittischen General-Consul Woodbine Parish in Buenos Ayres von dem Diktator Francia, der bereits früher unmittelbare Handelsverbindungen mit England angeknüpft, *) und den Parana hinab mehrere Schiffe dahin reich beladen abgeschickt hatte, im März dieses Jahrs (1825) die Befreiung der bis dahin vestgehaltenen Brittischen Unterthanen, des Dr. Powlett etc.; und Herrn Bonpland, für den sich der wackere Britte gleichfalls lebhaft verwendete, die Erlaubniss zu erwirken, seinem Freunde, den Herrn von Humboldt, sichere Nachrichten von seinem

*) Für Rechnung des Staats, etwa, wie es der Pascha in Aegypten macht. Die Einwohner müssen alle Landeserzeugnisse an eine Behörde gegen eine bestimmte Entschädigung abliefern, und erhalten von derselben ausländische Bedürfnisse.

A. d. H.

Schicksale in Paraguay zu geben, welchen Brief Dr. Francia gleichfalls, ehe er abging, durchsah. Diesem zufolge war Herr Bonpland fortwährend frisch und gesund; er lebt zu S. Rosa, südlich vom Rio Tibiquariguazu, einem westlich fliessenden Arm vom Paraguay, 30 Meilen südwestlich von Asuncion und 120 Meilen nördlich von Buenos Ayres, übt die Heilkunde aus, und widmet sich mit Eifer naturhistorischen Forschungen. Dr. Francia weigert sich fortwährend, ihn abreisen zu lassen, aber (er ertheilt überhaupt jedem, der ausser Land reisen darf, persönlich Pässe) behandelt ihn mit vieler Achtung und Zutrauen. Er hat zu Santa Maria (?) Branntweinbrennereien angelegt, und Dr. Francia hat ihm, als Entschädigung für den bei seiner plötzlichen Verhaftung in S. Anna erlittenen, bedeutenden Verlust, Ländereien geschenkt. Der Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. Canning, wird, wie man mit Sicherheit hofft, dem Herrn General-Consul, Woodbine Parish, ganz ausdrückliche Verhaltungsbefehle zufertigen, um die baldige Befreiung jenes grossen Naturforschers, den man mit Recht als einen Märtyrer der Wissenschaft betrachtet, endlich zu bewirken."

Hinrichtung zweier Aufrührer in Pernambuc.

(Aus dem Philadelphia Freeman's Journal.)

Ein Nord-Amerikaner, James Rogers, aus New-York gebürtig, hatte an dem Aufstande der Carvalho zu Pernambuco, der mittels der Eroberung der Hafen-Forts durch die Kaiserl. Brasilischen Truppen am 17ten

September 1824 unterdrückt ward, thätigen Antheil genommen, war von einem permanenten Kriegsgericht zum Tode verdammt, aber der Gnade des Kaisers Pedro I. anempfohlen. Des Kaisers Antwort langte am 2. April dieses Jahrs zu Pernambuco an, den Befehl enthaltend, dass die Hinrichtung aller zum Tode Verurtheilten so bald als möglich solle vollzogen werden. Dieses harte Urtheil erweckte tiefes Mitleid bei allen dort anwesenden Nordamerikanern. Viele unter ihnen waren Freunde des Verurtheilten und besuchten ihn am 11., als dem Tage vor seiner Hinrichtung. Sie fanden ihn ruhig und heiter, er sprach lebhaft, er machte Bemerkungen über die am Fenster des Gefängnisses Vorübergehenden und zählte die Stunden, die er noch zu leben hatte, es waren 22; „Warlich, eine sehr kurze Zeit, sagte er; doch ich sterbe zufrieden; ich und meine Gefährten sterben für einen glorreichen Zweck; wir sterben nicht, weil wir unsere Mitgeschöpfe mordeten; sondern bloss weil wir anderer Meinung sind als der Kaiser, und bei dieser Meynung beharre ich bis in den Tod.“ Am nächsten Tage (dem 12ten April), Morgens 8 Uhr, war die Hinrichtung vestgesetzt; ausser Rogers sollten noch zwei andere Aufrührer, Nicolo und le Mont, den Tod leiden. Rogers schritt mit untergeschlagenen Armen und erhabenem Haupte einher, und blickte stolz um sich; schon um 7½ Uhr erreichten sie den Hinrichtungsplatz, und hatten eine lange Unterredung mit den Priestern. Schlags 8 Uhr setzten sie sich in ihre Stühle; Rogers in die Mitte, Nicolo rechts, le Mont links. Nachdem sie fünf Minuten gesessen, erhob sich Nicolo, und hielt laut eine Rede; auch Rogers sprach, und nach ihm le Mont. Sie behaupteten, aus Liebe für Freiheit,

Recht gehandelt zu haben, riethen den Pernambuçanern, nur kühnlich noch einmal einen Versuch gegen ihre Unterdrücker zu wagen, und beschworen sie, sich vor dem Kaiser zu hüten, (to be aware of the Emperor.) Während Einer sprach, bekräftigten die anderen durch ihre Mienen die Wahrheit seiner Aeusserungen; die Reden dauerten etwa eine halbe Stunde. Dann setzten sie sich wieder, und rückten mehrere Male die Stühle in dem Sande vest. Der Henker band ihnen Hände und Fussknöchel mit einem Stricke, und zog ihnen die Mützen über die Augen. Nicolo und Rogers warfen sie wieder durch eine Kopfbewegung zurück, und beobachteten die Bewegung des Executions-Commandos. Es war 24 Mann stark; es ward geladen, und schon waren die Soldaten schussfertig, als Rogers halt! rief, und den commandirenden Officier bat, sie näher kommen zu lassen. Sie rückten die halbe Entfernung, etwa bis auf dreissig Ellen (Yards) von den Verurtheilten, (warum nicht noch näher?). Mit einem Schnupftuch ward das Signal zum Feuern gegeben. Alle feuerten, und Nicolo fiel. Der Anblick war schauderhaft; Rogers sprang auf, bat um Gotteswillen, ihn zu tödten und riss sein Gewand auf, um die Menge von Kugeln zu zeigen, wovon sein Leib durchbohrt war; keine aber hatte Kopf und Herz getroffen; auch le Mont lebte auch noch; die Soldaten ladeten wieder, feuerten noch einmal und nun erst stürzten die beiden Gemarterten todt hin. Die Soldaten liefen hinzu und schossen noch einmal auf die Leichen. —

Am Tage vor der Hinrichtung hatte der Amerikanische Consul die Capitaine der im Hafen liegenden Amerikanischen Schiffe gebeten, für Rogers nicht die Flagge (zur Trauer) halb am Mast aufzuziehen, weil dies

den Landesgesetzen entgegen sey. Dennoch thaten es die Capitaine. Während sie am Lande waren, um die Hinrichtung anzusehen, kamen aber Officiere und Matrosen von einem im Hafen liegenden Brasilischen Kriegsschiffe an Bord jener Nordamerikanischen Kauffahrn und schnitten die Flaggen ab. Auch die halb aufgezogenen Flaggen der Brittischen Schiffe wurden abgeschnitten. Als an demselben Tage das Nord-Amerikanische Schiff, Commodore Parry, mit der Flagge auf der Spitze des Mastes in den Hafen einlief, kamen dieselben Unholde (rascals) an Bord und befahlen, dieselben herabzulassen, wodurch der Amerikanischen Flagge eine nicht geringe Beschimpfung widerfuhr, (*thus throwing no little disgrace on the American Flag!*) — Die entflohenen Patrioten sind sämmtlich zum Tode verurtheilt! —

Capitain Charles St. Cochrane's Reise über die Gebirge im Innern von Colombia, *im December* 1823 *und Januar* 1824.

Im Augusthefte dieser Zeitschrift, S. 118 bis 154, ist Caldcleugh's Reise von Buenos Ayres über die hohe Haupt-Andenkette nach Chile und die Beschreibung eines Weges mitgetheilt, der wenigstens 200 Deutsche Meilen misst und ganz Süd-Amerika durchzieht. Im Ganzen bietet diese Reise nicht mehr Hindernisse dar, als jede andere in Europa, die über ein noch ungebahntes Hochgebirge führt. Als Gegenstück dieser im Ganzen wirklich gemächlichen Reise diene die sorgfältige, hier vollständig mitgetheilte, Beschreibung einer Gebirgsreise des Capitains Cochrane in Colombia,

die in gerader Linie nicht mehr als dreissig Deutsche (150 Englische) Meilen misst und die nicht über die Hauptkette des Amerikanischen Continents, sondern über deren nordöstlichen Zweige an den beiden Seiten des Caucaflusses, einem Arm des Magdalenenstroms, führte. Wie früher andere, namentlich auch von Humboldt und Mollien, bezeugten, gehört dieser westliche Theil von Colombia zu den am meisten zerklüfteten Gegenden der Erde; jene Bergketten erheben sich nicht so hoch über die Meeresfläche als die Anden, wovon sie ausgehn, aber sie sind weit steiler und kaum übersteiglich; sie charakterisiren das Land und die dort in ältern und neuern Zeiten geführten Kriege, da diese nur stellenweise den Gebrauch des schweren Geschützes und der Reuterei gestatten und müssen auf das Fortschreiten des neuen Freistaats zu einer höhern Cultur nachtheilig einwirken, da jene Gebirge gerade die reichsten, mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen gesegneten Provinzen von denjenigen trennen, die mit dem Atlantischen Meere und dadurch mit der cultivirten Welt in unmittelbarer Verbindung stehn. Diese Beschaffenheit des Terrains veranlasste zum Theil, dass Spanien diese reichen Gegenden so lange unter Bothmässigkeit zu halten vermogte, und sie wohl noch länger ruhig beherrscht haben würde, wenn nicht im Mutterlande selbst ganz besondere Verhältnisse eingetreten wären. Dr. R.

Reise von Bogota bis Purifacion am Magdalenenstrom.

„Am 11. December 1823 verliess ich die Hauptstadt Bogota und brachte die Nacht in dem Lustörtchen Fontabon (man sehe Colombus I, S. 486,) zu. Am 12. bei Sonnenaufgang staud das Therometer auf 42° F.

Ich durchzog nun drei Stunden auf meinem Pferde die Bergebene von Bogota in südwestlicher Richtung und erreichte dann die Boca del' Monte, ein Felsenthor in einem Hügelwalle, der einst ohne Zweifel dem hier vor Zeiten stagnirenden Gewässer als Damm diente. Die Aussicht ist wahrhaft entzückend; hinterwärts die weite Ebene, von Berghöhen begränzt, vorwärts die Kluft mit dickem grünendem Gebüsch bewachsen, die zu einer Dreitausend Fuss tiefen, steil abgehenden, mit den schönsten Bäumen stark bewaldeten Schlucht führt; der Pfad windet sich geschlängelt vom Gipfel bis an die Basis des Abhanges, so dass das Auge die langsam abschreitenden Maulthiere verfolgen kann, die unten wie kleine Pünktchen erscheinen. — Die links und rechts aus Abgründen hervorstrotzenden Felsenmassen vollenden ein höchst romantisches Gemälde. Man steigt auf Stufen hinab, die etwa 10 Fuss weit, 8 Fuss breit und 1 Fuss bis 18 Zoll tief sind; jede Stufe ist nach dem Rande zu abschüssig. Diese Stufen sind oft durch Spalten unterbrochen und laufen so unregelmässig, dass ich genöthigt war, abzusteigen und mein Pferd am Zügel zu führen. Die Veränderung der Temperatur der Luft war hier höchst auffallend; das Thermometer stand im Grunde der Schlucht auf 78°F., und die Hitze war also 12 — 14° stärker als in Bogota, welches man von hier aus zu Pferde in 6 bis 8 Stunden erreichen kann. Der Weg führt nun längs einer Bergreihe hin, und ist so ausserordentlich schlecht und tief, dass die beladenen Maulthiere oft in dem Schlamme stecken bleiben und entladen werden müssen. Die Strasse ist dennoch die beste die von Bogota nach Südwesten führt und wird stark besucht. — In Tenja, einem kleinen Dorfe, erquickte ich mich mit Chicha (einer

Art von Bier, s. Columbus I, S. 433) und ritt dann über eine unebene beschwerliche Strasse bis Mesa (3 leguas von Tenja), wo ich im Hause des Tobak-Administrators und Postmeisters Arenas, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, eine höchst gastfreie Aufnahme fand. Ich musste mich hier für die Weiterreise auf vier Tage mit Lebensmitteln, einem Wegweiser (caporal) und Maulthieren versehen. Der Weg von Mesa ab führt durch malerische Landschaften, die höchst fruchtbar und gut gelegen, aber fast gar nich angebaut sind. Immer bergab reisend kam ich nach Anapoyma, dem einzigen Ort dieser Tagereise, (am 13. December,) wo es Grasung für die Maulthiere giebt und wir also übernachten mussten. Das Thermometer stand hier im Schatten auf 85° F., und es war so drückend heiss, dass ich mich alles Flanells und aller warmen Bekleidung entledigen musste; einen Halstuch konnte ich auch nicht ertragen und band bloss ein seidenes Band um den Hals. — Am 14. um 6 Uhr morgens stand das Thermometer auf 66½° F. — Ich ritt vor den Packmaulthieren her und erblickte nun bald den Bogotafluss, der sich von Nordosten her zwischen stark bewaldeten Schluchten auf den Magdalenenstrom westwärts zu durchschlängelt, bald erscheint und bald wieder im grünen Laube verschwindet. Wir passirten einen Arm desselben in einer Fuhrte, die nicht über drei Fuss tief war. Jenseits (am südlichen Ufer) kehrte ich in eine schön gelegene Hütte (rancha) ein, vor welcher zwischen Bäumen eine grosse Scheune für Hornvieh steht. Ich frühstückte, und liess meine Hangmatte in die Scheune aufhängen, um bei der grossen Hitze auszuruhen; mich umschwärmten Myriaden grosser schöner Hornisse; ich störte sie aber nicht, weil ich keine Lust hatte, von ihren

Stacheln den Tod zu leiden. Bald aber rief man mich in die Hütte, um einem armen Kerl (Sohn des Hauses) Beistand zu leisten, der an einem heftigen Fieber litt; zu allen Britten hat man in Colombia das Vertrauen, dass sie etwas von der Heilkunde verstehen. Ich sagte dem Hausherrn einige passende Mittel — aber niemand war geneigt, eine Tagereise zu machen — um dieselben herbeizuholen; die Mutter sagte, sie habe niemand zu schicken, nd als ich auf einen Knecht wies, meinte sie, den könne sie in ihrem Hausstande nicht entbehren; so ist wahrscheinlich der arme Kranke aus Mangel an Heilmitteln umgekommen und ich biu überzeugt, dass ein Drittheil der Kranken aus dem niedern Stande in diesem Lande aus Mangel an ärztlicher Hülfe stirbt. Ich badete mich, welches mich sehr erfrischte. Um 4 Uhr zogen wir weiter und mussten über den Bogotafluss, der hier ziemlich breit, sehr tief und reissend ist. Wir mit dem Gepäcke fuhren in einem Canoet über, die Maulthiere aber mussten schwimmen. Diese Maulthiere, es waren mit den unsern wohl an 100 Stück, werden an der Stelle der Ueberfahrt nahe zusammengedrängt, und dann durch die Peons (hier, Fährleute) mit Schlägen, Gebärden und Geschrei ins Wasser getrieben; einige Peons schwimmen zur Seite, schlagen mit grosser Heftigkeit und fortwährend schreiend in die Wellen, damit die Maulthiere sich so schnell als möglich durcharbeiten, und nicht von dem reissenden Strome ergriffen und fortgerissen werden. So wie sie das jenseitige Ufer erreichen, versammelt man sie wieder und jeder nimmt die seinigen zu sich. Während der Zeit spielen die Maulthiertreiber mit flachen Steinen eine Art Knabenspiel, dem ähnlich, welches in England Quoit heisst; andere kochen unter einem Obdach, welches sie sich

von Baumzweigen machen; andere ringen, hüpfen und laufen, kurz an solcher Ueberfahrt herrscht ein lustiges, bewegtes Leben. Nachtlager hielten wir in Pinon auf dem Landgute eines Herrn Augustin Toledo, wo uns der Hausmeister in Abwesenheit seines Herrn sehr gastfrei aufnahm. Er war aus Neyva, 25 Meilen südlich von Bogota am Magdalenenstrom, gebürtig, und rühmte sein Vaterland mit grosser Vorliebe. Bei Pinon wächst der Caucho-Baum (?) in Menge, der ein weisses Siegellack liefert. Wilde Wespen bereiten ein gutes Wachs und sehr schmackhaften Honig; ich kaufte zwei Pfund Kerzen aus diesem Wachs für einen Piaster. Bei der Weiterreise, am 15., war die Hitze (90° F.) so drückend, dass wir, um auf der sandigen Strasse nicht von dem sogenannten Sonnenstiche — einer Krankheit die leicht tödtlich werden kann — befallen zu werden, uns gezwungen sahen, in einer Hütte zu rasten; ich verschlief den Rest des Tages in einer Hangmatte. Erst um 5 Uhr zogen wir weiter an dem Fluss Tusagasega, gleichfalls einem Arm des Magdalenenstroms, an dessen nördlichen Ufern einige Hütten sind, wo ich Federvieh und Eyer einkaufte. Ich hing sie an den Sattelbug; aber als wir den Fluss passirten, der an einigen Stellen so tief ist, dass das Maulthier schwimmen musste, waren der arme Truthahn und die Küchlein nahe daran zu ertrinken. Der Tag neigte sich; der hellschimmernde Mond verklärte die Dunkelheit des dichtbelaubten Waldes, den wir durchzogen; die ganze Natur war ruhig und nichts zu hören, als der Taktschritt unserer Maulthiere. Auf einer Waldwiese lag eine Gruppe Maulthiertreiber, wovon nur einige bei den zusammengebundenen Maulthieren wachten; diese umringen die Ladungen, die aufgehäuft und mit einem Toldo (Fliegen-

decke) beschützt sind. Wir übernachteten in einer Hütte, Cangreco genannt, wo ich unter freiem Himmel zu Abend ass und ungemein durch die Kühle nach einem so brennend heissen Tage erquickt wurde. Am 16. erreichten wir um Mittag das kleine Kirchdorf Santa Rosa; das Thermometer stand auf 85° F. Der Pfarrer verstattete mir sein Zimmer und das nöthige Kochgeschirr. Unser Nachtlager nahmen wir zu los Losanos de la Honda unter einem Schuppen, dessen Wände uns nur bis an die Brust reichten; Strebepfeiler stützten das Dach und liessen nach oben alle Seiten offen. Hier fühlte ich nach dem heissen Tage einen so kalten Luftzug, dass ich mich mit zwei Decken schützen musste; ein starker Beweis von der grossen Abwechselung der Lufttemperatur in diesem Klima. — Am 17. badete ich in einem nahen Bach und erreichte schon um 8 Uhr die Fähre des Magdalenenstroms; auf mein wiederholtes Rufen kam das Fähr-Canoe herüber, welches mich überschiffte; die Maulthiere passirten theils watend, theils schwimmend durch. Nur zehn Minuten vom westlichen Strande liegt die alte Stadt Purificacion auf einer Anhöhe, die eine herrliche Aussicht auf den sich reizend fortschlängelnden Magdalenenfluss und auf die grünenden Triften darbietet, die fernhin vom hohen Waldgebirge eingeschlossen sind. Die Einwohner treiben vornämlich Hornviehzucht und bereiten viel Trocken-Fleisch. Der dortige Ober-Alcalde, ein sehr artiger Mann, erzeigte mir viele Höflichkeiten. (Von Purification machte der Capitain Cochrane eine kleine Reise südwestlich nach Saldanha, wo sein Freund, Senor Domingo Caycedo, Präsident des Hauses der Repräsentanten, Landgüter besass, und untersuchte von dortaus auch die nahen Goldwäschen bei Cayamo

und am Apone; allenthalben fand er die gastfreieste Aufnahme und die gefälligste Unterstützung bei seinen Nachforschungen; erst am Weihnachtabend kehrte er nach Purificacion, wo er eine Hahnenmesse etc. erlebte.“ (Man sehe Columbus, Augustheft, S. 190.)

Reise vom Magdalenen-Strom über die Andenkette Quindio nach Cartago am Cauca.

„Am Weihnachttage, am 25. December, verliess ich Purificacion. Der Wegweiser, der daselbst von mir angenommen war, hatte die ganze Nacht getanzt und getrunken und rechnete es sich zum grossen Verdienste an, dass er um meinetwillen solch ein Fest und seine Freunde verlassen habe; er lobte seine Vaterstadt auf Kosten anderer Länder; als ich aber sein Geschwätz nicht aufmunterte, schlief er endlich so vest ein, dass sein Pferd aus der Spur kam; ich weckte ihn, suchte ihn munter zu halten und so kamen wir in ein kleines Kirchdorf, Santa Lovisa, an, wo mich der Pfarrer sehr freundlich aufnahm und mit einem Frühstück bewirthete. — Von Purificacion führt der Weg nordwestlich fortwährend durch Ebenen, und wir trabten rasch fort; wegen der brennenden Sonnenhitze kehrten wir aber um Mittag ein; ich ass ein Hühnchen mit Reis gekocht und hielt ein Mittagsschläfchen. Nachmittags gings durch eine ganz einförmige Savannah, spärlich mit Gesträuch und Gebüsch bewachsen, bis zum Rio Quello, einem reissenden, starken Strom, der oft so anschwillt, dass Reisende Tage lang aufgehalten werden; gemeiniglich ist er seicht; weil er aber viele Löcher hat, so bleibt bei der starken Strömung der Uebergang durch die Fuhrten immer gefährlich; am jenseitigen (nördlichen) Ufer windet sich der Weg steil bergan;

uns liefen Rehe über den Weg. Erst beim Einbruch der Nacht erreichten wir den Bergkamm und eine Hütte, wo ich zu übernachten beschloss, da unsere Pferde sehr ermüdet waren. Ich liess meine Hangmatte aufbinden und gab dem alten Bewohner der Hütte etwas Geld, um mir ein Abendessen zu schaffen. Er befahl seiner Tochter, es zu bereiten. Mittlerweile schenkte ich ihm ein Glas Aniesbranntwein ein; dadurch gewann ich seine Freundschaft und sogleich ward der Tochter zugeflüstert, sie solle auftischen, was nur zu haben sey. Wirklich wurden gebratenes Salzfleisch mit Plantanen, Eyer mit Speck, und zuletzt sogar Chocolade gereicht. Schon um 8 Uhr am 26. December erreichte ich die Stadt Ibague, wo ich im Hause des Alcalden Felipe Losano, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, ein Frühstück einnahm. Die Hitze war 80° F.; (dennoch besuchte Capitain Cochrane die Gruben eines nahen Berges, doch ohne die mindesten Spuren von edlem Metall zu entdecken. Da er sich hier in seiner Hoffnung getäuscht sah, so beschloss er, über das Gebirge nach Cartago zu reisen und das wegen seiner Goldgruben berühmte Thal Cauca zu besuchen.) Es war zuvörderst nöthig für diese Reise Mundvorrath einzukaufen, und da es gerade Markttag war, so begleitete mich die Frau des Alcalden auf den Markt. Wir kauften Trockenfleisch, eingebratenes Speck (tocino), eingesalzenes Federvieh, Mettwurst, Eier, Chocolade, Butter, Reis, Zwieback, etwas Branntwein, Kartoffeln und Zwiebeln. Ueberhaupt sind alle Bedürfnisse des Lebens wohlfeil zu haben. Der Ort besteht aus einem grossen Viereck von Häusern, zwei andere sind noch nich völlig ausgebaut, und hat eine recht artige Kirche. Die Zahl der Einwohner beträgt 2 bis 3000.

In einer Schenke ward Billard gespielt und zwar auf eine ganz besondere Art, truco genannt, auf einer anders als gewöhnlich eingerichteten Tafel. Auf dem Markte ward ein Hahnengefecht gehalten, eine Hauptbelustigung der Einwohner im Innern von Colombia. Der Sporn der Hähne ist mit einer Klinge, so lang und scharf wie die eines Federmessers, versehen, und der getroffene Hahn fällt gewöhnlich beim ersten Stoss. Ein junger Mann, dessen Hahn besiegt und dem Tode nahe war, ergriff vor Aerger das sterbende Thier, rupfte und zerfleischte es; ich hätte dem Wütherich gerne eine tüchtige Tracht Schläge (a sound drubbing) versetzt. Bei einer Abendsellschaft im Hause des Alcalden schmauchten alle, jung und alt, Männer und Frauen, Cigarren; dazu ass man viel Zuckergebackenes, welches die Colombier überhaupt lieben, und weil sie die Zähne nie reinigen, so werden diese schwarz und verfaulen. Jeder, der raucht, hat die üble Gewohnheit, ohne weiteres auf den Boden zu spucken. Das Gespräch handelte blos von den erlebten Weihnachtsfreuden. Später ward getanzt, aber so erbärmlich, dass ich mich bald davon machte; in der ganzen zahlreichen Gesellschaft fand ich kein einziges, nur einigermassen hübsches Mädchen! — Am Tage darauf (am 29. December) ward ein sehr erbärmliches Stiergefecht gehalten; 6 magere Bullen wurden so lange gezerrt, bis sie wirklich wüthend wurden und auf den Schauplatz eindrangen, wovon sich die Zuschauer nur mit Mühe retteten; getödtet wurden sie nicht. Ich bezahlte dem Wegweiser und den Peons, welche der Alcalde sorgfältig für mich ausgewählt hatte, ihren halben Lohn voraus. — Wenn die Regierung Leute braucht, um Lebensmittel über die Berge zu tragen, Soldaten zu begleiten etc., so schickt sie etwa drei Wochen zuvor ein

Schreiben an den Ortsrichter (xefe politico), welches die erforderlichen Leute bestimmt. Dieser Beamte lässt nun sogleich die Leute zusammenholen und in ein Gefängniss sperren, bis man ihrer bedarf; sie erhalten blos spärliche Nahrungsmittel, aber keinen Sold. An dem Tage, wo sie abreisen, lässt man sie von Soldaten bis an die Berge führen und zwingt sie also der Regierung zu dienen. So werden sie oft fünf bis sechs Wochen ihren Familien entrissen, und können für deren Erhaltung nicht arbeiten. Selbst für die beschwerliche Reise werden sie nicht bezahlt. Ich äusserte dem Alcalde, der mir dieses abscheuliche Verfahren, welches einen Freistaat schändet, erzählte, wie sehr es mich empöre, so etwas von Colombien zu erfahren. Natürlich suchen sich nun diese Leute durch Reisende, die ihnen bezahlen müssen, zu entschädigen, und üben gegen dieselben jede Art von Prellerei. Ich schrieb sogleich meinem Freund Senhor Pepe Paris und bat ihn, dem Congress, wegen Erleichterung des Schicksals dieser so höchst brauchbaren Menschen, Vorschläge zu machen. — Der Alcalde hat einen Versuch gemacht, mittelst einer Actien-Gesellschaft den Weizenbau in der Nachbarschaft von Ibague wieder einzuführen. Er hat 15 Actien, jede à 200 Piaster, für diesen Zweck creirt; ich unterzeichnete eine. Vor 150 Jahren war die ganze Ebene bei Ibague Kornland, das einen so trefflichen Weizen lieferte, dass darüber in der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Eifersucht des Spanischen Vicekönigs von Neu-Grenada, der in Bogota residirte, rege ward. Er erliess also einen Befehl, alle Kornfelder, und selbst die Mühlen in der Gegend von Ibague zu zerstören; — so wirthschafteten die Spanier in der neuen Welt. — Ich selbst sah Mühl-

steine auf der Ebene liegen, und aus den Materialien der alten Mühlen, die durch die Spanische Grausamkeit zerstört wurden, hat Senhor Losano zwei neue erbauen lassen. — Am 30. December ward die Bergreise angetreten; es wurden nur zwei Maulthiere mitgenommen, eins für mich zum Reiten, das andere um Mundvorrath zu schleppen; das Bett und das übrige Gepäcke trugen die Peons. Die gewöhnliche Last eines solchen Trägers ist 75 bis 100 Pfund, sie können auch 175 Pfund fortbringen. (Ein Dickbauch, der schwerer ist, kann schlechterdings jene Berge nicht passiren.) Die Maschine, (silla de cargo) worauf sie ihre Last tragen, ist von gespaltenem Bambusrohr, etwa 3 Fuss hoch, mit horizontalen Stöcken am untern Ende; darauf legen sie ihre Bürde und befestigen sie mit Bändern, aus zähen Fasern einer Baumrinde gemacht, die eingeweicht werden, um sie biegsamer zu machen; zwei derselben gehen queer über die Last und über die Schultern des Peons, der den Tragstuhl auf den Rücken nimmt; die Bänder gehn, wie die Tornister-Riemen eines Soldaten, kreuzweis über die Brust und werden unten an den Tragsessel bevestigt, so dass dem Träger die Arme frei bleiben; ein Streifen von jenem Baumrinde-Bindwerk geht von dem obern Theile des Tragsessels über den Vorkopf des Trägers und hält und sichert dadurch das Ganze. Zwischen dem Tragstuhl und den Hüften liegt ein Kissen von Leinwand und ein anderes zwischen dem obern Streifen und dem Kopfe, damit die Haut sich nicht zerreibt. So bepackt wandern sie fort, stolpern nie, machen selten Halt, erklimmen die steilsten Höhen und laufen, wo es der Boden gestattet. Sie gehen ganz nackt, blos mit einem Tuche um die Mitte des Leibes. Sie sind Mischlinge von

Eingebornen und Spanischen Ansiedlern, grösstentheils schöne, riesenhafte Leute, gut und stark gebaut; ihre Hautfarbe ist braun, ihr Haar schwarz. Die meisten Reisenden, die nicht wie Katzen klettern können, nehmen auch einen Sillero mit; dieser trägt einen Stuhl, ganz so eingerichtet, wie der Tragstuhl, nur dass er Seitenlehnen für die Arme und einen schwebenden Tritt hat, um die Füsse hinein zu setzen. Diesen Stuhl nimmt der Peon auf den Rücken und der Reisende setzt sich hinein. Der Alcalde rieth mir ein Maulthier mitzunehmen, um nicht genöthigt zu seyn, zu warten, wenn sich der Sillero ausruht. Jeder Peon, der Sillero ausgenommen, nimt seinen eignen Mundvorrath mit, der oben auf die Last gelegt wird, und überdies 20 bis 30 Paar grosse Blätter, die man gebraucht, um die Hütte zu bedecken, die man jeden Abend zum Nachtlager errichtet, da es auf dem Gebirge nur wenig Wohnungen giebt. Diese Blätter wachsen auf einem Strauch (beau-tree), der dem Plantanenbaume gleicht, sind 18 Zoll bis 2 Fuss lang und etwa einen Fuss breit; sie sind weit biegsamer, als die Plantanen-Blätter und reissen nicht so leicht. — Kaum hatten wir Ibague verlassen, so ging der Weg einen Berg hinauf, von wo man die Stadt südwestlich überschaut. Die Steige sind gleich ganz abscheulich und so steil und schlüpfrig, dass sich die Maulthiere kaum auf den Füssen halten konnten. So erreichten wir einen engen Pass, wo die Bergwand zu einer Seite senkrecht aufstieg und die andere Seite einen fürchterlichen Abhang zeigte; der Eigner der Maulthiere, der uns bis dahin begleitete, rief mir zu: „Ach Herr! hier hab ich gestern ein treffliches Maulthier einbüsst; es glitschte gerade auf dieser Stelle aus, stürzte in den Abgrund und brach den Hals.“ Zum Glücke für mich

war mein Thier klüger und trug mich sicher fürbass. Die armen Lastträger fühlten die Beschwerden des Kletterns und waren oft genöthigt auszuruhen; sie sagten aber, Morgen werde es besser gehen, der erste Tag sei immer der mühseligste. — An beiden Seiten des Weges hüpften rothhaarige Meerkatzen von Baum zu Baum, besahen uns, thaten uns aber nichts zu Leide. Um drei Uhr erblickte ich auf einem Bergvorsprung eine weisse Flagge und als wir die Stelle erreichten, fand ich daselbst an der gewöhnlichen Nachtlagerstelle, la Palmilla genannt, einen Colombischen Lieutenant, Ortegas, der ein weisses Tuch aufgesteckt hatte, damit man von der Stadt aus seine Lagerstäte erkennen möchte. Er bewillkommte mich freundlich in seiner Laubhütte und erzählte, er habe den Tag zuvor mit Depeschen der Regierung für den Obergeneral Bolivar, der sich an Peru's Grenze befand, die Stadt verlassen, zwei seiner Peons wären krank geworden und den Dritten habe er in die Stadt geschickt, um zwei andere zu holen. Die Peons stellen sich nämlich oft krank — um dem Zwangdienst für die Regierung zu entgehen. Bei dem Lieutenant befand sich ein junger Bursche von 15 Jahren, Malarino, der seinen Vater kürzlich verloren hatte, und der Erbe eines bedeutenden Vermögens geworden war. Er reiste von Bogota, wo er die Schule besucht hatte, nach Caly, einem Hauptorte im Cauca-Thale, wo seine Mutter lebte. Er war gescheut, aber dummdreist und sehr für sich eingenommen; er schien mehr Lust am Hahnenkampf, Spiel etc. zu finden, als an ernster Beschäftigung. Die Peons errichteten mir nun sogleich eine Laubhütte und mittlerweile bereitete mir mein Diener das Abendessen; die Bergluft erzeugte lebhafte Esslust. Von dem Flaggenstock hatten wir bei

Sonnenuntergang eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die mit ihren weissen Häusern und rothen Ziegeldächern zu unsern Füssen ganz nahe am Fusse des Gebirgs lag, und doch hatten wir sechs Stunden gebraucht, um diesen Punkt zu erreichen. Wir tranken Chocolade zusammen, waren äusserst vergnügt und schliefen ganz angenehm. Am letzten Tage des 1823. Jahres brachen wir bei Sonnenaufgang auf; Malarino entschloss sich, uns zu begleiten; aber der Lieutenant blieb zurück, um seine Peons zu erwarten. Das Gerüste meiner Laubhütte blieb stehen; die Maulthiertreiber, die des Wegs ziehn, brechen die Hütte ab, und bedienen sich der Pfähle als Feuerholz, weil sie zu faul sind, selbst Holz zu fällen. So muss jeder Reisende zwei Stunden warten, bis ihm ein regenvestes Obdach errichtet wird, welches bei schlechtem Wetter sehr lästig ist. Malarino bestieg den Tragstuhl, ich mein Maulthier; dies gerieth bald so tief in Schlamm, dass es bis an die Gurt hineinkam, und war dabei in augenblicklicher Gefahr, zu stolpern oder stecken zu bleiben. Der Weg ward von den alten Spaniern gebahnt, etwa 8 Fuss breit, allenthalben mit Bäumen belegt und vestgemacht; er ist aber jetzt vernachlässigt; die Giessbäche haben das Holz weggerissen, stellenweis 20 bis 30 Fuss tief ausgewaschen, wo denn der Pfad so enge ist, dass ich genöthigt war, meine Beine zwischen die Ohren des Maulthieres zu legen, um zu verhüten, dass mein Kniee nicht an den Bergwänden gequetscht würde, — Malarino auf seinem Tragsessel war und blieb ganz trocken, und hatte nichts zu befürchten, da sein Träger mit ihm von Stein zu Stein hüpfte. Hier auf einem Maulthier zu reisen, ist also nicht anzurathen; weit besser ist es, sich tragen zu lassen. —

Bereits um Mittag holte der Lieutenant mit seinen Peons uns ein. Der Weg war so schlecht, dass ich genöthigt war, zu Fuss zu gehn; Schlingkraut und andere Pflanzen wachsen hier so üppig, dass der Weg damit, wie mit einem dunkeln Laubdach, überwachsen ist. Bei einer Hütte, Tapia genannt, lichtet sich der Wald ein wenig, und dort hat man eine weite Aussicht auf die Berge, die bis an die Gipfel mit Grün bedeckt sind. In einer Berghütte, el Moral, zum Schutz der Reisenden errichtet, übernachteten wir.

Am Neujahrstage 1824 stand das Thermometer bei Sonnenaufgang 62°; ich vermisste einen Peon; er war zu Tapia krank zurückgeblieben, und ich schickte einen andern, den ich in Moral gemiethet hatte, ab, mein Gepäck herzubringen, und ihm beizustehn. Der Weg war sehr gebirgig, aber besser als gestern. Ein heisser Quell sprudelt aus einer kleinen Bergöffnung hervor; er ist geschmacklos, aber die Erde um die Mündung ist milde, weiss und salzig. Unweit derselben ist ein steiler Absturz, der senkrecht 1500 Fuss in einen Bergstrom niedergeht. Hier erzählte mir Lieutenannt Ortegas, den ich nun als einen liebenswürdigen, bescheidenen, unterrichteten jungen Mann kennen gelernt hatte, dass ein Spanischer Offizier, der sich über die Gebirge tragen liess, grosse Maulthierspornen an seine Stiefel bevestigt, und damit den Körper seines Sillero's zerfleischt habe. Dieser habe gefleht, er könne nicht schneller fort, dennoch habe der Officier den Menschen fortwährend gespornt, bis dieser ergrimmt an diesen Abgrund gelangt sey; dort habe er den unmenschlichen Quäler vom Stuhl in die Tiefe geschleudert — und sein Leichnam sey nie wiedergefunden. Der Sillero entsprang in die Berge, und liess

sich nie wieder sehen. Wir kamen nun über einen Rio S. Juan, und dann an eine Hütte, El Tambo de Toche genannt, wo wir übernachteten, und zu Abend assen. Unser Mahl war nicht köstlich; wir hatten blos Mettwurstsuppe, Pöckelfleisch und Aracatacha-Wurzeln, ein gesalzenes Huhn in Reis gekocht, so zähe wie Leder und eben so geschmacklos; Chocolade und Zwieback war unsere beste Erquickung. Punsch konnte ich nicht machen, ein Peon hatte die Calabasse, worin mein Rum war, zerbrochen; wir mussten uns also mit Wasser begnügen. Am 2. Januar, Morgens, stand das Thermometer auf 55°; der Weg war heute entsetzlich und ich musste einen grossen Theil des Weges zu Fuss gehen; die Aeste der Bäume waren so über den Weg gewachsen, dass ich auf dem Maulthiere immer in Gefahr war, meinen Hut zu verlieren, oder gar, wie des Königs Sohn Absalon, hängen zu bleiben. Wir passirten viele Contaderos (Zählplätze), d. h. ausgerodete Stellen im Walde, so genannt, weil hier die Maulthiertreiber ihre Thiere zu zählen pflegen. — An einem solchen Contadero, Calejo genannt, übernachteten wir an einer von Palmenbäumen umgebenen Gegend, wo sich Papageyen in Menge aufhalten. Die Palmen liefern einen Saft, der gegen die Wassersucht gute Dienste leisten soll. Wir machten ein grosses Feuer, um die Tiger, *) die in dieser Gegend häufig seyn sollen, abzuhalten; sie sind aber nur klein und fallen nie Menschen an, folgen ihnen aber Tage lang, in der Hoffnung, dass einer sterbe, wo sie ihn dann sogleich

*) Bekanntlich Felis onça, die Unze oder der Jaguar, grösser als der Pardel, aber demselben sehr ähnlich. Sein prächtiger Balg wird sehr geschätzt. Anm. d. H.

fressen. Ein Peon erzählte, er habe einst in einem Engpass einen Tiger erblickt, der an einem umgefallenen Maulthiere zehrte. Entkommen war hier nicht möglich; er ging also mit seinem Messer gerade auf das Unthier los. Der Tiger trat ihm entgegen und als er ganz nahe war, sprang er dem Peon gerade über den Kopf und schlich dann gemächlich durch den Pass. Er setzte hinzu, der Tiger habe gerade an dem Maulthier sich so gesättigt, dass ihm ein magerer Peon keine Begierde erweckte. Eines Abends fand ich beim Feuerholzsuchen die Gebeine eines Menschen, der wahrscheinlich von Tigern verzehrt war. — Am 3. Morgens stand das Thermometer auf 52° F. Wir hatten auf fortwährend abscheulichem Wege ein Donnerwetter mit Hagel. Wir kamen grosse Palmenwälder vorbei und erblickten hohe Berghalden (Paramos) mit Schnee bedeckt. Am 4. Januar stand das Thermometer bei Sonnenaufgang auf 49°. Mir war während der Nacht, die wir wieder im Freien zubrachten, sehr unwohl und ich litt an heftigem Erbrechen; kaum konnte ich weiter, und musste jeden Augenblick befürchten, vom Maulthiere zu fallen. Glieder und Kopf schmerzten mir entsetzlich, und mit jedem Schritte des Thieres nahmen die Schmerzen zu. Dreimal mussten wir den Rio Quindio passiren und an dessen Ufer machten wir auf einem freien Platze Halt. Glücklicherweise traf ich einen freundlichen Maulthiertreiber, der mich unter sein bereits aufgeschlagenes Zelt kriechen liess. Ich verschlief einen zweistündigen Gewittersturm. Malarino hatte die Güte, mir die Hälfte von einem wilden Truthuhn, welches er so eben geschossen hatte, zu geben und ich liess mir davon eine Suppe kochen, die mir sehr wohl that. Am 5. Januar Morgens stand das Thermometer

auf 66° F. Wir hatten einen ganz entsetzlichen Weg; das Maulthier, bis an die Gurt im Koth watend, fiel viermal, ich aber erlitt glücklicherweise keinen Schaden. Wir schliefen in einem Contadero, Novilla genannt, einem sehr dumpfigen Platz, und wurden sehr durch einen Truthahn gestöhrt, der die ganze Nacht wie eine Frau in Kindesnöthen schrie. — Am 6. Januar stand das Thermometer auf 62° F. Die Wege wurden noch entsetzlicher. Die Abhänge der vielen Engpässe waren so steil und abschüssig, dass die Maulthiere, auf die Hinterschenkel niederhockten (squatting on their hams), und 20—30 Ellen weit fast senkrecht hinunterglitten, ohne sich halten zu können, wobei die Gefahr für den Reiter natürlich unaussprechlich ist; sein Leben hängt daran, ob der Ruhepunkt, wohin das Thier gleitet, um einen Finger mehr oder weniger breit ist — zweimal brach mir beim Herabgleiten solcher Rutschbahnen — die Kruppe meines Sattels; ich glitschte vorwärts auf den Hals meines Maulthieres und behauptete nur dadurch meinen Sitz, dass ich meine Kniee vest an die Kinnbacken des armen Thieres schloss, welches keine Zeit noch Macht hatte hinten aus zu schlagen. Um Mittag begegnete uns ein Colombischer Obrist, der über Guayaquil aus Peru kam und Nachrichten von dem Vorrücken Bolivar's und dem Rückzuge der Spanier auf Oberperu nach Bogota überbrachte. Wir übernachteten bei la Balsa, dem ersten Dörfchen, was wir auf dem Gebirge trafen, welches aber so wenig Bequemlichkeiten darbot, als die Lager im Freien. Am 7. fühlte ich mich wieder krank; es war eine Art von Ruhr; ich hatte grosse Esslust, aber mir fehlte die Verdauungskraft. Doch ich half mich selbst, ich nahm Calomel und Salze, wodurch ich mich etwas erleichtert

fühlte. Um 8 Uhr kam die Post an, ein Peon mit etwa 50 Pfund auf dem Rücken; ein anderer Peon begleitete ihn; sie hatten Briefe und ziemlich viel Gold und Platina. Ich fragte ihn: Ob er nicht fürchte, von Räubern angefallen zu werden? Er sagte: Von Räubern hätte er nie etwas gehört. — Ein starker Beweis von der angebornen Ehrlichkeit dieser Menschen, die nur gut regiert und angeführt zu werden brauchen. *) Diese Post geht von Cartago an der Cauca in vier Tagen nach Ibague, (in gerader Linie nur 8 Deutsche Meilen in vier Tagen und das ist bei den entsetzlichen Wegen noch wunderbar schnell.) Ich besah die wenigen zerstreuten Häuser und die kleinen Garten-Anlagen im Dorfe; so geringe auch diese Spuren des Menschenfleisses waren, so erschienen sie mir doch erfreulich, da ich Tage lang in den fürchterlichsten Wildnissen zugebracht hatte. Die Häuser sind blos aus Rohr (guada) erbaut, welches hier 70 bis 100 Fuss hoch wächst. Auf jede zwei Fuss hat dieses Rohr Abtheilungen wie das Bambusrohr und wenn diese im frischen Zustande angezapft werden, so fliesst das köstlichste, reinste Wasser heraus. Leinwand ist sehr selten und ausserordentlich theuer; man verfertigt sehr grosse Strohhüte und Schnurbesätze aus Stroh (Flounces) für Kleider, wovon vier Ellen einen Piaster kosten; ein Knabe braucht über einen Monat, um so viel Stroh zu plätten, als zu vier Ellen erforderlich ist. Erst Nachmittags um 3 Uhr

*) Das sind die Colombier, die der jetzige Consul in Haïti, Herr Mollien, als gefühllos für Ehre, kleinlich, eigennützig, träge, unwissend und falsch charakterisirt etc.! — S. G. Molliens Reise nach Colombien im Jahre 1823, Aus dem Französischen von G. W. Becker Dr. Med. Leipzig 1825, 2. Abthl. S. 119. A. d. H.

trafen meine Packmaulthiere, ganz ermüdet ein; sie waren auf den abscheulichen Wegen gestürzt und das Gepäck musste oft abgenommen werden, so dass es nur sehr langsam vorwärts ging. Mein Thermometer, welches ich sorgfältig in Flanell eingewickelt hatte, war zerbrochen. Kaum ist es möglich, Zerbrechliches über diese Gebirge zu bringen. Am 8. Januar wurden wir sehr aufgehalten, weil sich ein Maulthier des Lieutenants verlaufen hatte; doch der Alcalde von la Balsa, ein alter Neger, verschaffte sogleich Leute und Hunde, die in der wilde Waldung bewandert waren, und in zwei Stunden war das Maulthier wieder eingefangen. (So lange hätte man auch wohl im Flachlande beim Einfangung eines solchen Thieres zubringen müssen). Der alte Mann sagte, der Weg von hier nach Cartago sei allenthalben gut — aber wie fühlten wir uns getäuscht! Wir waren kaum eine Englische Meile vorwärts, als er eben so abscheulich wurde, wie der vorgestrige; der Koth ging den Maulthieren bis an den Gurt und er war so schlüpfrig, dass sie fortwährend glitschten und wir jeden Augenblick in Gefahr waren, Hals und Beine zu zerbrechen; endlich mussten wir absteigen und zu Fusse gehen, zum grossen Leidwesen des Lieutenants, der schon in voller Uniform war, um in der Stadt Cartago recht stattlich zu erscheinen. Mittags erreichten wir der Rio Viejo; wir fuhren in einem Canoe über, die Maulthiere schwammen. Auf dem Rio Viejo, der bei Cartago in die Cauca geht und bis dahin schiffbar ist, könnte man leicht die zwei Stunden Weges bis zu jener Stadt zurücklegen — aber man hat bis dahin nicht daran gedacht, ein Fahrzeug für diesen Zweck zu bauen! — Die Strasse hingegen ist entsetzlich tief; wir mussten wieder absteigen und durch den Schlamm waten. Da-

zu kam noch ein schreckliches Donnerwetter mit einem wahren Sündfluthregen; an vielen Stellen war es, als ginge man unter Wasserfälle durch und selbst die ledigen Maulthiere konnten kaum fort. — Ich suchte mit dem Lieutenant Schutz unter einem dickbelaubten Baum; doch bald vernahm ich ein schauderhaftes Geheul, das ich für das Gebrüll eines herannahenden Tigers hielt; — es näherte sich immer mehr; ich hatte ein Pistol, es war aber nass geworden und daher nicht zu gebrauchen; ich bestieg also mein Maulthier und wollte schnell davon reiten. Da kam einer der Peons. Ich fragte ihn: Ob er nicht das Geheul eines nahenden Tigers höre? „O Herr! antwortete er, das ist nur das Geheul der Meerkatzen, die der Regen incommodirt.“ Wirklich zogen die Meerkatzen mit Jammergeschrei, von Baum zu Baum hüpfend, vorüber. Dass ich ausgelacht wurde, ist leicht denkbar. Wir, bis auf die Haut durchnässt und bis ans Knie den Schlamm durchwatend, trösteten uns überhaupt dadurch, dass wir einander auslachten. Dieser Colombische Strafweg gab dem Colombischen Krieger in voller Uniform und mir, dem Brittischen Schiffshauptmann, ein gar possierliches Ansehn.

Cartago und die Silberminen im Cauca-Thal.

Um 3 Uhr erschien endlich die Stadt Cartago am linken Ufer des Rio viejo und am Fuss eines Berges unter uns. Die Umgegend besteht aus vielen Hügeln. Auf einem schön gebahnten Wege gings Bergab und schon um $3\frac{1}{2}$ Uhr war ich im Hause des Postadministrators Don Luis Jordan, der mich aufs freundlichste empfing und mir, da mein Gepäck noch nicht angekommen war, trockne Kleider, das heisst, ein Hemd und einen Pantalon,

lieh. Er war ein kurzer, starker Mann und das gab also wieder eine wunderliche Scene; sein Hemd hing wie ein Sack um mich herum und reichte kaum über die Hüften, und sein Pantalon diente mir gerade als eine kurze Hose —; aber dabei ein warmes Mittagsessen und etwas alten Rum — welche Erquickung! So fand ich auch endlich einmal ein Bett und schlief köstlich. Am 9. traf Morgens mein Gepäck ein; ich liess Wäscherinnen, Tischler und Schuster rufen, um alles was gelitten hatte, wieder in Ordnung zu bringen. Ich lernte hier einen Franzosen, la Roche, der 16 Jahr in Colombia gelebt hatte und Tobaks-Administrator war, kennen, der mir einige, (eben nicht befriedigende) Nachrichten über die Gold- und Silberminen im Cauca-Thale mittheilte. Die reichste Mine ist die von Sachafruta beim Dorfe Bega de Supia, drei Tagereisen, d. h. 7 Deutsche Meilen, nördlich von Cartago, nach Antioquia zu; von dort kann man über die Cauca und in der Richtung von Medellin, auf Maulthieren, in 8 Tagen nach Narieam Magdalenenstrom, der grossen Ausfuhrstrasse von West-Colombien, gelangen. Diese Mine ist zum Theil ersäuft, und es würde etwa 3000 Piaster kosten, um sie trocken zu stellen; der Erz-Gang ist zwei Ellen mächtig. Das Erz liefert etwa 70 Procent Silber und man hat auch schon gediegenes Gold und Blei getroffen. Die Mine gehört Privatleuten, die durch die Revolution zu Grunde gerichtet, nun nicht die Mittel haben, sie bearbeiten zu lassen. In Bega de Supia sind viele Peons zu miethen, die den Bergbau verstehen; der Lohn ist 2 Realen (etwa 8 Groschen!) täglich für den Mann. Lebensmittel sind in Ueberfluss zu haben. Das Thermometer steht im Durchschnitt auf 66°. Die Mine von Pantano, eine Legua von Sacha-

fruta, liefert ein Erz, welches 60 Procent Blei und im Centner 3 Unzen Silber liefert. Sie ist ganz trocken aber noch wenig bearbeitet. Die Gänge sind leicht zu erreichen. Die Mine von Echandia auf dem Hügel Loaiza, nahe bei Pantano, giebt 70—80 Procent Silber, auch etwas Gold; sie ist ganz trocken und zwanzig Ellen horizontal in den Hügel getrieben. Der Gang ist 16—18 Zoll mächtig. Bei Mermato (???) giebt es noch viele Minen, die ein weissliches, 14karätiges Gold liefern. Das Erz ist eine Mischung von Gold, Silber, Kupfer und Eisen, in grossem Ueberfluss vorhanden, und leicht zu zerstossen. Es giebt im Thal Cauca mehrere ergiebige Goldwäschen, wobei man auch hier, (wie in Brasilien) mehr Gold verwäscht, als auswäscht; die Mineralschätze dieses Thals sind aber noch bei weitem nicht hinreichend untersucht, und für den Mineralogen, besonders aber auch für fähige, unternehmende Männer ist hier noch ein grosses Feld industriöser Betriebsamkeit. Die Hügel bei Cartago enthalten sehr viel Salpeter; einen Centner auszugraben kostet 2½ Piaster; aber die blossen Transportkosten bis zu den 90 Meilen nordwärts entfernten Seehafen Cartagena kommen, 17½ Piaster für den Centner, und daher kann es kein Handelsartikel seyn; eine Art von Glaubersalz findet sich gleichfalls in Menge. — Die vorzüglichsten Landeserzeugnisse sind: Kartoffeln, Cacao, Zucker, Tobak und Plantanen; in einigen Gegenden wird auch viel Hornvieh gezogen. Kaffe wächst bei Cartago und bei dem, gleichfalls an der Cauca 20 Meilen südlicher liegenden Caly so üppig, dass ein Baum im Durchschnitt 25 Pfund trägt; doch wird er nur zum eigenen Verbrauch gebaut; eben so der Cacao, der weit besser als der von Guayaquil ist und weit mehr zuträgt, und das besonders

schöne, üppige Zuckerrohr; alle diese Artikel können, so wie der gleichfalls trefflich gedeihende Tobak, keine Ausfuhr-Artikel werden, weil die Transportkosten den Werth der Waare im Seehafen übersteigen würde. (Das wäre ein Thal für einen geschlossenen Handels-Staat.) Auch Korn würde bei Caly (nicht bei Cartago, dort ist es zu heiss) so gut forkommen, als bei Ibague (siehe oben, S. 219), da die Temperatur dieselbe ist. Es is wahrlich zu bedauern, dass die Produkte dieses herrlichen Thals nicht ausgeführt werden können und es mithin dem Erwerbfleiss an Aufmunterung fehlt. Die am wenigsten kostspielige Strasse von Cartago ab, ist die nach dem Hafen Buenventura, 20 Meilen südwestlich am stillen Meere, aber auch durch die entsetzliche Choco-Bergkette (dieselbe, über welche ich nun die Reise antreten musste,) davon geschieden; die Fracht beträgt 8 Piaster für den Centner, und der Weg muss theils auf Maulthieren, theils auf dem Rücken der Peons und theils zu Wasser gemacht werden; nur die edlen Metalle tragen solche Fracht. Doch werden etwas getrocknetes Fleisch und lebendige Schweine auch nach dem dazwischenliegenden Choco versandt, wo man gar kein Vieh hat, weil es gänzlich an Weide gebricht. Der prächtige Cauca-Fluss durchströmt diese ganze Gegend und vereinigt sich, 20 Meilen südlich vom Cartagena, mit dem in das Westindische Meer fliessenden Magdalenenstrom, ist aber unglücklicherweise nur stellenweise schiffbar; seine Schiffbarmachung unmittelbar, oder durch einen Canal an seinem Flussbette, zu bewirken, wäre eine Unternehmung gleich dem Trolhätta-Canal — das grosse Wunderwerk Schwedischer Ausdauer und Beharrlichkeit. — Die oft senkrechten Felsenwände, die an

vielen Stellen sein Bett umschliessen, machen auch die Anlegung einer Strasse, längs seinen Ufern, hier höchst schwierig und kostbar. — Die Häuser der Stadt bilden regelmässige Vierecke und enthalten etwa nur 2000 Einwohner; *) sie hatte früher 4 bis 5000, aber weil sie viermal, von 1815 bis 1823, von royalistisch gesinnten, jetzt bezwungenen Bewohnern des südlich liegenden Pasto-Thals (Pastucianos), eingenommen ward, so hat sich deren Zahl so vermindert. Der Rio viejo, der sehr reines gesundes Wasser gewährt, vereinigt sich unweit der Stadt mit der Cauca. Man lässt alles Wasser aus dem Rio viejo holen, obgleich sich in jedem Hofplatze bei 20 Fuss Tiefe eine Quelle findet und sich also leicht Brunnen graben liessen. Sie hat eine Domkirche und zwei Pfarrkirchen, sämmtlich im guten Stande und mit leidlichen Orgeln, die ein talentvoller Eingeborner aus der Stadt selbst, der im Orgelbauen nie einen Lehrer hatte, verfertigt hat. Es ist hier eine sehr gut eingerichtete Volksschule nach der Lancasterschen Methode. In der Nähe liegt viel wüstes Land, welches man, wie der Ortsrichter mir sagte, gerne Ansiedlern, die dort leicht ihren Unterhalt finden könnten, überlassen würde; doch wegen des schwierigen Absatzes der Produkte hat Niemand hier die Aussicht sein Glück zu machen. Etwa 3 bis 4 Leguas westlich von Cartago erhebt sich, jenseits der Cauca, eine Kette niedriger Hügel (dieselben, von wo aus man mit einem guten Fernrohr die lebendigen Mammuths (m. s. Columbus I, S. 550) hat umherwandeln sehn) aus einer

*) Nach den Angaben des Restrepo und anderer Schriftstellern hatte Cartago am Ende des 18ten Jahrhunderts etwa nur 600 Einwohner. Anmk. d. H.

Ebene und schützt die Stadt Cartago und deren Thal völlig vor den Winden, die von dem schneebedeckten Hochgebirge Choco kommen. Diese kalten Winde blasen längs diesen Hügeln hin, auf eine Hoch-Ebne zu, die etwa 5 Leguas von Cartago liegt, wo es des Nachts bisweilen so kalt ist, dass man zwei bis drei Decken braucht, um sich zu erwärmen. Diese Ebne, die guten Boden und ein fast kaltes Klima hat, würde sich sehr zum Kornbau eignen. — Von den hiesigen Beamten, namentlich auch von meinem wackern Wirth, Don Luis Jordan, einem sehr aufrichtigen, wahrheitliebenden Mann, vernahm ich viele merkwürdige Vorfälle aus der Geschichte des Colombischen Revolutionskrieges; manche Beschreibungen der Gefechte, worin die Patrioten siegten, gränzten wahrlich ans Wunderbare; doch sie wurden mir zu aufrichtig und einmüthig bezeugt, als dass ich daran hätte zweifeln können. Die Befreiung dieses Landes schien vom Himmel selbst verfügt und begünstigt; denn unter den unvortheilhaftesten Verhältnissen, in der dringendsten Noth, wo jeder an Hülfe verzagte, traten unerwartete, unglaubliche Zufälle ein, die den verzweifelnden Republikanern den Sieg schenkten und den Royalisten, die im Ganzen viel kriegserfahrner, geübter, besser bewaffnet und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen waren, Niederlagen bereiteten.“

„Don Luis Jordan fragte: Ob ich den Baron von Humboldt kenne, der auch einmal in seinem Hause eingekehrt war, und ihm that es sehr leid, dass ich ihm keine andere Nachrichten von diesem berühmten Reisenden geben konnte, als dass er sich wohl befand, wie ich Europa verliess. Es fordert die Gerechtigkeit, zu sagen, dass ich allenthalben, wo ich der Spur des

Baron von Humboldt gefolgt bin, höchst freundliche und zärtlich besorgte Nachfragen seinetwegen vernahm und dass alle einstimmig seinem fein-sittlichen Benehmen, seinem einnehmenden Wesen und seinem edlen Betragen eine Lobrede hielten. (*Is is but justice to say that, whereever I have followed the steps of the Baron Humboldt, I have heard the most friendly and anxious enquiries after him and all unite in pronouncing an eulogium on his urbanity of manner, endearing conduct and gentlemanly deportment.*)"

Reise über die Anden-Bergkette Choco, von Cartago nach Novita.

„Am 14. Januar Mittags verliess ich Cartago. Ich hatte mich mit einem Sillero (Stuhlträger) versehn, und wollte nun über die zweite Bergkette, westlich vom Caucaflusse, nach Choco reisen, mich nach den dortigen Bergwerken erkundigen — und den schiffbaren Atrato hinab nach Cartagena gehn, um von dort wieder nach England zurück zu kehren. Nur mit grosser Mühe und unter dem Beistande meines Freundes, Don Luis Jordan, hatte ich unter den brennenden Sonnenstrahlen meine Peons zusammengetrieben. Die Erhitzung zog mir einen hitzigen Fieberanfall zu, der mich eine Stunde von Cartago überfiel; ich musste Halt machen, und blieb unter dem kühlen Schatten eines Baumes liegen, bis es Abend ward. Dann schleppte ich mich unter grossen Leiden bis zu einer kleinen Hütte am östlichen Ufer der Cauca, welchen Fluss wir passiren mussten. Ich fühlte starke Kopfschmerzen mit kaltem Schauern verbunden, und Pein im Rücken und in den Lenden. Ich nahm zwei Mittel, die mir mein Freund Dr. Mayne, ehe ich Bogota

verliess, mitgegeben hatte, hervor; eins war: 6 Gran Brechweinstein (tart. emetic.) mit einer Unze Epson-Salz (Natrum carbonicum?) — welches ich sogleich verschluckte, und damit zu Bette ging. Dann nahm ich Opiata Inglese, eine Mischung von Chinarinde, Zucker und bittere Orangen (also ein Opiat ohne Opium!); ich musste mich wieder selbst zu heilen suchen, da auf 100 Engl. Meilen weit kein Arzt zu finden war. (Also auch in Cartago nicht?) Tags darauf schickte ich nach der 2 Meilen westlich jenseits der Cauca liegenden Stadt Anserma, um mir einen von den beiden Leuten zu holen, die dort für Wundärzte gelten; aber sie liessen mir antworten, sie wären selbst krank. — Mein Fieber wüthete fort, so auch der Rücken- und Gliederschmerz. Nun versuchten zwei Frauen, welche die Hütte bewohnten, ein sympathetisches Mittel, das mich, wie sie behaupteten, unfehlbar vom Fieber befreien würde. Sie rieben und salbten meinen Rücken mit Lichttalg und legten dann Lorbeerblätter darauf. Das Reiben schaffte mir keine Erleichterung, obgleich mein Kerzenvorrath durch die Operation sehr vermindert ward. Tags darauf schickte ich zu dem Alcalden nach Anserma und liess ihn bitten, mir einen Phlebotomisten (einen Aderschneider!) zu verschaffen, den mir der Ortsrichter selbst am Nachmittage herbrachte. Dieser Barbier war wirklich krank und sein langes schmales Gesicht war ganz verschrumpft und erdgelb von der Wirkung des Wechselfiebers; er zitterte und schien kaum Kraft zu haben, die Operation vorzunehmen, doch, nachdem er den Arm so vest gebunden, dass es mir namenlosen Schmerz verursachte, und lange an mir herumgezerrt und gezwickt hatte, gelang es ihm endlich mir einen tüchtigen Hieb in den Arm zu

versetzen, der stark blutete; ich liess, um das Fieber zu zwingen, eine gute Menge Blut fliessen, ohnerachtet der Warnung des Ortsrichters und des Wundarztes. Der Aderlass half augenblicklich; die Augen wurden mir klar und mein Kopfschmerz legte sich. Ich hatte eine ruhige Nacht und mich erquickte nach vier schlaflosen Nächten zum erstenmale wieder ein sanfter Schlummer. Ich befand mich am folgenden Morgen viel besser und liess mich von meinem Stuhlträger durch die Cauca und in das sehr bequeme, angenehm liegende Haus des Ortsrichters von Anserma tragen, welches dieser mir schon Tags zuvor menschenfreundlich zu meiner bessern Verpflegung angeboten hatte. Dort blieb ich bis zum 23. Januar; an diesem Tage verliess ich Anserma, einen kleinen, jetzt schwach bevölkerten, sonst ansehnlichen Ort, der während des Revolutions-Krieges viel gelitten hatte, weil die Einwohner Royalisten waren. Noch sehr schwach erreichte ich auf meinem Sessel la Cabezara, einen einsamen Platz zwischen dem Zusammenfluss zweier Ströme am Fusse eines Berges, den wir überstiegen hatten. Dies ist die Gränze der Bergprovinz Choco. Hier mussten wir Halt machen und unser Gezelte zum Nachtlager aufschlagen, obgleich wir erst zwei Leguas von Anserma entfernt waren, weil der eine Peon noch nicht zu uns gestossen war. Am 24. Januar setzten wir unsere Reise auf einem entsetzlich holprichten Wege fort, während der Regen in Strömen herabgoss. Um 3 Uhr langten wir zu Torrecito, einer freien Waldstelle an, und ich musste mich zwei Stunden lang beregnen lassen, bis meine Rancha fertig war. Ich legte mich dann sogleich zu Bette, weil ich aber rheumatische Schmerzen und Fieberanfälle spürte, so trank ch heisse Chocolade,

die mir sehr heilsam war. Am 25. Januar erreichten wir um 1 Uhr den Maulthier-Zählplatz (contadero) Caraval, wo ich einen Peon vermisste. Mein Diener und der Sillero wurde abgeschickt ihn aufzusuchen; diese kehrten nach anderthalb Stunden mit meinem Koffer zurück, den sie durch Nachspüren der Fusstapfen im Walde gefunden hatten. Der Flüchtling war vorangegangen, hatte sich dann im Walde versteckt und uns vorbeigehen lassen; nun nahm er seinen Mundvorrath ab, liess den Koffer, ohne ihn zu beschädigen, liegen und kehrte nach Hause zurück. Er hatte den grössten Theil seines Lohns empfangen, weil er mir ganz besonders empfohlen war. Solchen Unannehmlichkeiten sind die Reisenden auf diesem Gebirge ausgesetzt, da sie ganz der Barmherzigkeit der Peons anheim gegeben sind. Man hat Beispiele, dass alle Peons einen Reisenden verlassen und denselben mit seiner ganzen Bagage auf dem Gebirge allein gelassen haben. (Es ist aber doch gut, dass sie die Bagage nicht mitnehmen, welches gewiss in manchen cultivirten Ländern der Fall wäre.) Da ein schreckliches Ungewitter drohte und wirklich eintrat, so liess ich hier das Gezelt zum Nachtlager aufschlagen. Am 26. Jan. war durch den Regen der gestrigen Nacht der Weg noch mehr verdorben. Ich hatte, weil der dritte Peon entwichen war, keine andre Wahl, als entweder zu Fuss zu gehn oder meinen Koffer unterwegs stehen zu lassen. Ich wählte das erstere, zog Binsenschuhe (alpergates) an und machte mich auf den Weg. Diese Sandalen, schlecht gemacht, gingen bald an eine Seite (schief ab) und ich suchte daher ein Paar Schnürstiefeln von Häuten hervor; diese waren zu gross, füllten sich mit Wasser und machten das Gehen unend-

lich mühsam. Passen sie gut, so sind sie das bequemste Fusszeug in diesem Lande.*) Zuletzt nahm ich meine Zuflucht zu Englischen Jagdschuhen, aber wegen der Ungleichheit des Bodens, der mit einer Schlammlage zuweilen knietief, zuweilen nur bis an den Knöchel bedeckt, und oft von Baumwurzeln durchzogen war, verwickelten sich darin und bald hatte ich die Knöchel ganz wund gegangen. Ich legte Blätter in die Schuhe, doch diese krochen bald heraus; ich litt Höllenpein, musste aber dennoch fort. Um ein Uhr machten wir in einer tiefen romantischen Schlucht Halt; das Wetter klärte sich auf; zwei Wildbäche bildeten vor uns die prächtigsten Cascaden, und wir waren von Felsengebirgen und Waldung umgeben. Vor der Höhle, worin wir lagerten, schwärmten Myriaden Schmetterlinge; jeder Schritt kostete mehreren das Leben. Nachdem wir uns erfrischt hatten, durchwateten wir beide Bäche; sie sind in der Regenzeit nicht zu passiren, und bilden einen sehr tiefen, breiten Bergstrom. Zwei Stunden wanderten wir aufwärtssteigend fort, und in einem ziemlich tiefen Wildbach; dann und wann blinkte der Strom, der mit diesem Bach in gleicher Richtung fliesst, höchst malerisch mit seinem weissschäumenden, über das Gestein hinrauschenden Wogen durch Fels und Wald; die Sonnenstralen spiegelten hellfunkelnd in seinen Gewässern und

---

*) Am besten ist ohne Zweifel auf blossen Füssen fortzukommen. Aber unsre Erziehung verkrüppelt uns so sehr, dass nur Wenige die Gliedmassen so gebrauchen können, wie sie ihnen Gott gegeben hat. Es ist recht traurig zu lesen, dass der gute Capitain eigentlich nicht gehn konnte. —

A. d. H.

wo er sich zwischen das Grün durchschlängelte, erschienen Regenbogen in seinem vorgespritzten Schaum. In dieser Gegend halten sich viele Tiger auf, die so kühn seyn sollen, dass sie einen Hund anfallen, selbst, wenn ihn eine Peon am Seile führt; ich erblickte keinen; auch ward mein schöner Hund, den ich von Bogota mit mir führte, nicht angegriffen. Ganz erschöpft langte ich an dem zum Nachtlager bestimmten Platze Higeron an und fühlte, dass ich am nächsten Tage unmöglich zu Fusse werde weiter kommen können. Ein Trupp Peons, jung und alt, zog gerade vorüber, die aus Choco zurückkehrten, wohin sie Lebensmittel getragen hatten. Ich sah nun, welche Mittel sie anwenden, um ihre Knaben ans Lasttragen und Bergklettern zu gewöhnen; einige kleine Bübchen von 8 bis 9 Jahren hatten ihre kleinen Tragsessel auf dem Rücken, worin sie etwa eine Arobe (25 Pfund) tragen; so wie sie älter, stärker und gewandter werden, vermehrt man nach Verhältniss die Last. Ich bat einen dieser Männer, den Platz meines entwichenen Peons zu ersetzen; aber alle weigerten sich; weil sie ohne Zweifel glaubten, ich würde sie nicht bezahlen — und sagten, es kämen noch mehrere nach, die vielleicht dazu Willens wären. Doch das war nicht die Wahrheit; ich begegnete am folgenden Tage keinem. — Ich vertheilte nun meine Lebensmittel gleichmässig unter meine Leute, und vermochte den Peon, der sie geladen hatte, zu seinem sehr verminderten Theile auch noch einen Koffer, versteht sich gegen eine Entschädigung, zu tragen, und so hatte ich meinen Stuhlträger wieder. Mir war sehr unwohl und ich freute mich daher, mich niederlegen zu können. — Der 27. Januar war ein sehr schlechter Tag; es regnete stark und anhaltend. Wir

verfolgten den Bach zwei Stunden hindurch, erkletterten einen Berg und gewannen so die alte Spanische Strasse wieder; diese aber ist durch den Gebrauch und den Regen tief ausgewaschen, so dass zu beiden Seiten senkrechte Wände emporragen; über den Weg waren viele Bäume, deren Wurzel sich gelös't hatten, hingesunken und lagen so niedrig, dass mein Stuhlträger sich bücken musste, um unter dieselben durchzukriechen; jedesmal, wenn er sich nicht tief genug bückte, empfing ich von einem Baumast einen heftigen Schlag am Hinterkopf, so dass mein Hut abflog und ich betäubt wurde; dazu kamen die heftigen Gliederschmerzen; kaum konnte ich es auf meinem Stuhle aushalten; dabei goss der Regen in Strömen und durchnässte mich bis auf die Haut. Um 4 Uhr erreichten wir eine offene Stelle, las Cruces, wo wir Halt machten; einige Peons, die vor mir eingetroffen waren, hatten eine kleine Hütte gemacht; ich kroch hinein, fand aber bald, dass alle Peons, da es so stark regnete, sich weigerten, mir mein Zelt zu machen; sie sagten, sie wären krank. Da ich merkte, dass dies ein blosser Vorwand sei, sagte ich ihnen, sie möchten thun, was ihnen beliebte; ich und mein Diener würden Besitz von der von ihnen errichteten Hütte nehmen und wollten sie sich keine bauen, so möchten sie im Regen schlafen. Da ich wohl bewaffnet war und sie mich vest entschlossen sahn, so machten sie zuletzt ein Zelt, doch ich musste dabei helfen, obgleich meine matten Glieder mich kaum aufrecht hielten. Zur Erquickung hatte ich nichts, als Chocolade und Zwieback; Fleisch schmeckte mir nicht, auch wollte es mein Magen nicht ertragen. Es war sehr kalt an dieser Stelle und die Luft höchst rauh und neblig. — Am 28. dauerte der Regen fort und der Weg

war, wo möglich, noch schlechter, als gestern. Oft mussten wir durch enge Schluchten mit 20 Fuss hohen Seitenwänden und so überwachsen, dass sie stockfinster waren. Mein Stuhlträger litt an heftigem Halsweh und ich musste einen andern Peon anschaffen, um den Stuhl zu tragen. Abends erreichten wir el Choro de Pajea, eine kleine bewohnte Hütte, aus einer Art Bambus-Rohr erbaut; der bewohnbare Platz einer solchen Hütte erhebt sich vier bis fünf Fuss über dem Boden; unten hält man Schweine. — Angenehme Gesellschafter, um einen in den Schlaf zu lullen, und weil sie auch Ambrosia-Düfte verbreiten, so werden zwei Sinne zugleich ergötzt. Doch es freute mich, dass ich hier Hühnersuppe und ein frisches Ey vor dem Schlafengehn bekommen konnte. Am 29. rasteten wir in dieser Hütte, weil mir unwohl war und auch die armen Peons der Erholung bedurften. Gegen Nachmittag brach die Sonne durch; sie hatte sich seit dem 23. nicht sehen lassen. Ich liess alle meine Kleider trocknen und kaufte einige Hüner und Eyer ein. Der Eigner der Hütte erzählte uns, dass die Tiger ihm fast all sein Federvieh getödtet und dass sie versucht hätten, in sein Zimmer zu dringen, um seinen Hund, dem sie besonders nachstellten, zu erhaschen, doch der Hund habe den Tiger gewittert und durch sein Bellen ihn geweckt, worauf er durch grosses Geräusch den Tiger verscheucht habe. Er schlief mit seinem Indianischen Blaserohr und vergifteten Pfeilen zur Seite; der Tiger aber sei nicht zurückgekehrt. Er führte noch mehrere Fälle von der Kühnheit der Tiger an, die mir nicht angenehm zu hören waren, da ich auf einem offnen Boden schlief, den ein Tiger leicht durch einen Sprung erreichen konnte. Durch einen starken Schweiss,

worin ich während der Nacht gerieth, hob sich der rheumatische Schmerz; zwei meiner Peons konnten aber nicht weiter fort, weil sie von heftigen Fiebern *) befallen waren. Ich beschloss also, noch einige Stunden, bis zur Ankunft der Post, die bald eintreffen musste, zu warten. Der Eigner der Hütte zeigte mir sein Blaserohr und seine Pfeile. Das Rohr besteht aus zwei Stücken Rinde, mit den innern Seiten zusammengelegt, so dass eine Oeffnung zum Einbringen der Spitze bleibt. Dies etwa 12 Fuss lange Rohr wird mit grünem, in Riemen geschnittenem Bast umbunden und wenn dieser getrocknet ist, mit dem Saft des Caucho-Baums überzogen, um das Eindringen der Luft zu verhindern; dieser Saft erscheint, wenn er getrocknet ist, dunkelbraun. Die Pfeile sind 8 Zoll lang und aus hartem Holze verfertigt; die Spitze ist sehr scharf und einen Zoll lang wie ein Korkzieher geschnitten und zeigt einen feinen, spiralförmigen Faden; diese Schraube wird in dem Gift gerollt, welches man alsdann trocknen lässt. Um den dickern Ende ist feine rohe Baumwolle gewickelt, und zwar so viel, dass der Pfeil genau in das Rohr passt, welches man dann an den Mund bringt und, nachdem man mit den Augen gezielt hat, den Pfeil herausbläst. Ein geübter Schütze trifft und tödtet damit einen Vogel auf dem Wipfel eines hohen Baums.

---

*) Capitain Cochrane äussert, diese Disposition zu Fiebern, die in Colombia, dem Lande der Fieberrinde, so allgemein unter den Eingebornen herrscht, rühren daher, weil der Colombier fast gar keinen Wein oder Branntwein zu sich nimmt. — Wie viel ungesunder aber diese Gegenden im Vergleich mit den Platastaaten sind, darüber vergleiche man Caldcleugh's Nachrichten, Columbus, Julyheft S. 16 — 21; auch Chile ist weit gesunder.

Der Pfeil fliegt 100 Ellen weit und bringt Menschen und Thieren gewiss den Tod; ein Heilmittel dagegen ist bis jetzt noch nicht entdeckt. Der von einem solchen Pfeil getroffene Tiger läuft eine kleine Strecke, zagt und stirbt in vier bis fünf Minuten. Ein Vogel wird damit eben so schnell getödtet, wie mit einer Kugel; der Pfeil und der verwundete Theil des Fleisches werden herausgeschnitten; das übrige ohne Gefahr genossen. Das Gift wird von einem kleinen, an sich unschädlichen Frosch, rana de veneno (Giftfrosch) genannt, genommen, der etwa 3 Zoll lang, auf dem Rücken gelb ist und sehr grosse schwarze Augen hat; er wird in der Gegend nicht selten gefunden. (Hätte der Capitain doch ein Exemplar mitgebracht; denn seine Beschreibung, hier wörtlich mitgetheilt, ist sehr unzureichend.). Diejenigen, die sich Gift verschaffen wollen, fangen die Frösche in den Wäldern, schliessen sie in ein hohles Rohr ein und füttern sie so lange, bis sie Gift bereiten wollen; man schlägt sodann dem Thierchen einen zugespitzten Holzpflock durch den Schlund, so dass er aus einem der Schenkel wieder heraustritt. Diese Marter setzt den Frosch stark in Schweiss, besonders auf dem Rücken, so dass dieser mit weissem Schaum bedeckt wird; dieser Schaum ist ein höchst gefährliches Gift, darin taucht und rollt man die Pfeilspitzen und sie behalten ein Jahr lang ihre zerstörende Kraft. Nach dem weissen Schaum erscheint ein gelbes Oel, welches sorgfältig abgeschabt wird und nach Verhältniss der Güte des Frosches vier bis sechs Monate tödtliche Wirkung behält. Auf diese Weise liefert Ein Frosch hinreichendes Gift für etwa funfzig Pfeile. — Da um drei Uhr die Post noch nicht eingetroffen war, so beschloss ich, zwei von meinen

Ladungen zurückzulassen und nach la Puente zu gehn, um dort zu übernachten. Unterwegs begegnete mir die Post, der ich einen Brief für Don Luis Jordan in Cartago mitgab. Bei der Post befanden sich zehn Peone, von welchen ich zwei miethete, um mir meine Ladungen nachzubringen. Um fünf Uhr erreichte ich la Puente, eine kleine Hütte an einer verfallnen, gefährlichen Brücke von Bambusrohr. Sie führt über einen reissenden Strom, womit sich hier ein Giessbach vereinigt; sie bilden einen ziemlich breiten, aber nicht schiffbaren Fluss, der seinen Lauf bis nach las Juntas fortsetzt, dort einen andern Bergstrom aufnimmt, schiffbar wird, und den Namen Tamina empfängt. Die Bewohner der Brückenhütte waren gerade beschäftigt, Bambusrohr zu einem neuen Hause zuzubereiten, da eins der alten eingestürzt war. Solch ein Haus daurt nur fünf Jahre und stürzt dann ein, weil der in dem Grunde befindliche Theil verfault ist. — Ich rieth ihnen bei dem Bau dieses neuen Hauses, die untern Enden der Rohre, die in den Grund gesteckt werden, zu verkohlen (to char), welches sie zu thun versprachen; und dann wird solches Haus gewiss zwanzig Jahre stehen. Ich schlief schlecht; das Wetter war sehr warm. Am 31. Januar befand sich mein Diener unwohl; die Peons klagten und wollten nicht weiter fort, auch der Stuhlträger, dessen Halsweh wieder eingetreten war. Ich musste also zu Fusse gehn; den Peons aber erklärte ich, wenn sie nicht weiter gingen, so würde ich ihnen keinen Heller mehr über das, was sie schon empfangen hätten, bezahlen. Nach vielem Streiten entschlossen sie sich endlich zur Weiterreise. Unterwegs fehlte uns Wasser; mein Stuhlträger, der im Walde gut bewandert war, machte einen Einschnitt in

die Rinde eines Guadua-Baums, woraus das reinste, köstlichste Wasser floss. Jedes Glied dieses Baums enthält etwa 2 Stübchen (2 Gallons) Wasser. So erreichten wir den Lagerplatz el Choro Grande bei Sonnenuntergang und ich schlief mit den Peons unter einem Zelt, weil sie zu ermattet waren, um mir eine Hütte zu machen. Es regnete die ganze Nacht in Strömen. Am 1. Februar führte uns der Weg längs dem Rande einer Bergreihe hin. Mein Sillero war so weit hergestellt, dass er mich tragen konnte; etwa um Mittag wandte er sich plötzlich um und stieg den fast senkrechten Abhang rückwärts hinunter. Meine Blicke waren auf den gewiss zweitausend Fuss tiefen Abgrund gerichtet, der 60 Fuss tiefer, als der Ort, wo er hinabzusteigen anfing, einen einzigen Ruhepunkt von etwa 12 Fuss im Geviert darbot. Mein Sillero hielt sich beim Hinabsteigen an den Wurzeln und Aesten des Gebüsches, oft nur mit einer Hand; mit der andern kratzte er sich mittels eines Steckens von hartem Holze (alle Peons sind mit einem versehn) einen Fusstapfen für den nächsten Schritt. Ich schauderte und rief ihm zu, mich so bald als möglich niederzusetzen; doch er bat mich, nur ganz stille sitzen zu bleiben, und so erreichten wir die kleine Felsenplatte ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Der Pfad ging längs dem untern Theile der Bergkette weiter, anfangs fast vierzehn Fuss breit, dann verengerte er sich auf zwei Fuss, ohne wieder breiter zu werden; die Bergwand zu unserer Rechten stieg fast senkrecht empor und war dicht mit Bäumen bewachsen. Wo sich die Waldung öffnete, bot sich ein malerischer Ueberblick auf die tiefen Thäler unter uns und die sich emporthürmenden Berge, die uns umgaben, dar; der oben erwähnte wild-

rauschende Bergstrom schäumte in gleicher Richtung mit unserm Wege an der Bergkette hin und erhöhte die Pracht des wunderschönen Gebirgegemäldes. An sumpfigen Stellen des Waldes sah ich einige Gift-Frösche. Um drei Uhr erreichten wir, dem kleinen Orte las Juntas gegenüber, die Stromfähre, wo wir im Fähr-Canoe übergezogen wurden. (Dieser Ort, las Juntas, liegt in gerader Linie 5 Deutsche Meilen von Cartago und diese Reise kostete unserm Reisenden 15 volle Tage!!!—) Der Alcalde, ein Mulatte, empfing mich sehr zuvorkommend, bewirthete mich und gab mir ein Nachtlager, welches aber durch das Grunzen einer Menge Schweine nicht angenehm gemacht ward.“

„Las Juntas besteht aus einer Kirche und 12 bis 20 kleinen Häusern auf die oben beschriebene Art von Rohr auf einer Anhöhe erbaut und hinter denselben ist etwas Land von der Waldung befreit, wo Hornvieh gehalten wird, die Ueberbleibsel einer weit grössern Heerde, die der Revolutionskrieg fast ganz vernichtete. Desto häufiger sind Schweine, das Pfund Schweinefleisch kostet — 9 Pence (5 gute Groschen), ist also gar nicht wohlfeil, aber sehr geil und schwer zu verdauen. Der Ort schickt Schweine, Plantanen und Mais nach Novita und holen von dort — baumwollne und wollne Waaren, die — aus England kommen. Es giebt auch einige Goldwäschen in der Nähe, sie bedeuten aber nicht viel. Der Ort, der etwa 70 Einwohner zählt, war gerade durch einen sehr dreisten Tiger in grosse Besorgniss gesetzt; dieser war eingedrungen und hatte Schweine geholt; einige Leute hielten noch Wache, um ihn zu tödten. Am 3. schiffte ich mich auf dem bereits erwähnten, sehr rasch strömenden Tamina-Fluss in ein Canoe ein und fuhr

denselben über einige gefährliche Untiefen und Stromschnellen westwärts hinab. Seine Ufer sind mit der schönsten üppigsten Urwaldung bedeckt. In anderthalb Stunden erreichte ich la Cabezera, wo ich mich ausschiffen musste, weil der Strom hier nur mit Flössen zu befahren ist. In den 4 Canoes, die ich für mich und mein Gepäck nöthig hatte, bezahlte ich 13 Pence (etwa 8 gGr.) für die Person und den Koffer. Von la Cabezera brachten die Peons aus Cartago, die ich noch immer bei mir hatte, mein Gepäck nach einer Hütte, die Guaybal heisst. Wir hielten uns nahe an dem Fluss, sahen dessen Stromschnellen und Wasserfälle, und ich begreife nicht, wie ein Floss darüber unzerschmettert hinweg kommt. Dieses Guaybal ist ein Hauptpunkt für die Schiffahrt auf dem Tamina und von dort kamen auch die Canoes, die mich von las Juntas abholten. Ich entliess nun meine Peone, zahlte jedem einen Piaster für die letzten 2 Leguas (von la Cabezara nach Guaybal) ausser ihrem vestgesetzten Lohn, der 2 Piaster für jede 25 Pfund betrug. (Dafür müssen die armen Menschen sich selbst beköstigen, auch auf dem Rückwege der so viele Tage währt, — in einer Gegend, wo Lebenemittel nicht wohlfeil sind.) Meinen Sillero, einen wackern, rechtlichen Mann, behielt ich bei mir. In zwei Stunden erreichten wir, in zwei grossen Canoes, die sich aber auf den Stromschnellen fast ganz mit Wasser füllten, das Zollhaus (bodega) von Novita.*)

---

*) Unterhalb Novita geht die Tamina in den S. Juan-Fluss, der 16 Deutsche Meilen südwestlich strömend, nördlich von dem wichtigen Hafen Buenventura ins stille Meer mündet. Ueber die Verbindung des San Juan und des Atrato, der ins Westindische Meer geht, nächstens nach

In der Nähe sind Goldwäschen, die aber nicht viel bedeuten sollen. Der untere Raum des aus Rohr gebauten Zollhauses dient als Schweinestall. Auf einem abscheulich schmutzigen Wege erreicht man in 20 Minuten den elenden Ort Novita, der auf zwei kleine Anhöhen liegt, wo ich bei der Frau Pepeta Mosquera, Gemahlin des Don Raphael Mosquera, Repräsentanten für die Provinz Choco, deren Hauptort Novita ist, im Hause ihres Oheims Francisco Mosquera, die gastfreieste Aufnahme fand, die mir für den Zweck meiner Reise, die Bauwürdigkeit der Goldbergwerke zu erforschen, sehr nützlich ward. Ihr Vater, Senhor Hurtado, ist Postmeister und ihr Bruder Joakim, ein Bürschchen von 16 Jahr, war Tobaksadministrator.“ (Man sieht aus dieser Familie, dass auch im Freistaate Colombia der Nepotismus herrscht!)

Schauplatz der Fehde des Kaiserreichs Brasilien mit den Freistaaten von Süd-Amerika.

☞ (Man nehme gefälligst eine gute Charte von Süd-Amerika zur Hand!)

Der Aufstand der Bewohner der Banda oriental, des Landes nördlich von dem nach Buenos Ayres hinführenden Rio de la Plata, welchem als Brasilische Bundes-Provinz deshalb der Name Cisplatina, das heisst, des Landes diesseits des Plata, beigelegt ward,

---

Cochrane, der leider die merkwürdigsten Stellen nicht besuchte, und nach andern Quellen, ein Mehreres.
Dr. R.

hat das Kaiserreich Brasilien an dessen Südgränze in eine nachtheilige Fehde verwickelt. Diese Fehde bringt den monarchischen Staat, welcher in der Behauptung einer Europäischen Regierungsform sein Heil sucht, dess ungeachtet aber so wenig von dem Mutterlande Portugal, als von irgend einer Europäischen Macht, sogar auch nicht von Grossbrittanien, förmlich als souverain und selbstständig anerkannt ist, in eine unangenehme Collision mit den Süd-Amerikanischen Freistaaten, nemlich mit den jetzt völlig constituirten Platastaaten, *) die nebst dem gänzlich unabhängigen, kräftig aufblühenden Staat Paraguay, Brasiliens Westgränze stösst. Ausgemacht und anerkannt ist es, dass die Süd-Amerikanischen Freistaaten Colombia, Peru, Chile, die Platastaaten und selbst Paraguay unmöglich einen monarchischen Staat von ungeheurer Ausdehnung (nach Hassell 135,624 geogr. Geviertmeilen) so recht in ihrer Mitte gleichgültig

*) Diese Platastaaten sind: a) Südlich vom Rio de la Plata und westlich vom Parana: 1) Buenos Ayres, der östlichste am südlichen Ufer des Rio de la Plata. 2) Santa Fe, nordwestlich von Buenos Ayres am Parana. 3) Cordoba, westlich von Santa Fe. 4) San Luis de la Punta, südwestlich von Cordoba. 5) Mendoza (Cujo), m. s. Colombus Augustheft, S. 150 und folgende. 6) S. Juan de la Frontera, nördlich von Mendoza, beide hart an Chile's Gränze. 7) Santiago del Estero, nördlich vom Cordoba. 8) S. Miguel de Tucuman, nördlich von Santiago del Estero. 9) Salta, nördlich von Tucuman, an der Süd-Gränze von Oberperu; sämmtlich mit Hauptstädten gleiches Namens. b) Nördlich vom Rio de la Plata: am Uruguay und an Brasiliens Westgränze. 10) Entre Rios, Hauptort la Concepcion. 11) Corrientes, Hauptort gleichen Namens, südlich von Paraguay. (S. Mathisons Narrative, S. 330.) A. d. H.

können aufwachsen sehen. Im Fall dem kriegslustigen, muthigen Beherrscher desselben, dem Kaiser Pedro I., endlich einmal kräftige Unterstützung von Europa's verbündeten Continental-Mächten (mit dem mächtigsten Kaiser Europa's verknüpfen ihn Bande der Blutsfreundschaft) zu Theil würde, so könnte (der Schluss dieses Aufsatzes wird den Beweis liefern) solche Operation, der Freiheit jener Republiken weit gefährlicher werden, als alle frühere Anstrengungen der Spanier in Colombia und Peru. Von Bolivar's Riesengeist, dem Alle vest vertrauen, gelenkt, werden sie alles aufbieten, den jungen goldrothen Löwen zu zähmen, ehe ihm die Krallen noch ausgewachsen sind. Durch den Einbruch der Brasilier in Ober-Peru von der westlichsten Gränz-Provinz Mattogrosso aus, im April dieses Jahres, sind die Peruaner und Colombier aufgereizt, und so kann sich in Gegenden, die nur die Unkunde sich als leere Wildnisse denkt, und wovon unsere gewöhnlichen Erdbeschreibungen wenig oder gar nichts wissen, eine höchst merkwürdige Fehde entspinnen.

Bereits am 11ten Juny d. J. langte eine Verstärkung von 1500—2000 Mann Brasilischer Truppen, die am 25sten Mai Rio de Janeiro verlassen hatten, unter dem General-Major, Francisco de Paulo Mages'i, in der Hafenfestung Montevideo an, und der Brasilische Admiral Rodrigo Lobo, der die Transportschiffe mit fünf Fregatten begleitete, begab sich sogleich nach dem, 30 Deutsche Meilen südwestlich von Montevideo am südlichen Ufer des Rio de la Plata liegenden Buenos Ayres und zeigte dem dort versammelten General-Congress der vereinigten Plata-Staaten an, dass, wenn Buenos Ayres fortfahren sollte, die

Patrioten oder die von ihm sogenannten Rebellen mit Waffen etc. etc. zu unterstützen, dieses sofort und zuvörderst die Blokade des Rio de la Plata zur Folge haben würde. Dieser Admiral führte überhaupt, wie es im Argus heisst, eine so gebietende Sprache im Namen seines Herrn, als wenn dieser ein Weltgebieter, oder etwa so mächtig wie der Kaiser von Russland wäre. Gerade um dieselbe Zeit traf in Buenos Ayres die Nachricht ein, dass die Brasilier in Oberperu eingebrochen wären. Schon am 11. May hatte der General-Congress beschlossen, an dem Gränzflusse Uruguay, der von Norden nach Süden in den Rio de la Plata fliessend, den Platastaat Entre Rios von der in Aufstand begriffenen Banda oriental scheidet, schleunigst ein 5000 Mann starkes Observationscorps von gedienten Truppen aufzustellen, und jener Gränzstaat hatte sich bereitswillig erklärt, die Bevestigung der Linie des Uruguay auf eigene Kosten zu übernehman. Die Provinz Cisplatina oder Banda oriental liegt zwischen dem so eben erwähnten Uruguay und dem Atlantischen Meere, auf einer 50 d. Meilen langen Küstenstrecke des Rio de la Plata; sie stösst im Norden an die Brasilische Provinz Rio grande do Sul, von derselben aber durch höchst unwegsame Gebirge geschieden. Ihr Flächenraum beträgt 10564 □M., (also nur 2000 □M. kleiner, als die sämmtlichen Oesterreichischen Lande,) und im Jahre 1822 zählte sie 175000 Einwohner, grösstentheils Spanischer Abkunft, und Indianer. Diese sind jetzt unter Anführung des mit 600 Mann aus Montevideo entwichenen Brigadiers, Fructuoso Ribeira *) (m. s. Colombus Julyheft, S. 82),

*) Derselbe hat, wie die Gaceta Mercantil, ein Buenos Blatt, vom 9ten Mai meldet, die Brasilischen Officiere,

und den Guerilla-Chefs Lavaleja, Bonifacio Calderon und Mercedes, sämmtlich Eingeborne oder Spanier, deren Namen in den früheren Revolutions-Kriegen bekannt geworden sind, in Aufstand gegen die Kaiserherrschaft begriffen. Bonifacio Calderon hält die Hauptstadt Montevideo (m. s. Colombus Julyheft, S. 8) enge eingeschlossen. Dort commandirt der Kaiserl. Brasilische Gubernador das Armas, General-Lieutenant Visconde de Laguna (Lecor), der bereits aufsässige Truppen (Conscribirte aus Pernambuco) hat entwaffnen lassen müssen. Die Insurgenten haben das 20 Meilen östlich von Montevideo liegende Maldonado (2000 Einwohner), dessen Hafen einer der besten des Rio de la Plata ist, besetzt, und auch die 22 Meilen westlich von Montevideo liegende Stadt Colonia del Sacramento (1600 E.) berennt. Blos Montevideo und Sacramento sind also noch im Besitz der Brasilischen Truppen. Das ganze nördlich von der Küste liegende Land, woraus jene Seestädte mit Lebensmitteln versehen werden, war im Juny dieses Jahrs in den Händen der gegen ihre Brasilischen Unterdrücker aufs Höchste erbitterten Patrioten. Die nach Montevideo abgeschickte Verstärkung, welcher in der Mitte des Juny eine zweite Division nebst Waffen und Munition aus Rio de Janeiro gefolgt ist, besteht, wie sich der Constitutionel vom 20sten August äussert, — *de mauvaises troupes, dont la moitié se compose d'Allemands, venus pour peupler le Brésil.* Die Einwohner der Banda oriental, die dortigen Guauchos etc., haben hingegen bereits als

---

Ferrado und Barbosa, beide Obristen, den Major Freire etc., den Insurgenten als Kriegsgefangene mitgebracht.

Krieger eine gute Schule gemacht, stehn nicht unter knechtischer Disciplin, und schlagen sich für den eigenen Heerd. Ergeben sich diese Rebellen, so droht ihnen das Schicksal des unglücklichen Rogers. (M. s. dieses Heft. S. 206.) Dabei sind sie aufs trefflichste mit Lebensmitteln versehn, welche den Truppen in Montevideo auf Schiffen aus Rio de Janeiro zugeführt werden müssen; denn da der Aufstand in der Banda oriental unerwartet ausbrach, so wird das bedauernswürdige Montevideo, dessen Handel nun gänzlich zerstört ist, schwerlich stark verproviantirt seyn. Es fehlt in dieser Vestung natürlich sehr an Reiterei; die Guerillas der Patrioten bestehn hingegen vornämlich aus dieser Waffengattung, die in der Gegend von Montevideo vortrefflich zu gebrauchen ist. An Aufmunterung zu Desertion werden es die Patrioten auch nicht fehlen lassen, und Söldlingen ist es in der Art, dass sie gerne desertiren. Die Brasilier können Hülfstruppen nur aus Rio de Janeiro herziehn; der Kaiser aber, der in der Hauptstadt und in allen Gegenden Truppen halten muss, um den Ausbruch republikanischer Revolutionen zu verhüten, kann unmöglich mehr als 4000 Mann nach Montevideo senden; er hat überhaupt nur 12—14000 Mann regulaire Truppen. Indess herrschte im July Monat in Pernambuco und Bahia vollkommene Ruhe. Lässt der Kaiser den Rio de la Plata wirklich blokiren, welches sehr möglich ist, da Buenos Ayres keine Kriegsschiffe besitzt, so werden ungesäumt Truppen aus Entre Rios über den allerdings meilenbreiten Uruguay gehn; dieses war im Revolutionskriege oft der Fall, selbst die Reiterei ward auf Flossen übergebracht, oder schwimmt, weiter nördlich, wo der Strom durch viele Inseln getheilt ist, hindurch, welches im July um so

leichter von Statten geht, da die periodische Ueberschwemmung dieser Ströme bereits im Juny aufhört.

Dieser Platastaat Entre Rios, durch eine Constitution vom 1. December 1821 als selbstständig promulgirt, hiess zur Zeit der Spanischen Herrschaft im Gegensatz gegen die Banda oriental, Banda occidental; er enthält 4500 □Meilen, ist also so gross wie die Halbinsel Italien, und zählt 85000 Einwohner; im Norden stösst er an den Platastaat Corrientes, der nordöstlich an dem südwestlich aus Brasilien herfliessenden Uruguay mit bergigen Gegenden die Westgränze der Brasilischen Provinz San Paulo berührt. Dieser Staat hat auf 2425 □Meilen 120000 sehr streitbare Einwohner, meistens Indianischer Abkunft, denen vielleicht eine Diversion durch die sehr freiheitliebenden Paulisten möglich gemacht wird. In den häufigen Kriegen, die im 17. und 18. Jahrhundert zwischen Spanien und Portugal geführt wurden, litt diese Gegend oft durch gegenseitige Raub- und Streifzüge. Die Gränze des Staats Corrientes liegt 100 Deutsche Meilen südwestlich von San Paulo, der bedeutendsten Stadt im Innern von Brasilien, mit 32000 Einwohnern, wo sich zuerst im Jahre 1822 der lebhafteste Wunsch nach Unabhängigkeit äusserte, der Geburtsort der Andrade, wo mehr Geistesbildung vorwaltet, als sonst irgend wo in Brasilien. San Paulo ist zugleich der einzige Ort, der mit der westlichen Provinz Brasiliens, Mattogrosso nebst Cuiaba, so wie mit dem Platastaat Corrientes und mit Paraguay durch Maulthier-Caravanen in sehr bedeutende Handelsverbindung steht. —

Paraguay, nördlich von Corrientes, ist das nun folgende Gränzland gegen Brasilien's Westgränze. Hier bildet im Osten der breite Paranastrom die Scheidung, im Norden gegen Matto grosso aber das Gebirge

Amambey; überhaupt ist Paraguay vornämlich im Westen an dem Paraguayflusse angebaut, und Assuncion, die Hauptstadt, die Residenz des Direktors, Dr. Francia, liegt 140 Meilen südwestlich von San Paulo. In weit näherer Berührung aber steht Paraguay mit der nördlich von diesem Staate liegenden Brasilischen Provinz Cuiaba; diese ist gleichfalls im Westen an dem von Norden herfliessenden Paraguay angebaut, und auf diesem Flusse wird, besonders in der Regenzeit, Stromschiffahrt getrieben. Die Hauptstadt (Cuidade de Cuiaba) am Cuiaba, einem Nebenfluss des Paraguay, liegt 132 Deutsche Meilen nördlich von Asuncion, bezieht aber viele Europäische Bedürfnisse, die mit Goldstaub und Diamanten bezahlt werden, von dort her. Der Staat Paraguay enthält 6840 □Meilen und 900000 Einwohner. Der Diktator hält, ausser 30000 Mann vortrefflich bewaffnete Milizen, 4 Legionen Freiwillige, jede zu 2000 Mann, die nach Beresford's Reglement für die Portugisischen Truppen organisirt sind; er hat alle Mönchsorden aufgehoben und die bedeutenden Kirchen-Einnahmen dem Staate, der die Pfarrer besoldet, zugewendet. Sollte er sich, wie manche Nachrichten vermuthen lassen, gegen Brasilien erklären, so könnte er mit seinen Schaaren höchst nachdrücklich zur Unterstützung der constitutionellen Parthei in Cuiaba etc. mitwirken. Er steht an der ganzen Gränze wegen seiner Gerechtigkeitsliebe — und seines einfach kräftigen Strebens, welches auf unmittelbare Volksbeglückung abzielt, in grosser Achtung.

Nördlich von Paraguay und nordwestlich von Cuiaba, liegt die Brasilische Provinz Matto grosso, d. h. Urwald, mit Cuiaba 30696 □Meilen, also fast so gross als das Europäische Russland — aber nur mit

86000 Einwohnern. Die Hauptstadt Villa bella 16° 10′ S. Br., 317° 40′ L. mit 24000 Einwohnern liegt an der äussersten Westgränze Brasiliens, die hier eine Strecke weit von Osten nach Westen läuft, zwischen Gewässern, die östlich hin dem Paraguay und westlich hin dem Guapore, einem Arm des Madera, der, selbst ein Riesenstrom, sich südwestlich mit dem Riesenstrome Maranon und so mit dem Atlantischen Meere vereinigt, zuströmen. Der Jauru, der Arm des Paraguay, bildet die Gränze gegen das zu Ober-Peru (Peru alta *) gehörende Missionsgebiet der Chiquitos-Indianer, vormals Spanisch. Diese Gränze ward 1754 mit einer Marmor-Pyramide geziert, die man aus Buenos Ayres, wohin sie aus Lissabon gebracht war, hierher geschafft. Für so wichtig ward damals schon diese Gränze von Kronen Portugal und Spanien geachtet. Der Zusammenfluss des Jauru mit dem Paraguay, in dessen Nähe sehr reiche Salinen und ein Zollhaus (registro) sind, deckt die Strasse zwischen Villa bella und Cuiaba und vertheidigt die freie Schiffahrt auf jenen Flüssen. (Siehe Alcedo's Wörterbuch, 3. Band, Art. Paraguay.) Villa bella aber liegt 440 Meilen nördlich von Asuncion und 290 Meilen nord-nordwestlich von Buenos Ayres, mit welcher Seehandelsstadt über Asuncion eine Handelsverbindung angeknüpft ist; sie ist der Sitz eines Gubernador das armas (im Sept. 1824, Obrist Antonio Navarro de Abreu,); an der Gränze sind mehrere Forts gegen die Ueber-

*) Oberperu, im Innern von Südamerika 12° — 23° S. Br., 57° — 73° Wst. L. von Greenwich, besteht aus den Provinzen Moxos, Santa Cruz de la Sierra oder Puno, la Paz, Cochamba, la Plata oder Charcas, Potosi, Tarija und Jujui.

fälle der Indianer errichtet, unter andern S. Francisco Xavier mit 15 Kanonen und 200 Mann Besatzung. (S. Luis Dalincourt's Bericht vom 9. Sept 1824.) Mit Milizen von Mattogrosso ist der Obrist de Abreu im Anfange Arprils dieses Jahrs südwestlich ins Land der Chiquitos gedrungen.*) Diese Chiquitos-, oder Chiriguanos-Indianer, sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts vom Portugiesischen Gebiete ausgewandert, grösstentheils zum Christenthume bekehrt, gewandt, reinlich, sittlich, bildungsfähig und tapfer, gross, wohlgebaut und stark. Sie bestehn aus 48 Stämme, die verschiedene Mundarten reden; ausser den, allen südamerikanischen Sprachen eignen Gaumenlauten, hat diese Sprache mehrere ganz eigenthümliche Nasenlaute. In Honig, Wachs (von stachellosen Bienen gesammelt) und in Baumwolle zahlen diese Indianer ihre Abgaben an die Missionäre, die sie bis auf die neueste Zeit in väterlicher Aufsicht hatten. Sie wohnen unter dem 16—20° S. Br. auf einer ziemlich milden, paradiesischen Hochebne. Von den Republikanern wurden diese tapfern Indianer, die grösstentheile zu Pferde dienen, im Anfange dieses Jahrs aufgeboten, die Trümmer der Spanischen Truppen unter Olaneta vernichten zu helfen. Sie rückten südwestlich vor, und sie waren es, die jenen Spanischen General, der am 2. April an seinen Wunden starb, bei Tumusla völlig besiegten (s. Columbus, Julyheft, S. 88.) Wäh-

*) Es ist in manchen Erdbeschreibungen von einem Chiquitos-Gebirge die Rede, und man hat darnach auf natürliche Weise Brasilien das Chiquitos-Land benannt. Selbige Gegend hat aber nur eine Gesammt-Erhebung, dem Wolchonsky Lis in Russland vergleichbar, von wo grosse Ströme herfliessen, ohne dass man eigentlich Berge schaut!
Anm. d. Vf.

rend nun die streitbare Mannschaft aus den Missionsörtern im Chiquitoslande ausgezogen waren, benutzten die Brasilier den wehrlosen Zustand derselben, um S. Ygnacio, 20 Meilen südwestlich von Villa bella, zu überfallen. Von S. Ygnacio führt eine ziemlich bequeme Strasse durch la Concepcion und S. Xavier an den grossen Chiquitos- oder S. Miguel-Fluss, auch ein Arm des Madera, dann bei Puerto de Paylos über einen Plata-Fluss, (der gleichfalls dem Madera zufliesst, und nicht mit dem Mündungsgewässer, Rio de la Plata, zu verwechseln ist,) und erreicht jenseits dieses Flusses Santa Cruz de la Sierra, welches südwestlich von Villa bella liegt. Im Anfange Mai standen die Brasilier 40 Leguas von S. Cruz de la Sierra, also etwa bei S. Xavier. In dem Kriege zwischen Portugal und Spanien, in den Jahren 1762 und 1766, machten die Portugiesen gerade auf diesem Wege einen Einfall in dies damals Spanische Gebiet; und um dasselbe desto nachdrücklicher vertheidigen zu konnen, versahn die Spanier die Chiquitos-Indianer mit Feuergewehr; dennoch führten die Feinde viele Gefangene fort, und zwangen dieselben, unter dem Namen Certanistas, in die Bergwerke von Mattogrosso zu arbeiten. Seit der Zeit sind die Chiquitos treffliche Schützen und abgesagte Feinde der Brasilier geblieben. Santa Cruz de la Sierra ist eigentlich der Name der zu Oberperu gehörenden Provinz, die auch Puño heisst, wovon das Chiquitos-Land den östlichen Theil ausmacht. Die mit diesem Namen benannte Stadt ward bereits 1557 verlassen. Der Hauptort dieser Provinz heisst S. Lorenzo de la Frontera, 314° 36′ L., 18° S. Br. mit 6000 Einwohnern, ist 1594 gestiftet, Sitz eines Bischofs, in einer reizenden, 20 Stunden langen Ebene, an allen

Seiten mit Landgütern umgeben. — Erst im Februar 1825 erklärte sie sich unabhängig von Spanien; so lange scheint hier eine royalistische Parthei des Olaneta die Oberhand geführt zu haben. Dieser Hauptort der östlichsten Provinz von Oberperu liegt nur 26 Meilen westlich vom stillen Meere und 70 Meilen ost-südöstlich von la Paz, (Nuestra Señora de) der sehr reichen, schön gebaueten Hauptstadt von Oberperu 16° 30′ S. Br. mit 16700 Einwohnern und prächtigen Kirchen, der Mittelpunkt der Operationen des la Serna und Olaneta, wo bereits im Jahre 1809 ein Aufstand gegen die Spanische Regierung ausbrach, die aber erst am 22. Februar dieses Jahrs gänzlich befreit ward. Diese grosse Stadt, in einer höchst fruchtbaren, ziemlich gesunden Gegend, östlich von Desaguadero, kann nun der Colombisch-Peruanischen Armee, unter General Sucre, welche über 10000 Mann stark ist, für ihre Operationen gegen Brasilien eben so nützlich werden, als sie den Spanischen Royalisten mehr als einmal für ihre Expeditionen gegen Niederperu (Lima etc.) geworden ist. Nur ist ein Kriegszug von dort nach Osten bei weitem nicht so schwierig, als nach Westen, weil in der letzten Richtung die hohe vulkanische Andenkette liegt. Auf dem Wege von la Paz über S. Lorenzo nach Villa bella in Brasilien giebt es nur niedrige Gebirge, die mit Reuterei und Geschütz zu übersteigen sind, auch die Flüsse sind in der trocknen Jahrszeit nicht schwierig zu passiren. Die Entfernung von la Paz, welches 132 Meilen südöstlich von Peru's Hauptstadt, Lima, liegt, nach Villa bella beträgt, in gerader Linie, nicht mehr als 120 Meilen, und diese können Truppen, wie sie Sucre befehligt, vielleicht in drei Wochen zurücklegen. Das Land bietet allenthalben Wasser, Horn-

vieh, Weide, köstliche Früchte und Lebensmittel in Ueberfluss dar. Es ist also möglich, dass die Armee des Generals Sucre, der, wie Wellington, immer, wenn er müssig scheint, am thätigsten ist, plötzlich vor Villa bella rückt, und Brasiliens äusserste Westgränze zu revolutioniren sucht. Auf jedem Fall war es höchst unvorsichtig, von Villa bella aus eine Aggression zu machen, die nun die Colombier und Peruaner zu Repressalien ermächtigt. Einem Gerüchte zufolge, sollen Spanische Flüchtlinge vom Corps des Olaneta die Brasilier zu diesem Angriffe gereizt haben.

Die übrigen Platastaaten, nördlich von Buenos Ayres: Santa Fe, Santiago del Estero, Tucuman und Salta sind durch Paraguay vor Brasilien gedeckt. Ueberhaupt stossen diese Plataländer im Westen nicht unmittelbar an Brasilien, welches dort Oberperu, nämlich das Chiquitosland, oder die Provinz S. Cruz de la Sierra berührt

Aus den hier, nach den zuverlässigen Quellen mitgetheilte Angaben, die durch einen Blick auf eine gute Charte von Südamerika deutlicher werden, erhellt wenigstens so viel, dass ein Angriff der Südamerikanischen Frei-Staaten auf Brasiliens Innern, keinesweges zu den Unmöglichkeiten zu rechnen sei und so auch *vice versa.*

Hätte es den verbündeten Mächten, namentlich dem Oesterreichischen Hofe gefallen, im Jahre 1822 bald, gleich nach der Ankunft des Königs von Portugal in Lissabon — dringenden Bitten Gehör zu geben — wäre Don Pedro I. als Kaiser anerkannt, ehe Grossbrittanien die Süd-Amerikanischen Freistaaten anerkannte, hätte man Europäischer Seits dem Eidam Sr. Majestät des Kaisers Franz I. 50—60000 Mann gute

Truppen, besonders leichte Infanterie, zu Hülfe geschickt, so hätten diese in Rio de Janeiro, ohne vieles Aufsehen zu erregen, landen und sich zu einer grossen Expedition, die vielleicht den glorreichen Erfolg der Kriegszüge eines Cortes oder Pizarro erlangt hätte, vorbereiten können. Von guten Wegweisern geleitet, wären diese Truppen ohne alle andern Hindernisse, als die, welche die Natur darbietet, bis Villa bella gelangt. In drei Monaten ist der Weg über San Paulo und Cuiaba dahin zurückgelegt. Ihre Gegenwart hätte alle revolutionaire Umtriebe in Brasilien im Zaum gehalten. Von Villa bella aus hätten sie sich in wenigen Wochen mit dem damals noch 10000 Mann starken Spanischen Corps unter la Serna und Canterac in Oberperu vereinigt. So wären, mit Lebensmitteln wohl versehn, 50—60000 Mann Kerntruppen in Niederperu eingedrungen, wo im Jahre 1824 Lima noch Spanisch war. Bolivar hätte für Colombien einen weit schwereren Kampf wie jemals zu bestehn gehabt; vielleicht hätte das Panier des monarchischen Systems in Amerika gesiegt; Colombien, Mexico, wären der Krone Spaniens unter menschenfreundlichen Bedingungen unterworfen worden — man hätte dort Spanische Prinzen einsetzen könen etc. etc. So hätte damals von Brasilien aus ganz Süd-Amerika dem monarchischen Systeme und den Europäischen Mutterländern wieder erobert werden können, ja, es ist so unwahrscheinlich nicht, dass man Mittel gefunden hätte, selbst ausNordamerika, welches bei dem Anblick Europäischer Kriegshelden an der Küste von Terra ferma gewiss gezittert und gezagt hätte, die republikanische Regierungsform zu verbannen, oder doch wenigstens zweckdienlich zu beschränken. Welche Aussichten für die

Offiziere, die diese grosse Expedition mitgemacht hätten, sich wie die Barone des Mittelalters und die Begleiter des Cortes, Land, Leute und Schätze zu erwerben! Europa wäre durch diesen Siegszug wieder der erste, der mächtigste Welttheil geworden; es hätte Amerika dem rechtmässigen Beherrscher, Ferdinand VII. auf Neue unterworfen und der Vielen so verhasste Name Republik wäre wieder aus Südamerika verschwunden. Adelsrechte, Leibeigenschaft, schweigender Gehorsam, hätten das wählige, junge Amerika wieder im Zaum gehalten und der Ertrag der Gold- und Silberminen wäre ohne weiteres wieder Europa zugeflossen. Doch — jene günstige Gelegenheit ist unbenutzt vorübergegangen. Jetzt hat Grossbrittanien jene Südamerikanischen Frei-Staaten anerkannt und Handelsverträge mit ihnen abgeschlossen —, jetzt sind alle Handelsstaaten Europa's zu der Einsicht gelangt, dass es höchst vortheilhaft für sie ist, wenn die Amerikanischen Freistaaten sämmtlich unabhängig bleiben. Jetzt sind die Spanischen Soldaten, die in Callão eingesperrten ausgenommen, so völlig überwunden, dass keiner mehr in ganz Süd-Amerika zu erblicken ist; jetzt sind die Platastaaten völlig beruhigt — jetzt hat Portugal seine ganze Hoffnung auf Grossbrittanien gerichtet; jetzt würden solche Expeditionen gar zu grosses Aufsehen erregen und allerlei Discussionen veranlassen, besonders seit Frankreich sogar die schwarzen Menschen auf S. Domingo für unabhängig erklärt hat. So wie die Colombier die Spanier von dem vernachlässigten Orenoko-Ufer aus zuerst mit Erfolg angriffen und sie endlich ganz verjagten, so hätte von einem Punkt aus, der selbst in Amerika unbeachtet geblieben ist, von der Westgränze Brasiliens, welches recht

eigentlich im Herzen von Süd-Amerika liegt, dieser Erdtheil wieder erobert werden mögen. Doch, in Amerika freut man sich gewiss nicht wenig, dass dieses nicht geschehn ist, und jetzt nicht mehr geschehen kann.

Santiago,

Chiles Hauptstadt.

Nach Gilbert Farquhar Mathison's Narrative, London, 1825. S. 184 flg.

(Man sehe Columbus, August-Heft, S. 163.)

Die Stadt Santiago liegt in einer ausgedehnten, fruchtbaren, etwa 1600 Fuss über die Meeresfläche erhobene Ebne, 33° 41′ S. Br., 307° 12′ L., am Fusse der Anden-Gebirgskette, so dass die Hauptstrassen nach Osten hin die Aussicht auf schneebedeckte Berggipfel haben. Die Strassen sind, so wie in andern Spanisch-Amerikanischen Städten, in rechte Winkel angelegt gut gepflastert und in der Mitte von Wasserströmen durchflossen. Die Häuser sind selten mehr als ein Stockwerk hoch, weil diese weniger Gefahr von den in Chile so häufigen Erdbeben ausgesetzt sind, als höhere Gebäude. Sie sind aus Erde gebaut, oder vielmehr aus ungebackenem Thon, weiss übertüncht und im Spanischen Geschmack bunt bemalt. Diejenigen, die den höhern Volksklassen angehören, haben einen geräumigen Vorhof von einem Säulengang eingeschlossen, wo einige Stufen zu dem Haupteingang hinaufführen. Auf dem Hauptplatze steht das Gouvernements-Haus und die Cathedrale. Das erstere, welches eine ganze Seite des Marktes einnimmt, ist ein ge-

räumiges, recht schönes Gebäude. Hier wohnt Sr. Excellenz der Oberdirektor (Director supprimo) der Republik (jetzt General Romano Freire) nebst andern Regierungsmitgliedern und es sind dort auch die Staatsbüreau. Vorne steht mit grossen Buchstaben das Wort: *Libertad* (Freiheit), und eine Inschrift, welche bezeugt, dass dieses Gebäude bei der Stiftung der Unabhängigkeit von Chile im Jahre 1818 vollendet worden ist. Ein anderer Theil desselben dient als Gefängniss mit der Inschrift, in Spanischer Sprache: „Hasse das Verbrechen, aber bemitleide den, der sich vergangen hat!“ Die Cathedrale nimmt die entgegengesetzte Seite des Platzes ein, ist aber noch unvollendet, ohne Thurm und nicht schön. Die beiden andern Seiten des Marktes nehmen sich kleinlich und schlecht aus, und sind mit kleinen Kaufläden besetzt, die vorne einen bedeckten Gang haben, wo man Sporen, Zügel, Ponchos, Hüte, Goldschmiede-Arbeit und Eisenwaaren feilbietet. Unmittelbar hinter dem Gouvernementshause erheben sich die Thürme einer grossen Kirche, die zu einem der vielen Klöster gehört, welche Santiago nicht wenig verschönern. Die Klöster haben durch die Revolution sehr gelitten; aus den meisten sind die Mönche entfernt, mehrere sind vereinigt, und die Klostergebäude als Barakken, Magazine etc. für den Dienst der Regierung benutzt. Das vormalige Collegium der Jesuiten ist jetzt das Zollhaus und da es vor kurzem neu ausgebessert ist, so nimmt es sich gut aus. Hier müssen die Maulthiertreiber, die von Valparaiso dem Seehafen (el Puerto) oder aus dem Innern kommen, gleich bei ihrer Ankunft die Ladungen niederlegen und der Inspektion unterwerfen. Die Casa de Exercito, in einem andern Theile der Stadt, ist vor kurzem in ein

Hospital verwandelt. Es war, wie der Name sagt, ein Büssungs-Haus, wo fromme Leute, beiderlei Geschlechts, (beatos und beatas genannt) sich freiwillig während der Fastenzeit einsperren liessen, um zu fasten, geistliche Uebungen vorzunehmen, sich zu geisseln etc. und so die Vergehungen des verflossenen Jahrs abzubüssen. — Das Schauspielhaus, ein kleines niedriges Gebäude, nahe am Zollhause, ist das erbärmlichste, was sich denken lässt und die darin gegebenen Vorstellungen sind über die Massen schlecht. — Während der Fasten dürfen dort nur geistliche Drama (autos sacramentales) aufgeführt werden. Herr Mathison sah dort die Geschichte des Davids und Absalon, welche ihm im höchsten Grade widersinnig vorkam. Der damalige Direktor O'Higgins war mit Damen von seiner Verwandtschaft in einer Theaterloge gegenwärtig, doch wurden ihm von den Zuschauern keine besondere Merkmale der Aufmerksamkeit bezeugt. Die Buchdruckerei, die erste, die sich seit 1810 in Chile befindet, wo bis dahin die Spanier die Presse, eine Hauptfeindin ihrer Herrschaft, verbannt hielten, ist in dem Hause, worin die Schule für den gegenseitigen Unterricht nach dem Plan des Lancaster durch einen Herrn Thompson gestiftet ward. Dieser ward, auf Kosten einer, für die Verbreitung dieser Unterrichts-Methode gegründeten Gesellschaft, nach Süd-Amerika geschickt, legte zuerst mit dem besten Erfolg Schulen in Buenos Ayres an und ging von dort nach Chile und Peru; die Regierungen dieser Freistaaten erkannten seine gute Absicht und unterstützten ihn aufs nachdrücklichste. Die Hauptschule zu Santiago wird von mehr als 300 Kindern besucht; zwei andere Schulen, eine für Knaben und eine für Mädchen, sind nach dem allgemeinen Plane

eingerichtet und mit den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen ist auch die Unterweisung in der Römisch-Katholischen Religion verbunden. Sie verbreiten bis in die untersten Volksklassen, welche dieselben mit grosser Freisinnigkeit benutzen, die unentbehrlichen Elementarkenntnisse und die Geistlichen und Mönche scheinen denselben keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Münze ist ein schönes Gebäude von Quadersteinen, in grossen Verhältnissen aufgeführt und würde in jeder Europäischen Hauptstadt Bewunderung verdienen. — Der Münz-Apparat ist der vollständigste in Süd-Amerika, aber nie so stark beschäftigt gewesen, wie die Münzen in Lima und Potosi. Es wurden in derselben in Santiago 600 — 800000 Piaster geprägt. Im Januar 1822 war, nach einem amtlichen Bericht in der Staats-Zeitung, (*Gaceta del Gubierno*,) die in Santiago erscheint, an Münzen und Barren der Werth von 37619 Piaster in der Münze vorräthig, eine verhältnissmässig kleine Summe für ein Land, welches so viele edle Metalle liefern kann. Der Fluss Maypocho durchströmt eine Ecke der Stadt und schwillt in der Regenzeit (vom Februar bis Mai) zu einer bedeutenden Breite an; über demselben ist eine Brücke von 8 Bogen erbaut. In einer kleinen Entfernung von dem Flussufer ist ein mit Bäumen bepflanzter Damm (Tajamar), um die Stadt vor plötzlichen Ueberschwemmungen zu schützen. Er dient allen Volksklassen an den Abenden oder Festtagen als Sammelplatz zum Spazierengehn und Reiten, und der von Natur angenehme, malerische Platz wird durch die charakteristische Nationalheiterkeit ungemein belebt. Für einen Hauptort ist Santiago in den eigentlichen Arbeitsstunden des Tags ausserordentlich stille und geräuschlos, welches den

Fremden sehr auffällt. Alle mit Geräusch und Gewühl verbundenen Geschäfte, der Handel mit dem Auslande etc. etc. werden in dem 18 D. Meilen westwärts entfernten Hafen Valparaiso abgemacht, und weil man die Güter aus dem Innern und von dort her auf Maulthieren herbeischafft, so unterbricht dieser Verkehr die Ruhe nicht. Von 7 bis 10 Uhr Abends und nach Sonnenuntergang pflegt man auszugehn; dann sind die Strassen mit wohlgekleideten Damen, Officieren etc. angefüllt; die Trommeln schlagen Reveille oder Retraite, die Wachen werden abgelös't etc., und so entsteht etwas Leben und Gewühl in der Stadt; aber in den Mittagsstunden herrscht Todtenstille; die Kaufläden sind geschlossen, die Einwohner halten sich zu Hause und Santiago erscheint wie London, während der Sonntäglichen Kirchenstunden, ganz ruhig und wie ausgestorben. Wagen werden wenig gebraucht und nur für Damen, wenn sie sich weit vom Hause entfernen wollen. Auch die besten sind nach alter Spanischer Mode unzierlich gebaut. Eine solche plumpe Maschine gleicht einem Badekarren; die Thüre ist hinten, an jeder Seite sind Bänke, die eine ganze Familie bequem aufnehmen können. Sie wird von einem einzigen Maulthiere langsam fortgeschleppt und der Kutscher trägt eine zerlumpte, altmodige Livree. Die Umgegend der Hauptstadt bietet manché Gelegenheit zu angenehmen Excursionen in der fruchtbaren Ebene dar, während die Andenkette allenthalben in ihrer erhabenen Naturgrösse erscheint. Dieses Gebirge steigt nicht plötzlich aus der Ebene empor, sondern bildet eine Anzahl Reihen, die Terrassenförmig über einander emporragen und nur die höchsten Gipfel sind mit Schnee bedeckt. Diese sind nicht Hörner, wie sie die Alpen der Schweiz

bilden, und überhaupt nicht so mannigfaltig gestaltet wie diese; die wundergrossen Kuppenmassen erscheinen chaotisch aufeinander gethürmt, gleich Trümmern einer Urwelt und ihre seltene Riesenhöhe verleiht ihnen eine Erhabenheit, die kein Pinsel abzubilden vermag. Die Fläche von Maypo, in Süd-Amerika's Geschichte durch den Sieg berühmt, den hier am 5. April 1818 General San Martin über den General Marco (s. Columbus, Augustheft, S. 143) errang; liegt nur wenige (Engl.) Meilen von der Stadt. Ueber den Fluss, der ihr den Namen giebt, führt eine hängende Brücke von sonderbarer Bauart, nach einem indianischen Modell, mit Häuten zusammengebunden, die von einem Ufer zum andern geht. Die Salta de Agua (Wasserfall) liegt in gleicher Richtung und ist nur wegen der Schönheit der umliegenden Landschaft merkwürdig. Man erklimmt den Gipfel eines steilen Abhangs, über welchen der Wasserstrom sich herabstürzt, und geniesst des überraschenden Anblicks, dass man sich noch augenscheinlich auf derselben Ebene, obgleich auf einem hohen Standpunkt, befindet, wo die Strasse, fast unmerklich, abwärts zur Stadt führt. Auf der Strasse trifft man eine grosse Meierei und mehrere einzelne Weinberge; doch ist der Anbau keinesweges allgemein, im Gegentheil ist er bei weitem nicht so bedeutend, als man in der Nähe einer Hauptstadt erwarten sollte.

Die Fastenzeit ausgenommen, vergeht selten ein Abend ohne eine Tertulia oder einen geselligen Tanz, wo der Fremde mit ausgezeichneter Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit aufgenommen wird. Gewöhnlich reicht ihm die Dame vom Hause, wenn er eintritt, eine Blume, und dieses kleine Merkmal der Gunst gewinnt durch die freundliche einnehmende Weise, womit es ge-

reicht wird, einen höhern Werth. Im Ganzen herrscht Fröhlichkeit und leichte Unterhaltung in diesen geselligen Kreisen; aber höhere Verfeinerung, eigentliche Conversation über Gegenstände höherer Bildung sind bis jetzt in Chile so wenig anzutreffen, als im übrigen Süd-Amerika. Man treibt vornämlich Scherz mit den Damen. Sie singen, von der Guitarre und Piano begleitet, Nationallieder, und begnügen sich mit diesen Instrunmenten auch beim Tanze. Die Damen reden nur ihre Muttersprache; die jüngern fangen an Französisch zu lernen; das Englische ist ihnen zu schwer. Die Chilenas sind ungemein höflich und höchst liebenswürdig in ihrem Benehmen. Die Freiheit, die der Brasilier den Frauen versagt, geniessen sie hier im ganzen Umfange, ohne sie jedoch zu missbrauchen. Die Spanische Eifersucht ist nicht bis hier durchgedrungen. Die Ehen werden sehr frühzeitig und meistens nach der Wahl der Aeltern geschlossen, ohne dass man davon sehr traurige Folgen sieht. Die Damen kleiden sich sehr zierlich und wissen besonders ihren an sich schönen Wuchs zu zeigen, nach Europäischer Mode, die in Rio de Janeiro und in Buenos Ayres sich nach und nach auch ein schleicht; die schöne Spanische Nationaltracht verschwindet immer mehr, während Englische Katune und Musseline und besonders Französische Seidenzeuge immer mehr Eingang finden und reissend abgehn. Es gab 1822nochke ine FranzösischeSeidewaarenhandlung in Santiago, während in Rio de Janeiro schon mehrere etablirt waren; überhaupt sieht man nur wenige Franzosen in Chile. —

Eine Irländerinn in Santiago hat einen recht guten Gasthof, wo man für 1½ Piaster täglich recht gut wohnt und speist. Sie hält einen ordentlichen

Mittagstisch (table d'hôte) für die Land- und See-officiere der Republik, die theils Franzosen und Deutsche, theils Engländer und Amerikaner sind. Es speisen dort, mit Einschluss einiger Fremden, täglich etwa 40 Personen. Die Unterhaltung an dieser Wirthstafel hat für den Fremden manches Interessante, obgleich die meisten Officiere auch hier nur egoistisch auftraten; einige schimpften auf die republikanische Regierung, weil sie sich in Rücksicht ihres Soldes und ihrer Beförderungen in ihren Erwartungen getäuscht sahen, andere hingegen, denen ein Glücksstern schien, erhoben triumphirend die Sache der Freiheit und des Patriotismus. Manche äusserten sich höchst nachtheilig über den Lord Cochrane, der damals noch die Republik Chile diente, andere erhoben ihn in dem Tone, den die Dame Graham *) anstimmt, als einen der grössten Helden bis zu den Sternen. Die Engländer und Deutschen aber stimmten alle darin überein, dass sie es herzlich bedauerten, ihr Vaterland verlassen zu haben, um in den Dienst dieser Republik zu treten. Sie hatten ihre Gesundheit eingebüsst und ihre Erwartungen waren fast in jeder Rücksicht nicht erfüllt.

Herr Etatsrath von Langsdorff.

Der vormalige Russische General-Consul in Rio de Janeiro, Herr Etatsrath von Langsdorf, ist im April dieses Jahrs nach Deutschland zurückgekehrt und mit der Ausarbeitung der Beschreibung seiner letzten Reise durch Brasilien, welche er auf Befehl S. M. des Kaisers Alexander unternahm, beschäftigt.

---

*) Man sehe: Journey to Chile by Mistress Mary Granham. London, 1824.

Montevideo's politisches Verhältniss zu Brasilien.

„Ein im Anfange des September-Monats in London erschienenes Werk, betitelt: „Historisch-politisch-statische Darstellung der Vereinigten Staaten des Rio de la Plata," liefert folgende wichtige Thatsachen über die Vereinigung der Banda Oriental mit Brasilien." (Vergleiche dieses Heft, S. 258.)

„Im Jahre 1804 ward ein Traktat zwischen Spanien und Portugal abgeschlossen, wodurch die letztere Macht sich verpflichtete, 5 Missionsdörfer ostwärts vom Uruguay, jetzt zu Corrientes gehörig, an Spanien für die Gränzvestung Olivenza in Europa abzutreten. Trotz dieser Uebereinkunft suchte Portugal die Brasilische Südgränze bis an den Rio de la Plata zu erweitern und sich Montevideo zuzueignen. Als im Jahre 1810 die Revolution in Buenos Ayres ausbrach, nährten die Portugiesen den Saamen der Zwietracht zwischen den Insurgenten und den Spaniern. Diese luden aus Rache die Portugiesen ein, Montevideo, welches befreit war, in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1812 schickte also die damals in Brasilien waltende Portugiesische Regierung 4000 Mann Landtruppen nach Montevideo und liess Stadt und Vestung besetzen, unter dem Vorwande, die gefährdete Ruhe an der Gränze sicher zu stellen und ihrem Bundesgenossen, dem Könige von Spanien, eine Colonie zu erhalten. Die Republik Buenos Ayres hatte demnach mit den alten Unterdrückern und mit einem habsüchtigen Nachbarn zu kämpfen und war gerade im Begriff, Portugal Krieg zu erklären, als Grosbrittanien's Vermittlung die Portugiesische Regierung bestimmte, ihre Truppen nach Brasilien zurück-

zuziehn. Wie nun aber zwei Jahre später Fernando VII. nach Spanien zurückkehrte und auf den Thron gelangte, wurden die Alt-Spanier gänzlich aus Montevideo vertrieben und das Land gerieth in die Gewalt der Eingebornen unter Artigas, einem Oberhaupte, das gegen Buenos Ayres feindlich gesinnt war. Die Portugiesische Regierung benutzte den Zwist zwischen dem General Artigas und den Vereinigten Plata-Staaten, um 1816 und 1817 das Gebiet der Banda Oriental und endlich auch die Vestung Montevideo zu besetzen. Die in der Provinz herrschenden Anarchie war, wie sich eine Proklamation ausdrückte, der einzige Grund dieser Besitznahme und nichts deutete an, dass dieselbe bleibend seyn sollte. Ja, der Portugiesische General Lecor verpflichtete sich in der Capitulation von Montevideo, die Schlüssel der Stadt der Municipalität zu überliefern, sobald die Herstellung der innern Ruhe seine Gegenwart nicht mehr nothwendig mache. Diese Capitulation ward durch den damaligen Prinz Regenten, jetzigen König von Portudal, zu Rio de Janeiro ratificirt. Die Ordnung ward bald hergestellt, aber jene Bedingung nicht erfüllt. Mittlerweile veränderten sich die in der Nähe von Montevideo kämpfenden Partheyen von Neuen und der Sitz der Unterhandlungen über diesen Gegenstand ward nach Europa verlegt.“

„Nach langwierigen Discussionen kam endlich eine Uebereinkunft zu Stande; Montevideo sollte Spanischen Truppen ausgeliefert werden und im Jahre 1820 war in Cadiz eine Expedition bereit, dahin zu segeln, als die unglückliche Spanische Revolution ausbrach und die Truppen, die nach Montevideo bestimmt waren, unter Riego und Quiroga nach Madrid marschirten und die Constitution der Cortes wieder herstellten. In

Portugall brach eine ähnliche Revolution aus und João VI., der noch eine Weile in Brasilien blieb, erbot sich zur Anerkennung von Buenos Ayres, unter der Bedingung, dass ihm die Banda Oriental abgetreten würde, um die Gränze des Brasilischen Reichs zu arrondiren. Von Portugiesischen Bajonetten umringt, bildete sich im Jahre 1821 ein Congress zu Montevideo, welcher nolens volens erklärte, die heissersehnte Provinz schliesse sich dem Vereinten Königreiche Portugal, Algarve und Brasilien, unter dem Namen Estado Cisplatino (Cisplatinischer Staat) an."

"Die Incorporations-Acte von Montevideo ward durch eine Comité der Cortes zu Lissabon im Jahre 1822 für null und nichtig erklärt —, weil selbst diese fühlten, dass Portugal darauf keinen Anspruch habe. In demselben Jahre machte das Portugiesische Ministerium mittelst des Generals Lecor, der die Banda Oriental in Besitz genommen hatte, dem Ministerium von Buenos Ayres den Antrag zur Bildung eines Schutzbündnisses, welches alle Amerikanische Staaten umfassen und gegen despotische Mächte, welche eine Einmischung in die innern Angelegenheiten der Constitutionellen Staaten beabsichtigen möchten, gerichtet seyn sollte. Bald darauf (im Juny 1822) erklärte der Sohn João VI. den dieser König als Prinz Regent in Rio de Janeiro zurückgelassen hatte, sich gegen die Beschlüsse der Cortes von Lissabon und Brasilien förmlich für unabhängig. Von den Vereinigten Plata-Staaten ward diese Unabhängigkeits-Erklärung nach ihrem innern Werth gewürdigt. Sie vollendete den Gesammtbestand des freien Amerikanischen Continents und nichts konnte für Staaten, welche das grosse Werk 12 Jahre früher begonnen hatten, schmeichelhafter seyn. Es

war nun zu erwarten, dass die Frage, in Betreff von Montevideo, um deswillen einfacher werden und Brasilien die Gelegenheit benutzen werde, sich der eignen Unabhängigkeit würdig zu beweisen und die Achtung der Nachbar-Staaten, so wie die der ganzen Welt zu erwerben. Man erwartete, der Vertheidiger Brasiliens (Pedro I.) werde die Europäischen Truppen, die Montevideo belästigten, entwaffnen, und jene Vestung an Buenos Ayres ausliefern."

„Der General Lecor hatte jene Frage aber in eine persönliche verwandelt, das heisst, er wollte sein einträgliches Ober-Comando nicht einbüssen, und behauptete, seine Ehre gestatte die Auslieferung der Vestung nicht. Er gab die Sache Portugals auf und schloss sich mit scheinbar grossem Enthusiasmus dem unabhängigen Brasilien an, das heisst, er huldigte dem Kaiser. In Folge dieses Schritts ward der General Lecor, nachmaliger Baron, jetziger Marques de Laguna, durch ein Königliches Decret vom 28. Sept. 1822 zu Lissabon für einen Hochverräther erklärt; der General liess indess dem Hofe von S. Christoph *) Berichte zukommen, worin er laut und weitläuftig darstellte, dass die Bewohner von Montevideo nichts sehnlicher wünschten, (m. s. Columbus, Julyheft, S. 11,) als unter der segensreichen Regierung des Brasilischen Reichs vereinigt zu wrden; ohne weiteres ward auf diese Versicherung Montevideo in dem Kaiserlichen Staatsarchiv als Brasilische Provinz aufgeführt und man hielt einen neuen Congress zur Bestätigung dieses Possenspiels, wie im Jahre 1821, für überflüssig. Der Vertheidiger

*) Lustschloss bei Rio de Janeiro, wo Don Pedro I. mit seiner Gemahlin sich gewöhnlich aufhält.

Brasiliens verliess sich ganz auf die Zusicherung seines nunmehrigen Generals Lecor."

"Als die Trennung Brasiliens von Portugal erklärt war, sandte der Kaiser einen Agenten nach Buenos Ayres, um dieses Ereigniss den Vereinigten Plata-Provinzen anzuzeigen, mit dem Ansuchen, Brasilien für einen unabhängigen Staat anzuerkennen. Die Anerkennung ward mittelst der Regierung von Buenos Ayres verweigert, mit der Bemerkung, man wolle die Sache in Ueberlegung nehmen, wenn die Brasilische Regierung der Provinz Montevideo völlige Freiheit gewähre. Doch die Frage hatte sich nun ihrer Natur nach verändert; die Unterhandlung ward nun nicht mehr mit einem Europäischen Reiche, sondern mit einem Amerikanischen Staate gepflogen. Es war nothwendig einen Krieg zu vermeiden, der für Länder, die gleiches Interesse bei der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit haben, nachtheilige Folgen zu Wege bringen musste; die Amerikanischen Staaten müssen auf ihrem Standpunkte alle denselben Grundsätze folgen, sie müssen dem abscheulichen Brauche, Zwistigkeiten zwischen Nationen durch Blutvergiessen zu entscheiden, abhold seyn, indem ihre Regierungen sämmtlich völlig gleiches Interesse mit den von ihnen regierten Völkern haben und für den Ruhm und den Glanz eines Regentenstamms nichts zu geschehen braucht. Von diesen Grundsätzen, welche die Regierung von Buenos Ayres im Jahre 1823 proclamirt hat, geleitet, sandte dieselbe einen diplomatischen Agenten nach Rio de Janeiro, um über die Herausgabe von Montevideo zu unterhandeln; da er auch von den übrigen Staaten beglaubigt war, obgleich diese damals noch keine Central-Regierung organisirt hatten, so musste also diese Sendung als vollgültig erscheinen."

„Mittlerweile theilte sich die Occupations - Armee von Montevideo in zwei Partheien; an der Spitze der einen, welche sich für Brasiliens Unabhängigkeit erklärt hatte, stand ihr vormaliger, jetzt für einen Hochverräther erklärter Oberbefehlshaber; die andere war der Cortes - Regierung in Portugal zugethan und ihr Anführer ein Europäischer General, Don Alvaro da Costa de Souza de Macedo. Man griff zu den Waffen. Die Brasilische Armee war Meister des Landes; die Europäer behaupteten die Vestung Montevideo. Aber dieser ganze Kampf war nichts als ein listig verabredeter, höchst feiner Kunstgriff der beiden Generals. Der Baron, dessen guter Ruf in Brasilien, wegen seiner Geburt — und aus andern Gründen, zu wanken begann, suchte sich von neuem eine günstige Meinung für seine Verdienste zu erobern. Don Alvaro wünschte sich nach Lissabon zurückzuziehen und zugleich den Ruf der Tapferkeit mitzunehmen; doch fehlte ihm ein Vorwand abzureisen, auch hatte er kein Geld zur Reise. Der Scheinkrieg (*mock-war*) erleichterte die Erreichung der beiderseitigen Absichten und es war noch dabei ein Glücksfall, dass Befehle vom Könige von Portugal an die Europäische Division einliefen, in die Heimath zurückzukehren, welche Befehle von Lissabon aus der Regierung von Buenos Ayres mitgetheilt wurden.“

“Beide Armeen setzten sich in Bewegung; die Feindseligkeiten begannen und nichts fehlte, dass die Generale ihren Operationen den Anschein der erbittersten Fehde gaben, obgleich sie im Geheim täglich Briefe mit einander wechselten. Die Brasilier belagerten Montevideo. Der Portugiese beorderte seine Truppen nach Kriegsbrauch zu einem Ausfall. Die Eingebornen, welche wohl wussten, dass die Portugiesische Armee

bereits Befehle empfangen hatte, nach Lissabon zurückzukehren, was jene Bürger herzlich wünschten, nahmen entschlossen Parthei und widersetzten sich dem Angriffe der Brasilier, welche augenscheinlich nach der fortwährenden Beherrschung der Provinz strebten. Eine Landwehr über 2000 Mann stark, von allen Waffengattungen, stellte sich dem Portugiesischen General zur Disposition; die Eingebornen aber, welche der Brasilische General bei seinem Streifzuge durchs Land gesammelt hatte, gingen haufenweise in die Vestung über und die übrigen verliefen sich in die Schlupfwinkel der Gebirge. Diese waren die einzigen Schlachtopfer jenes Trug-Kriegs."

"Es wäre leicht gewesen, die ganze Brasilische Armee, die auf dem Papier 1800 Mann stark war, aber nur 500 streitbare Leute zählte, in einer Stunde auseinander zu jagen. Die Portu giesische Division, effektive 2000 Mann stark, war im Kriege abgehärtet und hatte zu ihrem Beistande die in der Fehde mit den Altspaniern wohl versuchte Reiterei der Eingebornen. Diese wackern Truppen wollten kämpfen, aber es ward ihnen nicht gestattet. Die Zeit verfloss, um die merkwürdige Kriegsintrigue reifen zu lassen. Der Baron de Laguna schickte Streifpartheien ins Land, die Einwohner jeder Ortschaft zur Unterstützung der Einverleibung in Brasilien zu zwingen; dieses war eine Nachahmung des Possenspiels von 1821, während Don Alvaro innerhalb der Vestung die Eingebornen bearbeitete, und ihnen seinen Entschluss kundthat, den Befehlen Sr. allergläubigsten Majestät zu willfahren, den Platz zu übergeben und sich dann nach Portugal einzuschiffen. Dadurch gewann der Baron Zeit, Berichte über zwei starke Proben seines Patriotismus nach

Rio de Janeiro zu schicken; nämlich erstens über den so tapfer gegen die Patrioten geführten Krieg und dann die Incorporations-Akten des Landes, und in der Einbildung, dass diese Documente ihm hinreichend Einfluss verschaffen würden, der nothwendig war, um die für seine Absicht erforderliche Beistimmung des Hofes zu gewinnen, schloss er nun, ohne weitere Befehle zu erwarten, eine Convention mit dem Portugiesischen General ab."

"Die Grundlagen dieser am 1. October 1823 abgeschlossenen Convention sind, dass dem Baron die Stadt und Vestung Montevideo übergeben werde, Don Alvaro und seinen Truppen aber ihre Rückstände in Lissabon gezahlt werden sollten. Dadurch sahen sich die Einwohner von innen und von aussen mit Verräthern umgeben. Doch, weil der Baron in Rücksicht des Vergangenen eine Amnestie erliess und weil Don Alvaro auf die dringenden Vorstellungen der Lokalbehörden gegen sein Benehmen antwortete: der Baron werde keine Convention eingehen, wenn er die Vestung nicht den Brasiliern überliefere, so hielten sie es für klug und zweckdienlich, unnützes Blutvergiessen zu vermeiden. Dennoch entwarfen die von der Stadt und den Vorstädten Montevideo's in Volksversammlungen erwählten Repräsentanten am 20. October 1823 folgende wichtige Erklärung und Protestation:"

„Die Repräsentanten der Provinz Banda Oriental, welche die Gesammtstimmen dieses ganzen Landes, der Hauptstadt insbesondre, in dem gegenwärtigen Zustande der Bedrückung vernehmen, stellen dieselbe frei und aus eigenem Willen unter den Schutz der Provinz und Regierung von Buenos Ayres, und wünschen dass dieselbe diesen Schutz zu einer Zeit und auf

eine Weise gelten mache, wie es ihr am zweckdienlichsten scheint. Diesem zufolge und in Erwägung dessen, dass ein grosser Theil der Nachbarschaft diese Repräsentanten dringend auffordert, Protestation gegen die in diesem Lande durch Brasilische Truppen verübte Gewaltthaten einzulegen, welche besagte Stadt und Nachbarschaft selbst durchsetzen würde, wäre sie nicht in die gegenwärtigen unglücklichen Umstände versetzt und mit Beziehung auf die Tyrannei und die Nichtigkeit, womit der Provinzial-Congress von 1821 constituirt ward, fassen die Repräsentanten nach reiflicher, klüglicher Berathung einmüthig folgende Beschlüsse:"

„1. Sie erklären die Handlung der Einverleibung in die Portugiesische Monarchie, die durch besagten Congress von 1821 sanktionirt ward, für nichtig, willkührlich uud verbrecherisch, weil jener Congress grösstentheils aus Männern bestand, die Civilämter im Sold Sr. allergläubigsten Majestät bekleideten, oder die von diesem Könige mit ehrenvollen Auszeichnungen geschmückt, oder die zuvor in den Stadtrath (Ayuntamiento) um jenes Resultat herbeizuführen, aufgenommen waren."

„2. Sie erklären die Akte der Einverleibung der Ortschaften dieses Landes mit dem Kaiserreich Brasilien für null und nichtig, weil diese in Folge der Zwangsmassregeln, die Baron von Laguna aller Orten übte, erlangt sind. Er schickte besagte Akten mit zahlreichen Truppen-Abtheilungen zur Unterschrift in die Ortschaften, liess die Einwohner gewaltsam in die Gemeindehäuser treiben, liess Namen von Leuten, die gar nicht vorhanden sind, unterzeichnen und die Namen Anderer, die entfernt waren und daher von jenen Vorgängen gar nicht wussten."

„3. Sie erklären, dass die Provinz östlich vom Uruguaystrom (s. dieses Heft, S. 261) durchaus keiner andern Macht, Nation, oder anderm Staate angehört, angehören soll noch will, als den Provinzen der alten Union des Rio de la Plata, wovon sie einen Bestand-Theil gebildet hat, und noch bildet, so wie sie denn auch einen Abgeordneten bei der Souverain-Constituirten General-Versammlung hat, seit dem Jahre 1814, in welcher sie sich der Europäisch-Spanischen Herrschaft gänzlich entzog.“

“Diese feierliche Protestation ward dem General Don Alvaro officiell bekannt gemacht, er überging sie aber mit Stillschweigen. Vom Hofe zu Rio de Janeiro ward die Convention, wie sich erwarten liess, gebilligt und zwar auf Anempfehlung des Barons, der nun hoch in Gnaden stand. Die Portugiesische Armee segelte am 1. December 1823 auf Kosten eines andern Landes nach Lissabon ab und dort ward Don Alvaro durch Orden und Beförderung ausgezeichnet.“ —

„Mittlerweile begann der diplomatische Agent der Plata-Staaten in Rio de Janeiro seine Unterhandlung durch Ueberreichung einer Denkschrift, die nachmals in Druck erschien, und sein Geschäft ins hellste Licht stellte, und drang nachdrücklich auf Entscheidung. Doch das Ministerium wusste ihn mit tausend Ausflüchten hinzuhalten. Indessen trafen die vom Baron von Laguna zu Stande gebrachten Incorporations-Akten ein und wurden der gerade damals in Rio de Janeiro installirten General-Versammlung vorgelegt. Das einzige Mitglied, welches sich in dieser Versammlung über dieselben äusserte, erklärte sie selbst ausdrücklich für ungültig. Doch bald darauf (am 12. November 1823) löste der Kaiser gewaltsam jene Brasilische Reichs-

Versammlung auf, und seitdem ist sie nicht wieder berufen worden. Die Vestung Montevideo war bereits in den Händen der Brasilischen Truppen und der Kaiser erklärte endlich nach langer Zögerung dem diplomatischen Abgeordneten der Plata-staaten, dieser sei in einem Irrthum befangen, weil die Provinz Montevideo freiwillig beschlossen habe, dem Reiche einverleibt bleiben zu wollen. Der Abgeordnete erlangte Pässe und reis'te ab; die Regierung von Buenos Ayres sah die Unterhandlung als geschlossen an, machte die darauf bezüglichen Aktenstücke durch den Druck bekannt und überliess das Weitere dem Ermessen des General-Congresses der Vereinigten Plata-Staaten, welcher im November 1824 seine Sitzungen begann. — Diese vereinigten Staaten, die jetzt von auswärtigen Feinden befreit sind, die nun weiter keine Verpflichtungen in Chile und Peru zu erfüllen und ihre Staatsverhältnisse vest begründet haben, werden ohne Zweifel schleunigst kräftige Maasregeln nehmen, den Gesammtbestand ihres Gebiets zu erzwingen. Es wird sich nun zeigen, ob das Schweigen und die Geduld der Bewohner von Montevideo ihrer Anhänglichkeit an Brasilien, oder einer klugen Friedensliebe, welche Buenos Ayres bis zum Eintritt günstiger Umstände ihnen angelegentlich empfahl — zuzuschreiben sei. Die Platastaaten können ihre unglücklichen Mitbürger nicht länger unter fremder Bedrückung schmachten lassen."

Anmk. Es heisst in London allgemein, dass jenes, für die neueste Zeitgeschichte so wichtige Werk *) unter der Anspicien des berühmten, hochverdienten Staatsmannes Don Bernardino Ribadavia, (m. s. Columbus, Julyheft, S. 26. 38.) der als Minister der Republik Buenos Ayres in London war, und im August 1825 zurückkehrte, erschienen sei. —

---

*) *An Account, Historical, Political and statistical of the United Provinces of Rio de la Plata with an Appendix concerning the Usurpation of Montevideo by the Portuguese and Brasilian Governments. With a Map of the Rio de la Plata and Plan of Buenos Ayres. Translatet from the Spanish. Printed for R. Ackermann.* 1825. *demy* 8vo. Auch die Spanische Urschrift ist bei R. Ackermann erschienen und gleichfalls mit einer Karte des Rio de la Plata und einem Plan von Buenos Ayres versehn.

Bolivar in Peru.

(Aus einem Schreiben aus Lima vom 16. März 1825.)

(Vergl. Columbus I., S. 440 u. Augustheft., S. 172.)

General Bolivar, der Befreier, el Liberador, ist 42 Jahr alt, misst 5 Fuss 7 Zoll, ist schmächtig von Gestalt, und wie der Held des Aequators, so pflegen ihn jetzt die Amerikaner zu nennen, seyn muss, von dunkler Hautfarbe. Seine Miene ist immer ernst, doch trotz des Schnurrbartes keinesweges wild, wie viele sich ihn vorstellen. Seine funkelnden Augen sind lichtbraun, ausdrucksvoll und durchdringend. In seiner Jugend machte er eine Lustreise nach Europa; er lies't Englisch, spricht aber nur wenig Worte, Französisch redet er geläufig, doch nicht vollkommen richtig. Als ich mich eines Tages wegen meiner unvollkommenen Kenntniss der Französischen und Spanischen Sprache gegen ihn entschuldigte, sagte er: „O das macht nichts, lassen Sie sich das nicht leid seyn; Ihre herrliche Muttersprache ist wahrlich die einzige, die man reden sollte, (the only one worth speaking) alles Freisinnige, alles Männlich-Edle ist in ihr zu finden. Sie ist die Sprache der Freiheit!“ (Jeder, der den Geist der Englischen Sprache kennt, wird diese Aeusserung nicht missverstehn.) Er spricht viel, ohne Rückhalt und ängstlichen Vorbedacht. Gesellige Freuden sind ihm lieb und er stört nie eine Gesellschaft durch frühzeitiges Weggehn. Ich war zweimal mit ihm in grosser Gesellschaft: Einmal bei einem Ball und Abendessen, wo er von 8 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens blieb, die ganze Zeit hindurch sprach, beim Abendessen Gesundheiten ausbrachte und Reden hielt und nach Tische mit einem hübschen Mädchen walzte. Dann bei einem Frühstücke an Washington's Geburtstage, welchen er sich wählte, um die Fregatte United States zu besuchen, wo er von 11 bis 3 Uhr blieb und gleichfalls Trinksprüche ausbrachte und Reden hielt; in einer derselben pries er die Vereinigten Staaten als unendlich (infinitely) erhaben über jede Nation alter und neuer Zeit, weil sie es verständen, völlige Freiheit mit der vollkommensten Ordnung, Geistesbildung und Veredlung zu vereinen! —

Sein Ehrgeitz ist erhabner, edler Art. Er wünscht als Urheber und Begründer der Süd-Amerikanischen Unabhängigkeit zu vollenden, und mit seinem bedeuten-

den Vermögen zufrieden, verschmäht er jeden Zuwachs des Reichthums. Fast mit Verachtung wies er den Beschluss des Peruanischen Congresses, der ihm eine Million Piaster bewilligte, ab, da er gleich von Anfang seinen Stolz darin setzte, auch nicht ein Sandkörnchen aus Peru mitzunehmen. Seine Lieblingspläne sind die Anlegung eines Canals durch die Amerikanische Erdenge und die Stiftung eines Süd-Amerikanischen Congresses zu Panama, (s. Columbus I, 454) um einen Bundes-Rath zu begründen, zur Entscheidung aller Zwistigkeiten unter den einzelnen Staaten. Dieser Congress soll, seinem Plane zu Folge, im Besitz eines Bundesheeres seyn, welches derselbe aufruft, wenn einzelne Staaten sich seinen Beschlüssen widersetzen oder auswärtige Mächte einen Angriff wagen sollten. Keiner verabscheut den Krieg mehr als Bolivar, der ihn in allen Schreckensgestalten kennen lernte. Wenn die Angelegenheiten dieser Länder vestgestellt und ihnen Frieden und Unabhängigkeit gesichert sind, wünscht er Grossbrittanien und die Vereinigten Staaten zu bereisen, für welche beide Länder er eine hohe Bewunderung hegt. Seine Feindschaft gegen die Spanier, durch den blutigen Krieg in Venezuela genährt, ist unversöhnlich. Alle seine Verwandten haben sie ermordet, einen einzigen Oheim ausgenommen, der noch in Spanien lebt.

So viel auch von seiner Vollkraft und seinem Talente abhängt, so haben sich doch viele fähige Männer unter ihm gebildet. Marschall Sucre, der die denkwürdige Schlacht bei Ayacucho gewann, einer der entscheidendsten Siege, der je erfochten ward, (m. s. Columbus I, 306. 349) offenbarte, wie die Spanischen Officiere und namentlich General Monnet gegen mich äusserten, die höchste Geschicklichkeit und Geistesgegenwart. Seine Dispositionen auf den Märschen und während des Gefechts erweckten seiner Feinde Bewunderung. Diese waren fast noch einmal so zahlreich, aber er benutzte geschickt den Entscheidungsmoment zum Angriff und wir, sagte Monnet, büssten Peru in einer halben Stunde ein. General Salom, der das Belagerungscorps vor Callao, etwa 3500 Mann stark, befehligt, ist ein Mann von grossem Verdienst. Nie sah ich einen General-Officier, dessen Benehmen mich so für ihn einnahm. Er ist wenig über 30 Jahr, und sieht aus, als wäre er 60, wegen der ungeheuern Anstrengung, die er erduldet hat und doch ist er noch voll unermüdlicher

Thatkraft. Am 1. März waren fast alle Castele förmlich berennt. Es sind schwere Batterien errichtet; aber wahrscheinlich werden die Forts nur durch Meuterei oder Hunger bezwungen. General Rodil hat sich in eine Lage versetzt, die seinen Untergang fast unvermeidlich macht. Bolivar brachte am Bord der Fregatte seine Gesundheit aus, pries seinen Muth und seine Ausdauer, womit er seinem Verderben entgegengeht, und endigte mit der bittern Anspielung: Rodil gleiche dem Pizarro auf der Insel Gorgona, welcher glaubte die 13 Mann, die ihn begleiteten, seien hinreichend, Peru zu erobern — „mag Rodil sich bald, setzte er hinzu, zu dem Pizarro begeben — und ihm Bericht von seinen Thaten erstatten.“ —

(Bolivar hat am 21. April Lima verlassen und sich südwärts nach Arequipa begeben, um von dort über das Gebirge nach Cusco und so zum Armee-Corps am Desaguadero zu reisen. —)

Vermischte Nachrichten.

Aus den Vereinigten Staaten.

Die zu Boston erscheinende Gesundheitszeitung (Boston medical Intelligencer) (solche nützliche Schriften finden in den Vereinigten Staaten viele Käufer!) enthält folgendes: Aus Geburts- und Sterbelisten der Gesellschaft der Freunde (gewöhnlich Quaker genannt) erhellt, dass in Folge ihrer Mässigkeit die eine Hälfte der Gebornen das Alter von 47 Jahren erreicht, da hingegen in London nach Dr. Price's Angabe die eine Hälfte der Gebornen im Durchschnitt nur 2¾ Jahr lebt. Von 10 Quäkern wird einer 80 Jahr alt; in London von 40 Gebornen nur einer. Es giebt wohl keinen trifftigern Beweis, dass hohes Alter nur der Lohn der Tugend und Mässigkeit sei.

Nach Berichten aus New York vom Anfange des Augustmonds herrscht daselbst ein Geldmangel, wie man ihn seit vielen Jahren nicht erlebte. Die Handels-Unternehmungen um das Cap Horn, nach Brasilien etc. mit Mehl und andern Lebensmitteln haben wenig oder gar keinen Profit gebracht; eben so die Verladungen nach den Küsten von Spanien und Portugal in trocknen Gütern. Baumwolle ist auch schwer anzubringen und

daher ist der Kaufmann fast nur auf den Absatz im Lande selbst beschränkt. Das einländische Geschäft wird aber meistens auf langen Credit betrieben. — Die Banken weigern sich zu discontiren — und es herrscht überhaupt ein grosses Missverhältniss zwischen den in den Banken liegenden Baarschaften und dem dafür in Umlauf gesetzten Papier. —

Ein Amerikanisches Schiff, O'Cain, von New York nach Valparaiso bestimmt, scheiterte am 28. April auf einem (nicht in den Seecharten befindlichen) Klippenriff, unter dem 34° Süder Br., 60 Englische Meilen westlich von Valparaiso; die Ladung ging verloren, die Mannschaft ward durch ein anderes Schiff gerettet.

Der Gesundbrunnen zu Saratoga, 34 Meilen nördlich von New York, ward in diesem Sommer von 1200 Gästen besucht, unter andern auch von Joseph Bonaparte nebst Gefolge, der die warme Jahrszeit dort zuzubringen dachte. (Saratoga Sentinel.)

Aus Potosi.

Aus einem Armee-Bericht des General Sucre, datirt Potosi den 6. April, erhellt, dass er diese Stadt (von 90000 Einwohnern), die General Olaneta erst am 28. März (3 Tage vor seiner Niederlage und seinem Tode) verliess, im Namen des General-Congresses der Vereinigten Staaten des Rio de la Plata in Besitz genommen habe und dass also ganz Ober-Peru wahrscheinlich mit denselben vereinigt bleiben wird! — General Sucre zog mit seinem Vortrab am 29. März in Potosi, die letzte Hauptstadt, die unter dem Joche der Spanier seufzte, ein. „Da nun meine Pflicht als Krieger, so schreibt er, vollendet ist, und ich mich in innere Angelegenheiten nicht zu mischen habe, so werde ich am Ende dieses Monats zum Hauptcorps, welches noch jenseits des Desaguadero steht, zurückkehren; in diese Provinzen aber starke Besatzungen lassen, um Partheigeist und Ehrgeiz im Zaum zu halten, bis der Befreier (Bolivar) anlangt und selbst die Leitung der Geschäfte übernimmt.“

Vierhundert Mann Truppen von General Sucre's Corps, sind am 3. April von La Plata (Chuquisara) nach S. Cruz de la Sierra (s. dieses Heft S. 260) mar-

schirt, um die Brasilier aus dem Chiquitos-Lande zu vertreiben; 600 Mann unter dem Obersten Vadile, werden jenem Vortrab unverzüglich folgen.

Aus Westindien.

Auch auf der Brittischen Insel Antigua (zwischen S. Kitts und Guadeloupe) wüthete am 26. July der Orkan, der für Guadeloupe so verderblich ward, vier bis fünf Stunden lang, doch ohne an Schiffen oder auf der Insel Schaden anzurichten.

Am 29. May d. J. ward am Strande der Ostspitze des Bahama-Eiland's S. Salvador (dasselbe welches Columbus am 12. Oct. 1492, früh um 2 Uhr von allen Amerikanischen Inseln zuerst entdeckte) 23° 37′ N. Br. 75° 25′ W. L. v. Greenwich, eine Bouteille aufgefischt, die wohlverschlossen folgende Schrift enthielt: „Diese Bouteille ward von der Englischen Brigg, Sir Charles M' Carthy, aus London, Commandeur M. C. Friend, auf ihrer Fahrt von Demerara nach London, über Bord geworfen, um die Meeresströmung auszumitteln, unter 22° N. Br. und 58° 30′ Westl. L. von Greenwich; der Wind war Ost, Thermometer 83° F. Freitag den 15. Oct. 1824." —

Im Juny d. J. verliessen mehrere Fahrzeuge mit Mannschaft, von dem Brittischen Kriegsschooner Speedwell, den Hafen Principe an Cuba's Nordküste; die dortigen Spanischen Behörden gaben denselben mehrere der Gegend kundige Jäger mit, um die auf dem nahgelegenen stark bewaldeten Cayo Romano versteckten Seeräuber aufzusuchen; die Barken, deren sich diese auf ihren Raubzügen bedienten, wurden weggenommen, und gegen die Räuber eine förmliche Jagd mit sogenannten Bluthunden begonnen.

Schluss-Bemerk. Hamburg, den 29. September. Die Nachricht, von einer durch den Brasilischen Admiral Lobo verfügte Blokade, bestätigt sich; die Provinz Montevideo hat im July zu S. Carlos förmlich eine Regierung organisirt; Lavalleja ist Oberbefehlshaber ihrer Truppen. — Callão hat sich am 2. May ergeben. — In London glaubte man am 23. Sept., Sir Charles Stewart werde in Brasilien unter den jetzigen Umständen wenig ausrichten. —

Brasiliens Einwohner.

Nach Gilbert Farquhar Mathison's Schilderung.

Ein Land, welches sich vom Aequator, eigentlich vom 4° N. Br., bis zum 35° Süder-Breite und vom 35 bis 64° Westl. Länge erstreckt, ist allerdings gross zu nennen. Der Atlantische Ocean umschliesst dessen grosse Küstenstrecke, bildet die trefflichsten Häfen, und macht es für jeden Handelsverkehr mit Europa, Afrika und selbst mit Ostindien höchst zugänglich, während grosse Ströme das ganze Innre in allen Richtungen durchfliessen, und also auch dort commercielle Verbindungen erleichtern. Ausser einem ungewöhnlichen Ueberfluss an Gold, Diamanten und andern Edelsteinen bringt es freiwillig wachsend oder leicht zu erzielen, die wichtigsten, schätzbarsten Gewächse hervor, die sicherste, unerschöpflichste Quelle des National-Reichthums. Bauholz, Reis und Baumwolle sind Stapelwaaren der Nordküste Brasiliens (Para und Maranham); Pernambuco liefert Färbeholz und Baumwolle; Bahia, Zucker; Rio de Janeiro, Zucker und Kaffee; doch ist der Anbau dieser wichtigen Waaren keinesweges auf irgend eine besondere Gegend beschränkt. —

Brasilien vereinigt jeden Vortheil, womit Klima, Lage, und Ergiebigkeit des Bodens, kurz die Natur, begünstigen kann, und zwar in allen Gegenden, soweit dessen ungeheuren Flächenraum (wenigstens 118135 □-Meilen) reicht. Doch ungeachtet dieser grossen, mannich-

fachen natürlichen Hülfsquellen, hängt dessen Bedeutsamkeit als Staat einzig von den Mitteln ab, die angewendet werden, um diese Hülfsquellen für politische Zwecke geltend zu machen. Speculationen, blos auf die natürliche Beschaffenheit und Wohlstandsfähigkeit eines Landes begründet, können nur so lange täuschen, bis über die Vortheile, die es zur Zeit wirklich oder nicht gewährt, sichere, unpartheyische Nachrichten mitgetheilt worden, wobei jedoch berücksichtigt werden muss, was mit Grund in einer nicht sehr entfernten Epoche von dem Lande zu hoffen ist. Betrachtet man aber Brasilien, welches geographisch und in naturhistorischer Hinsicht so herrlich erscheint, in dieser Rücksicht, so verliert dieses Amerikanische Land ungemein viel.

Die Hindernisse, die in Brasilien den wohlthätigen Einfluss der natürlichen Beschaffenheit für jetzt und gewiss für einen grossen Zeitraum hemmen, und die Benutzung der Naturgeschenke, eine heilsame Colonisation und die Erlangung des Wohlstandes für jeden Eingewanderten fast unmöglich machen, liegen hauptsächlich in der Beschaffenheit der Bevölkerung, welche geringe, unter sich entzweit, träge und gänzlich unfähig erscheint, sich als Nation zu entwickeln. Gleichviel, ob man mit Freireis 7—8 Millionen oder mit von Humboldt, der ohne Zweifel zu wenig annimmt, 4 Millionen Einwohner auf Brasilien rechnet, für 113—120000 □-Meilen ist solche Bevölkerung, die sich noch dazu an die Küsten und um einzelne Städte zusammendrängt, durchaus unzureichend. — Doch fast alle Amerikanischen Länder leiden an dem Uebel der zu geringen Bevölkerung und sind in dieser Hinsicht mit Russland zu vergleichen. Doch anderswo in Amerika fehlt es

dem Volke, gleich den Russen, nicht an Energie, nicht an Talent sich menschlich zu zeigen und zu entwickeln. Mit einer Brasilischen Bevölkerung hätte auch ein Czaar Peter — nichts ausrichten können.

So hoch begünstigt also jene unermessenen Regionen von der Natur sind, so ist ihre ungeheure Ausdehnung ihrer Bedeutsamkeit als Staat gewiss nachtheilig; es wird eine geraume Zeit verfliessen, bis die Bevölkerung irgend ein angemessenes Verhältniss zu der Ausdehnung des Landes gewinnt, oder auch nur der Fall eintritt, dass die Leichtigkeit sein Brod zu erwerben, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Russland, auf den Zuwachs der Bevölkerung durch die zunehmende Zahl der Gebornen einwirkt. — Während andre Länder in Amerika, selbst die Gegenden am Rio de la Plata, von Kindern wimmeln, und jede Familie deren zu Dutzenden zählt, sind sie in Brasilien spärlich gesäet, weil es dem trägen Volke sogar zur Erfüllung der ehelichen Pflicht an Muth und Lust gebricht. Selbst wenn von Innen und Aussen Brasilien ruhig bleibt, wird die über einen ungeheuren Raum zerstreute oder in einzelne Punkte, wie auf Oasen, zusammengedrängte Nation lange politisch unbedeutend bleiben. Allein Brasiliens, besonders politisches Verhältniss zu Europa, wie zu Amerika scheint den nachtheiligen Einfluss jener allgemeinwirkenden Ursache eher zu erhöhen als zu mindern.

Ueber den eigentlichen Werth der geringen, aus den ungleichartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten Bevölkerung Brasiliens lässt sich eine Ansicht geben, wenn man diese Bestandtheile näher betrachtet. Schon solche Betrachtung wird zeigen, dass es denselben gänzlich an Nationalität mangelt und dass es auch einer

wohl organisirten Regierung schwer werden würde, in denselben Perfektibilität zu wecken. Unter den 4 bis 5 Millionen Menschen, die in Brasilien leben, giebt es höchstens 950000 von reiner Europäischer Abstammung; 1,120000 sind Mischlinge (Mulatten, Mestizen, Mameluken, m. s. Columbus I, S. 140,) und freie Schwarze, 1,960000 sind Sklaven. Weder in Rücksicht des moralischen Charakters, noch geselliger Bildung, oder geistiger Anlagen, sind diese Volksklassen, die man in mancher Beziehung Kasten nennen könnte, so beschaffen, dass sie brauchbare Materialien für die Werkstatt künftiger Volksgrösse werden könnten.

Die Indianischen Urbewohner haben sich nicht, wie in Mexiko, Peru, Colombia etc. durch Verehlichungen und Civilisation mit den eingewanderten Besitzern des Bodens amalgamirt. Sie haben sich grösstentheils, in bis jetzt unerforschte, zum Theil fast undurchdringliche Wildnisse, vor den Portugiesischen Verfolgern, von denen sie mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt wurden, Zuflucht gesucht, oder sie leben unter den Colonisten, z. B. an den Ufern des Parayba do Sul, unweit Rio de Janeiro, in einem Zustande, der wenige Vorzüge vor ihrer früheren Verwilderung hat. Steigt die Colonisation, so werden einzelne Stämme nach und nach ausgerottet werden; könnte man sie aber, wie bereits in einigen Gegenden nicht ohne Erfolg versucht ist, zur Arbeitsamkeit gewöhnen, so möchten sie vielleicht bei ihrer Gutmüthigkeit den Keim einer sehr schätzenswerthen Bevölkerung bilden. (Auch v. Freireis *)

*) Bekanntlich ist dieser, um Brasilien hochverdiente Mann, der, als Begleiter des Prinzen Maximilian von Neuwied nach Brasilien kam, am 1sten Arpril 1825 auf seiner

ist dieser Meinung. (M. s. dessen „Beiträge zur nähern Kenntniss von Brasilien etc.“ Columbus, B. I, S. 86.) Für jetzt aber ist von dieser Bevölkerungs-Classe wenig oder nichts zu erwarten; vielmehr hemmen sie an manchen Gränzen, durch ihre feindlichen Ueberfälle, die Fortschritte des Anbaues.

Die Afrikanischen Sklaven bilden eine brauchbarere, wichtigere Volksklasse; doch, in Rücksicht der Civilisation, stehen sie nur wenig über den Indianern und in Rücksicht körperlicher Stärke und Gewandtheit unter denselben. Von Natur Wilde, gänzlich in allen dem ununterrichtet, was den Menschen über das Thier erhebt, verewigt der Zustand ihrer Dienstbarkeit in Brasilien nur ihre Unwissenheit und ihre geistige und moralische Entartung. Dass solch ein Volk die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht, ist für ein Land, welches sich in politischer Hinsicht wichtig machen will, wahrlich höchst nachtheilig. Das Vorhandenseyn der Sklaven ist in jedem Reiche und Staate ein grosses National-Uebel; wer da meint mit und durch Sklaven könne ein Reich gedeihen, spricht aller Erfahrung Hohn; für Brasilien aber ist es ein zweifaches Uebel, weil dort Sklaven unentbehrlich sind. — Um die Lage eines Sklaven zu beurtheilen, ist es thöricht, wenn wir uns mit unsern Gesinnungen und Ansichten in dessen Lage versetzen wollten. — Die Brasilischen Sklaven sind wirklich grösstentheils munter gestimmt und zufrieden, und ihre Unwissenheit ist ihnen wirklich eine Segnung, — aber sie selbst sind keine Segnung für den geselligen Verein, wo-

---

Pflanzung, Wilhelmshöhe, am Rio dos Caravelhos, (südlich von Bahia) gestorben. — Anm. d. H.

von sie einen Bestandtheil bilden. Jedes Glück, was auf Unwissenheit und Fühllosigkeit für höhere Freuden beruht, entwürdigt den Menschen, und die Entwürdigung desselben entehrt den ganzen Staatskörper! (Das mag sich das Gesindel merken, welches noch jetzt der Leibeigenschaft das Wort redet!) Durch weise, milde Gesetze ist für diese Sklaven möglichst gesorgt. Aber dieselbe Ursache, die auch andere gute, gesetzliche Einrichtungen in Brasilien vernichtet, die Bestechlichkeit und schlechte Organisation der Regierung, wirkt auch auf die Behandlung der Neger ein. Nur deshalb besitzt der Herr unumschränkte Gewalt über seine Leibeignen; und ihre Behandlung ist zufällig und willkührlich, bald besser, bald schlimmer, so wie der Herr gelaunt oder gestimmt ist. Im brittischen Westindien werden die Gesetze unter der Ober-Aufsicht der kräftigen Regierung Englands, die an der Gewalt der öffentlichen Meinung und der Parlamentarischen Untersuchung, einen Rückhalt hat, — strenge verwaltet und verhütet jeden auffallenden Missbrauch der Gewalt; aber in Brasilien werden auch die weisesten Gesetze leicht umgangen: der Arme ist ganz der Barmherzigkeit des Reichen Preis gegeben, und daher wird nur der Sklave einigermassen gut behandelt, von welchem der Eigner grossen Nutzen hat. — Die Sklaven werden nicht häufig gemisshandelt, aber nirgends wird, was Kleidung und Speise anbelangt, schlechter für sie gesorgt, als in Brasilien.

Die Fortdauer des Sklavenhandels, den keine Vorstellung von Seiten Grossbrittaniens bisher ganz zu verhüten im Stande gewesen, und der südlich vom Aequator noch erlaubt ist, trägt wesentlich zur Vermehrung des Uebels bei. Da es nicht schwer ist, neue

Sklaven zu erhalten, so wird die Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Eigner auf diejenigen, welche sie schon besitzen, vermindert; und da weder moralisches Gefühl noch strenge Gerichtspflege diese kleinen Tyrannen zügeln, so wird oft mit dem Menschenleben auf eine entsetzliche Weise gespielt. Mein Miethbedienter, ein ausgewanderter Schweizer, erzählte mir, ein reicher Brasilier, in dessen Hause er sich aufhielt, habe im Jähzorn einen seiner Neger todt geschlagen. Der Leichnam des Ermordeten wurde im Garten, wo der Mord geschah, eingescharrt, und niemand kümmerte sich weiter um diese Schandthat. Freilich sind solche Fälle selten, aber sie beweisen, dass den Negern der Schutz der Gesetze gänzlich gebricht.

Der Sklavenmarkt in Rio de Janeiro ist in der Rua do Val longo, wo die Sklavenkrämer, die Einzelne an den Mann bringen, Laden halten, und wo sie ihren Käufern menschliche Wesen mit einer Fühllosigkeit und Kaltblütigkeit verhandeln, als wären es Englische Waaren. Wer Augenzeuge dieser Schauderscene war, wird sie nie vergessen. Solche Unmenschlichkeit stumpft die edleren Empfindungen ab, und indem der Mensch seine Mitmenschen als Lastthiere betrachtet, wird er allmählig selbst zum Vieh.

Die Verbesserung des Zustandes der Neger ist kein Gegenstand, wofür die Regierung oder Privatpersonen in Brasilien Sinn haben. Das einzige, was in dieser Hinsicht zum Lobe der Brasilier gereicht, ist, dass sie die Neger nicht, wie es in den Brittischen Colonien geschieht, von der Christlichen Religion abhalten; obgleich die Sklaven von den Lehren des Christenthums nichts verstehn, und viele heilige Pflichten derselben nicht zu üben vermögen, so beobachten sie doch die

äussern Gebräuche und Ceremonien der Römischkatholischen Kirche. Sonntags sieht man sie Haufenweise, besonders die Weiber, in die Kirchen ziehn, ohne dass deshalb, wie in den südlichen Staaten von Nordamerika, die Weissen in solchen den Gottesdienst meiden. Die meistens lernen das Paternoster und das Ave beten, und beichten auch gelegentlich einem Priester. Man tauft sie und, wenn sie es verlangen, so verehlicht man sie auch nach Römischkatholischem Kirchengebrauch.

Auf den Pflanzungen werden, ehe die Neger bei Sonnenaufgang an die Arbeit gehen und Abends bei Sonnenuntergang, wenn sie davon zurückkehren, öffentliche Gebete gehalten. Die Schutzheilige der Neger in Brasilien, deren Fest sie mit vieler Fröhlichkeit und mit der Ausgelassenheit der Saturnalien begehn, ist die *Nostra Senhora do Rosario* (die Mutter Gottes des Rosenkranzes). 35 Festtage, die sie im Jahre frei haben, so wie die Sonntage, geben ihnen Zeit ihren eignen Beschäftigungen oder Vergnügungen nachzugehn; doch selbst an diesen Fest- und Sonntagen sind sie vom Willen ihrer Herren abhängig.

Wie man auch über die Sklaverei denken mag, selbst der oberflächliche Anblick des Zustandes der Sklaven in Brasilien, und die Persönlichkeit der Menschen, die ihrem Einflusse unterworfen sind, bieten hinreichende Gründe zu der Behauptung dar, dass Negersklaven eine entartete, in jeder Rücksicht verwerfliche Classe von Einwohner sind. Obgleich brauchbarer und betriebsamer als die Indianischen Ureinwohner, sind sie doch keinesweges geeignet, die Angelegenheiten einer grossen, blühenden Nation fördern zu helfen. Sie sind in jeder Rücksicht erbärmlich, ohne Herzhaftigkeit

und Leben; sehr zu bedauern, aber keinesweges zu achten.

Eine noch weit eigenthümlichere Klasse der Bevölkerung sind die Freineger, die freien Mulatten, nebst den übrigen, aber nicht zahlreichen Mischlingen.

Unter diesen sind die Mulatten bei weitem die zahlreichsten; sie stehen in Hinsicht auf Bildung und politischer Wichtigkeit weit über den Negern, in Hinsicht des Charakters aber weit unter ihnen. Sie scheinen die Laster des wilden und des civilisirten Lebens zu vereinigen, ohne irgend einen lobenswerthen Charakterzug beider zu offenbaren; die Weiber, wie die Männer, überlassen sich schamlos allen Begierden, ohne sich durch Religion und Sitte lenken zu lassen. Als Besitzer von Sklaven (der Freie, gleichviel von welcher Farbe, darf in Brasilien Sklaven halten) sind sie gemeiniglich grausam und hartherzig gegen dieselben, und wehe dem Unglücklichen, dessen Schicksal ganz von ihrem Willen abhängt. In grossen Städten gewinnen sie ihren Lebensunterhalt durch Gewerbe und Krämerei, als eine höhere Klasse von Arbeitern, als Aufseher über die Sklaven, welche den Waarentransport auf Böten oder fortschleppend besorgen. Im Innern bilden sie auf gleiche Weise einen Mittelstand zwischen den Weissen und den Sklaven, sind oft wohlhabender wie jene, bauen kleine Landstellen an, handeln mit Hornvieh, Maulthieren, Schweinen etc.; eine grosse Anzahl dient als Maulthiertreiber, doch ist der Anführer der Caravanen in der Regel ein Weisser. Sie sind aussohweifend in der Wollust, wüthende Spieler, listig, verrätherisch und rachsüchtig; wenn in Brasilien Verbrechen verübt werden, so ist gewöhnlich ein Mulatte mit im Spiel.

Die Mulatten sind zu allen Civil-, Militair- und Kirchenämtern wählbar, und wenn einmal ein Mensch die Freiheit erlangt hat, so wird die Farbe seiner Haut in Brasilien nicht als ein Grund des Vorwurfs oder der Herabwürdigung betrachtet. Die Folgen dieses liberalen Systems sind höchst wohlthätig für das Ganze, weil dadurch Nacheifer geweckt, und eine ebenso kraftvolle als gefährliche Volksklasse durch gemeinsames Interesse mit den Weissen verknüpft wird, statt sie durch einen peinlichen Zustand der Erniedrigung zu erbittern. Sollte einmal, was aber nicht wahrscheinlich ist, ein Sklaven-Aufruhr in Brasilien ausbrechen, so werden die Mulatten gewiss die Weissen gegen jene vertheidigen helfen.

Die Portugiesischen Ansiedler, die sich jetzt sehr vermindert, und wovon viele der bedeutendsten schon mit dem Königlichen Hofe im April 1821 nach Portugal heim gezogen sind, ja die an der Nordküste Gran Para etc. heftige Verfolgungen haben erdulden müssen, und die Creolen von Portugiesischer Abkunft, sind endlich der nun noch übrige Theil der Bevölkerung; sie bilden gleichsam die Aristokratie des Landes, geben sich auch sämmtlich gar gerne für Edelleute aus. Mit einer Europäischen, namentlich mit der Brittischen Nobility, verglichen, erscheint sie unbedeutend und gemein. Die Mehrzahl und die achtbarsten, sind Pflanzer und Bergwerksbesitzer, nebst ihren unmittelbaren Hausgenossen, weit und breit im ganzen schrecklich-grossen Reichsgebiete vertheilt, und dermaassen durch Flüsse, Urwald und Gebirge getrennt, dass es ihnen schwer wird, sich als Genossen desselben Staatskörpers einander zu nähern. So leben sie einsam, meistens auf Landstellen und an Orten, die von den Hauptstädten, und über-

haupt von aller menschlichen Wohnung weit entfernt sind, und geniessen fast keiner der Freuden, die in civilisirten Ländern aus dem geselligen Leben erwachsen; höhere Bildung und Aufklärung können unter ihnen begreiflicherweise nur langsame Fortschritte machen. Sie kommen nie mit Menschen in Berührung, die in Rücksicht der Geistes- oder Sittenbildung höher stehn, als sie, und bemerken daher ihre Unwissenheit und die daraus für sie entstehenden Nachtheile nicht; sie kennen keinen Ehrgeiz, als möglichst viel Geld zu erwerben, um ihre Lieblingsneigungen, die oft unglaublich albern sind, zu befriedigen. Ihre Kinder, auf dieselbe Weise in Einsamkeit zwischen dienstbaren Schwarzen auferzogen, nehmen ihre Sitten an, und dieser schlechte Zustand der Dinge pflanzt sich also unaufhaltsam in der ganzen Nation fort.

Der jetzregierende Kaiser, ein Mann von Geist und Vestigkeit (*a man of spirit and firmness*) biefet, nebst seiner Gemahlin, alles auf, um die Geistes- und Sittenbildung dieser Klasse der Bevölkerung zu veredlen; doch es sind diese Creolen an und und für sich ungemein halsstarrig und fürs Bessere wenig empfänglich, und es ist also eine grosse Anzahl vorbereitender Schritte erforderlich, um die Schwierigkeiten, die der Veredlung in Brasilien entgegenstehen, zu beseitigen und so dem Einflusse des Bessern überhaupt den Weg zu bahnen. Auf alle unabhängige Pflanzer, die auf isolirten Landstellen wohnen, also von dem Sitze der Regierung entfernt, nicht durch die gewöhnlichen Bande der Geselligkeit (Posten, Zeitungen etc.) verbunden sind, und wie eben so viele kleine Fürsten unter ihren Vasallen leben, haben politische Veränderungen wenig Einfluss; bis jetzt sind sie nicht daran gewöhnt, wohlthätigen Gesetzen

und Verordnungen zu gehorchen, oder sich irgend einer Aufsicht zu unterwerfen, die auf ihr häusliches Verhältniss einwirkt. Sie suchen etwas darin, als unumschränkte Herren im Hause zu erscheinen, und würden vieles, was nothwendig ist, um Brasiliens Flor zu fördern, für einen Eingriff in ihre Rechte halten. Bis die Bevölkerung im Innern so weit angewachsen ist, dass dadurch die entfernten Niederlassungen mit den Hauptstädten, oder auch nur mit Provinzialstädten, in welchen überhaupt Civilisation zuerst wurzelt, verbunden werden, und sich so ein Geist der Nacheiferung und geistiger Regsamkeit zeigt, ist für die Erfüllung des Wunsches, in Brasilien Kenntnisse und die Künste des geselligen Lebens zu verbreiten, wenig Hoffnung vorhanden.

Die übrige weisse Bevölkerung, fast sämmtlich Kaufleute, lebt in Seestädten und besonders in den Städten an der Küste, als: Para, Maranham, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro. Unter diesen haben die Künste, welche das gesellige Leben bilden und schmücken, allerdings grössere Fortschritte gemacht, wie unter den Pflanzern im Innern; sie leben mit Britten, Franzosen, Deutschen etc. in täglicher Berührung, und die erwähnten Städte, besonders die drei letztgenannten, sind die Centralpunkte, wo sich die grösste Masse des Talents, der Kenntnisse und des Reichthums, die in Brasilien zu suchen ist, anhäuft. — Ganz vornehmlich ist dieses in Rio de Janeiro der Fall; es ist die Hauptstadt des grossen Reichs, die Residenz des Kaisers und der Kaiserin, der Sitz der Regierung, der Ort, der am meisten von den Ausländern besucht wird, und der also als ein Musterbild des geselligen Lebens in Brasilien dienen kann. Doch wahrlich jeder Fremde findet seine

Erwartungen in dieser Hinsicht, gleich bei seiner Ankunft in jener Kaiserstadt, ungemein getäuscht. Die reichsten, angesehensten Brasilischen Kaufleute sind meistens Menschen von der niedrigsten Herkunft, die ursprünglich Portugal als Abentheurer verlassen haben, und ihr Geschäft mit Krämerei und — Sklavenhandel — begannen; dieser abscheuliche Handel mit — Menschenfleisch ist in Brasilien eine der ergiebigsten Quellen des Reichthums.

Doch Glück im Handel ist nicht nothwendig mit einer entsprechenden Veredlung des Charakters und der sittlichen Lebensweise verbunden, und dieses beweiset sich vorzugsweise an jenen Brasilischen Handelsherren; auch die vornehmsten gleichen in ihrem Benehmen mehr den gemeinsten Trödlern, als Kaufleuten, wie man sie in Europa sieht und ehrt. Wenn sie in ihrer losen Jacke von Leinewand hinter den Zähltischen in ihren Comtoiren oder Gewölben sitzen, so sind sie in keiner Rücksicht von ihren Handelsdienern oder von ihren demüthigen Klienten, den Kleinhändlern, zu unterscheiden. Gerade in der Mittagsstunde wird gespeis't, dann wird Siesta gehalten und hierauf bis gegen Abend (6 Uhr) wieder ins Comtoir oder Gewölbe gegangen; dies ist ihre Lebensweise; denn Gesellschaften halten und besuchen sie nicht, sind überhaupt nicht gastfrei und selten sehen sie Fremde in ihren Häusern, weil sie entsetzlich eifersüchtig sind. Ihr ganzes Benehmen ist grob, ungeschliffen und gegen jeden, dem sie es bieten dürfen, hochmüthig im höchsten Grade; gegen die, welche sie fürchten, oder bei denen sie Zwecke zu erreichen wünschen — sind sie hingegen kriechend höflich. Sie sind nicht bloss wegen Mangel an Erziehung höchst unwissend, sondern weil sie schlechterdings über keinen Gegenstand

reden und auf gar nichts achten, was nicht mit ihrem Privatgeschäfte in unmittelbarer Berührung steht. Kurz, sie sind gemeine Krämerseelen, denen der Mammon Gott ist. Dreist fordere ich jeden Fremden von Bildung auf, mich Lügen zu strafen und mir zu beweisen, ob er in irgend einem eigentlich Brasilischen Kaufmannshause und in dessen Familienkreise in Rio de Janeiro freundschaftliche, liebevolle Aufnahme und Umgang gefunden habe, wie sie der Fremde in Montevideo, Buenos Ayres, Santiago de Chile, in Lima und überhaupt in andern Amerikanischen Städten so leicht findet? — Die eigentlichen Kleinhändler sind natürlich noch ungebildeter und roher und führen ein ganz erbärmliches Leben. Bei Tische z. B. isst die ganze Familie den pão da farinha (das Mandiocca-Mehl, unserm Sago ähnlich) mit den Fingern aus einer und derselben Schüssel; Weizenbrod ist in solchen Häusern unbekannt und auch eben nicht beliebt — und doch lässt sich solche Familie bei Tafel von einem halben Dutzend Sklaven und Sklavinnen aufwarten, die sämmtlich von Schmutz und Ungeziefer starren und nur halb bekleidet sind.

Von der Geistlichkeit lässt sich nicht viel sagen, als dass sie sich, obgleich Römisch-Katholisch, recht ernstlich den Zuwachs der Bevölkerung angelegen seyn lässt; Pfaffensöhne und Töchter sieht man allerwegen, und manche Pfaffen haben kaum an einem Kebsweibe genug; die Liederlichkeit dieser Geistlichen, besonders der Mönche, ist eines der vielen Uebel, worunter Brasilien gegenwärtig noch schmachtet, und sie trägt nicht wenig dazu bei, den Nationalcharakter herabzuwürdigen. Uebrigens sind auch diese Geistlichen in der Regel unbeschreiblich träge und unwissend, was die Geistlichen im Spanischen Südamerika nicht sind.

Männer von guter Herkunft, Erziehung, Geschäftstalent und gründlichen Kenntnissen, die also über alle diese Halbmenschen stehen, sind in Brasilien selten zu finden. Die wenigen, die sich finden, sind, wie der Kaiser, fast alle in Portugal oder in England gebildet, und zum Theil ausgewanderte Adliche; sie sind fast sämmtlich bei der Regierung und in Staatsämtern angestellt. Viele giebt es nicht, worunter der Kaiser zu wählen hätte; sie behalten daher ihre Aemter, und da sie das Monopol des politischen Talents und der Kenntnisse haben, so ist es natürlich, dass sie auch gleichfalls die politische Gewalt monopolisiren. Einer der edelsten, hochherzigsten, kenntnissreichsten Männer, der in kurzer Zeit unendlich viel für Brasilien gethan hatte, Jose Bonifacio Andrade de Silva, is leider von der Regierung entfernt! — —...—

Bolivar's Schreiben an den Bischof von Cuzco.

Lima, den 28. Mai 1825.

„Mit besonderer Zufriedenheit empfange ich Ewr. Hochwürden Mittheilung vom 31. Dec., welche den Geist des Evangeliums und den Gesinnungen eines wahren Prälaten der Amerikanischen Kirche auf gleiche Weise angemessen ist, und deren Wünsche für die Unabhängigkeit des Vaterlandes ausspricht."

„Ewr. Hochwürden anerkennt, indem Sie mir zu den glorreichen Ereignissen Glück wünschen, ganz der Gerechtigkeit gemäss, dass sie das Werk des Himmels sind, welcher um die schuldlose Erde vom Druck der fremden Zwangherrschaft zu befreien, unsre Waffen gestählt hat, so dass wir unter dem Schirme unserer Ge-

setze unsere Wohlfahrt und das Heil der Religion des Welterlösers fördern können. — Ew. Hochwürden sind erfreut, mich als ein Werkzeug des Allerhöchsten Willens zu betrachten, indem ich den grossen Plan verfolge, der mir von Ewigkeit her vorgezeichnet worden ist. Dankvoll anerkenne ich dieses Zeugniss und bekenne freimüthig, dass ich, für Peru's wahren Ruhm und Wohlfahrt handelnd, als Krieger und Feldherr mich nie durch die Uebel beugen liess, die sich so empörend den Erfolgen des letzten Jahrs, welches nun das Volk mit Triumph feiert, entgegensetzten. Ich bin vest entschlossen, die geheiligte Flamme des Evangeliums zu nähren und mein Herz nie von dem Boden der Inca's zu trennen, zu dessen Gunsten Ewr. Hochwürden gewiss alles aufbieten werden, um mittels des ganzen Einflusses, den Ihnen Ihr hohes Kirchenamt verleiht, Frieden zu vestigen, den Geist der Eintracht zu bewahren, und allenthalben Bruderliebe und Eintracht zu verbreiten, damit selbst diejenigen, die fühllos für die Stimme der Natur sind, die freien Institutionen des Landes bewundern mögen. Sie wissen, Vaterlandsliebe ist eine heilige Flamme, die sich nicht verbergen lässt, die sich, indem sie aus reinen Gesinnungen und für das Glück der Heimath handelt, immer gleich bleibt, und dass der moralische Zustand des Landes die väterliche Sorgfalt der Nachfolger der Apostel auf eine ganz ausserordentliche Weise fordert.

Unter den mancherlei Vortheilen, welche die Göttliche Vorsehung mir in dieser Republik gewährt hat, rechne ich auch den Empfang Ihres apostolischen Segens und die Ehre einen Boden zu berühren, der mir wegen der Erinnerung an Mungo Capac heilig ist, eines Mannes, der mit eben so viel Klugheit als Menschen-

liebe ein Reich auf die Grundlage der moralischen Aufklärung seines Volkes und auf reine religiöse Gesinnung gründete, die später hin ein verdammlicher Verfolgungsgeist vernichtete.

Empfangen Sie etc.

Bolivar."

Sir Alexander Caldcleug's Abentheuer

auf seiner Rückreise

von

Santiago, Chile's Hauptstadt

über das

Andengebirge nach Buenos Ayres und Rio de Janeiro. *)

(Man vergleiche Columbus, Augustheft. S. 118 flg.)

Anstalten zur Rückreise.

Vierzehn Tage vor meiner Rückkehr aus Peru, am 22. May 1821 nach Santiago (s. September-Heft S. 265) waren Nachrichten eingegangen, dass die Bergkette der Anden *cerrada* d. h. nicht mehr für Maulthiere zu übersteigen sey. In den Niederungen war sehr viel Regen gefallen, und folglich auch der Schnee auf dem Gebirge, welches wegen seiner Höhe selbst in dieser noch heissen Zone eine kalte Region bildet, stark angewachsen. Im Monat Juny, obwohl nicht der kälteste in dieser Breite, sind doch, etwa wie im December unsers Nordens, Schneestürme am häufigsten, und daher hatte ich keine Zeit zu verlieren, um nach Mendoza (s. August-Heft S. 150 flg.) zu kommen. Die

*) Aus dessen Travels in South-America during the years 1819-20-21. Vol. II. London 1825. S. 99 flg.

sechs Winter-Monaten hindurch ist der Pass von Uspallata, der von Santiago durch einen Umweg nordöstlich nach Mendoza führt, und welcher südlich von dem Pass Portillo (Pförtchen), den ich im März (s. Augustheft S. 154, wo derselbe genau beschrieben ist) überstiegen hatte, liegt, der einzige, der sicher über das Gebirge leitet und mit Schutzhütten (casuchas) versehn ist.

Der Zustand der zwischen Mendoza und Buenos Ayres liegenden Pampas-Ebenen, war zu jener Zeit durch die Streifzüge der Arauco-Indianer dermaassen beunruhigt, dass kein Courier die Reise unternehmen wollte, und weil also die Verbindung zwischen Chile und Buenos Ayres eine Weile unterbrochen gewesen war, so ward ich, so bald meine Absicht, die Reise zu wagen, bekannt ward, von allen Kaufmannshäusern in Santiago inständigst gebeten, Briefe für sie mitzunehmen. Ich machte mein Gepäck so leicht als möglich, liess Mantelsack und Matratze zurück, und nahm blos ein kleines Felleisen hinter mich aufs Pferd. Ich miethete mir einen Wegweiser bis Mendoza, und hielt es für besser, nur ihn zu bezahlen und es ihm zu überlassen, selbst Peone (Hülfsleute) anzunehmen, und für Mundvorrath und Brennholz zu sorgen, als mich seiner und vieler Andern Barmherzigkeit zu überlassen, wenn wir den Fuss der Gebirge erreichten. Santiago liegt 104½ Span. leguas von Mendoza, mit folgenden Stationen: Colina 6 leg.; Santa Rosa 19; Guardia del Resquardo 13; Ojo de Agua 5; Laguna del Inca 5; Calaveras 1½; Cumbre 1½; las Cuevas 1½; Paramillo 1; Puquios 5; Punta de las vacas 3; Uspallata 13; Villa Vicencio 15; Mendoza 15.

Reise von Santiago über das Gebirge bis Mendoza.

Nicht ohne schmerzliche Empfindungen verliess ich am 28. Santiago, wo ich mit trefflichen Menschen angenehme Tage verlebt hatte; dabei musste mich die Reise, die ich vor mir hatte, in jeder Rücksicht mit Besorgnissen erfüllen. Der Uebergang über die Cordillera ist in dieser Jahrszeit mit bedeutender Gefahr verknüpft, und die hinter denselben liegenden Ebenen waren mit Indianern und Raubgesindel erfüllt, noch mehr zu fürchten, als die Schrecknisse jenes Passes.

Ich verliess Santiago Nachmittags; eine Anzahl meiner Landsleute (Engländer) begleiteten mich bis Colina, unser Nachtlager. Der Weg führt fast ununterbrochen durch eine unfruchtbare Haide, blos mit Mimosen-Gebüsch, welches überhaupt in dieser Ebene von Maypo vorherrscht, bewachsen. Zwei stark bewaffnete Kerle, die stürmisch an die Thüre der Schenke klopften und polternd in unser Schlafgemach drangen, und uns so aufschreckten, dass mein Führer, so wie ich, sie für Räuber hielt, und wir grade im Begriff waren, unsre Pistolen auf sie abzudrücken, erwiesen sich als friedliche Boten, die mir mit Briefen nachgeschickt waren.

Am 29. May blieb die Haide öde und unfruchtber, gleich der des vorigen Tags. Die Cuesta (Anhöhe) von Chacabuco schliesst die Ebene, und der Weg windet sich eine Zeitlang aufwärts. Hier schlug General San Martin am 12. Febr. 1817 den Spanischen General Marco (s. Columbus, Augustheft S. 143), nahm ihn gefangen, zerstreute sein Heer und führte also Chile's gänzliche Befreiung herbei, die sich von diesem

Tage datirt. Meine Reise von der Hauptstadt hatte bis hier ungefähr 25 leguas eine südliche Richtung *); die Anhöhe abwärts zieht sich aber der Weg östlich ins Thal von Santa Rosa bis zum Eingang des grossen Passes. In dem Dorfe Santa Rosa erfuhr ich, dass ein Bote, der 8 Tage früher von Mendoza abgeschickt war, um Maulthiere an den Schneerand der östlichen Seite zu bringen, hier Leute als Beistand gemiethet habe, und wir hatten also Hoffnung ihn auf dem Gipfel jenseits zu treffen, da die Schneemaassen es zuliessen.

Das Thal Santa Rosa ist unbeschreiblich schön; stolz emporragende Berge schützen hier den üppig fruchtbaren Boden vor kalten Schneewinden, so dass er die köstlichsten Früchte und Blumen freiwillig erzeugt. Feigen und Trauben gedeihen in Ueberfluss; die Weinreben werden an Spalieren gezogen; man blattet sie etwa im August ab, und bedeckt die Wurzeln nicht; die Lese ist fast immer gleich ergiebig. Die Leute in dem Hause, wo wir einkehrten, waren ämsig beschäftigt chicha, das heisst hier Most, zu keltern. Einige Häute werden in Form eines breiten Sacks zusammengenäht, und dieser zwischen zwei Pfosten aufgehängt; von dem Grunde des Sacks geht einer kleiner Schlauch aus, welchem der Most in einem fortwährenden Strome entfliesst. Ein Mann stand mitten in dem Sack und trat die Trauben, die ein andrer in grossen Körben zutrug. Beide kelterten wechselweise, gewiss eine unangenehme Arbeit. Der Mann, welcher gerade kelterte, klagte sehr über Kälte — weil er ganz nackt ging.

*) Im Original steht northerly, doch die Charte, die beigefügt ist, zeigt den Weg nach Süden an, und beweisst, dass dieser Ausdruck ein Druckfehler ist. — Anm. d. Uebers.

Das Dorf Santa Rosa besteht aus Lehmhütten, und hat über 2000 Einwohner, die von dem Verkehr, der durchs Thal hin getrieben wird, ziemlich wohlhabend sind.

Ich blieb hier zwei Tage, die mit der Bereitung von Holzkohlen hingebracht wurden, auch miethete ich Lastträger, um unsern Mundvorrath, Sättel etc. fortzubringen. Endlich bewegte ich meinen Wegweiser Matteo am 30. May mit grosser Mühe weiter zu reisen. So bald die Reisegesellschaft, der Wegweiser, ich und zehn Mann, die letzten Häuser erreicht hatten, trafen wir Weiber und Kinder, die ihnen jammernd Lebewohl sagten, als wäre keine Hoffnung vorhanden, sie je wieder zu sehn. Das Muttergottesbild ward in einem Kasten herbeigetragen, vor welchem wir alle knieeten, und dem wir andächtig die Hand küssten. Dann bestiegen wir unsre Maulthiere, und zogen unter den Wehklagen der Weiber und Kinder von dannen. Eine legua ($\frac{4}{5}$ Deutsche Meilen) weiter trifft man einige Hütten, wo wir die Nacht zubrachten. Mein Führer hielt jetzt die Leute beisammen, und kaufte noch mehr Vorrath für die Reise ein: Most, Charque oder Trockenfleisch, Geflügel, Schweinfleisch und Brod, hinreichend für 14 Tage, da die Reisenden oft so lange in den Schutzhütten auf dem Hochgebirge vom Schnee eingeschlossen werden; vornämlich sorgte er aber für eine Menge Aji oder Chile-Pfeffer (Capsicum), der in kleinen Kürbisflaschen geschüttet wird, nachdem er zwischen zwei Steinen zu Pulver verrieben ist, so wie für eine Menge Zwiebeln und Knoblauch. — Die untere Volksklasse in Chile liebt dies Würzen sehr, so wie Bohnen, mani genannt, von einer niedrig wachsenden Pflanze (arachis hypogea) ihr Hauptnahrungsmittel sind.

Am 31. May kamen wir, schon bei Tagesanbruch weiterreisend, über den Fluss von Villa nueva, auch Rio blanco (weisser Fluss) genannt, und zogen eine Strecke weit an dessen nördlichen Ufer durch dichte Waldung. So erreichten wir den Pass, dessen Eingang südöstlich liegt. Der Wind wehte ausserordentlich kalt und ward heftiger, je näher wir dem Gebirge rückten. Auf Befehl des Wegweisers, der bei solcher Gebirgsreise sich etwa so benimmt, wie ein Lootse am Bord eines Schiffes, mussten wir vom Maulthier steigen und uns jeder einen starken, vorne zugespitzten Wanderstab schneiden, um beim Erklettern der Sierra uns zu stützen. Das Waldthal verlassend, erreichten wir das Wachthaus (guardia del Resquardo) Dort mussten wir unsere Pässe vorzeigen, und reisten dann noch eine legua weiter an eine Stelle, die viel Brennholz darbietet, wo wir ein grosses Feuer anzündeten und die Nacht unter einem Felsen zubrachten. Die Lage dieses ganz offnen, rings von Schnee bedeckten Thals ist sehr romantisch. Dicht vor unserer Lagerstelle stürzte ein grosser Wasserfall in den Fluss, der je weiter man aufwärts kommt, immer seichter und kleiner wird. Die Felsmassen, die ich näher untersuchte, waren vornämlich Granit und Blöcke von dessen Gemengtheilen, Feldspath und Glimmer. Der Wind blieb ungemein kalt.

Bei Tagesanbruch setzten wir uns're Reise am Rio Blanco fort. Der Weg war höchst holprig, weil er von Wildbächen, die von den Höhen an beiden Seiten herab stürzen, zerrissen wird. Wir mussten durch einige sehr bedeutende Wasserfälle, auch über den Rio Colorado, und erreichten so die erste Schutzhütte (casucha). Es giebt deren 12 bis 14 auf

diesem Gebirge; sie sind aus Backsteinen erbaut, mit einer Treppe von mehreren Stufen, die zur Thüre führt, um das Hineinwehen des Schnees zu verhüten. Die Felsen bestehn aus Trappgestein und Porphyr mit grossen Granitmassen. Eine Englische Meile weiter erreichten wird den Schneerand, und stiegen ab. Der Wegweiser fing nun an, ajotas zu machen, d. h. Schneeschuhe, die aus dreieckigen Stücken Schaaffell bestehn; der Fuss wird zwischen die Wolle gesteckt und die beiden Seiten werden um das Bein bevestigt; die Schuhe zieht man vorher aus. Die Pilliones oder die Schaaffelle, die als Satteldecken dienen, werden vorne und hinten um den Leib gebunden, um den Körper trocken zu halten, wenn man sich in den Schnee setzt oder hinein fällt; der Bordon oder Wanderstab dient als Stütze, und ein Stück grüner Seide schützt die Augen vor dem blendenden Schnee. Die Lebensmittel, Kleidung und Sättel werden unter die Leute zum Forttragen vertheilt. Der Wegweiser erwählte einen Vormann, und der Marsch begann. Die Maulthiere wurden etwa eine legua weit vor durch den Schnee getrieben, um ihn zu brechen (*para romper la nieve*), doch ohne dass ich davon einen Vortheil bemerkte. Der Pfad führte an Berghängen hin, und da der Schnee hart gefroren war, so drohte bei jedem Schritte Gefahr, auf dem Glatteis auszugleiten und in den Abgrund hinabzustürzen. Wir waren noch nicht weit gekommen und wandten uns gerade an eine Falda (Berggehänge), welches aus einem tiefen Schneethal hervorragte, hin, als ein Maulthier ausglitt und Kopf unter, Kopf über in den Abgrund stürzte. Schauder ergriff mich, aber wie erstaunte ich, als es sich unten wieder aufraffte und fortging. Dort aber war es einem noch qualvolleren Tode

aufbehalten, als wenn es auf einen Felsen gefallen und sich gänzlich zerschmettert hätte; es konnte nicht heraus und musste dort verhungern. — Ich vermochte meinen Führer die übrigen Thiere zurück zu schicken, weil sie nichts nützten und ohne Hufeisen bei jedem Schritte in grosser Lebensgefahr schwebten. Als die Thiere ins Thal zurückgebracht waren, stiegen wir einen sehr steilen Berg hinan, wo die zwei vordersten Männer mit einem spitzen Eisen, welches sie bei sich führten, Stufen hauen mussten. Die ajotas und die Schaaffelle, so wie die Anstrengung des Kletterns, auch wohl die Angst, hielten mich fortwährend in Schweis. Im Süden, zu unserer Linken, erblickten wir nun eine Schneefläche, den gefrorenen Inca-See (Laguna del Inca). Nach einer höchst gefährlichen, mühsamen Wanderung erreichten wir um 7 Uhr die Casucha del Juncal, wo wir übernachteten. Wir zündeten unsre Holzkohlen im Innern der Casucha (die also wohl einen Rauchfang hat?) an, und krochen sämmtlich auf dem Boden zusammen, um uns vor Kälte zu schützen. Kaum hatten wir uns nieder gelegt, als ein Mann mit drei Maulthieren von der Mendoza-Seite her ankam. Er hatte sich höchst unbesonnen mit Maulthieren um diese Jahrszeit ins Gebirge gewagt, und war fünf Tage lang auf dem Gipfel eingeschneiet gewesen. Während der Nacht hatten die Thiere, die diese Zeit hindurch hungern mussten — die Wanderstäbe der auf dem Gipfel zurückgebliebenen Leute angefressen und sie unbrauchbar gemacht. Sie sind von grünem, aber sehr harten Holze. Nach meiner Barometer-Messung liegt diese Casucha etwa 10501 Fuss hoch! —

Höchst mühsam und daher langsam gings am 2. Juny weiter, immer steil ansteigend. Der Schnee

war hart gefroren, und man musste wieder Stufen hauen. Einige Peone glitschten mehrere mal aus, und ziemlich weit abwärts; sie retteten sich blos dadurch, dass sie mit grosser Gewandheit ihren Stab in den Schnee stiessen. Zwei Peone wurden, als wir die Casucha del Juncal verliessen, von heftigen Anfällen eines Uebels ergriffen, welches sie puña nennen. Puña heisst in der Quichua- (Chile-) Sprache eine kalte unbewohnte Stelle im Gebirge. Die davon benannte Krankheit scheint ein Leiden des Zwergfells (diaphramatic heaving) mit grosser Erschöpfung und Muthlosigkeit begleitet. Die davon ergriffenen legen sich nieder, geben sich auf und sterben oft, ehe sie ins Thal gelangen. Grosse Gaben Zwiebeln und Knoblauch leisten zuweilen Hülfe bei dieser Krankheit, und ein so angenehmes Mittel nehmen diese Chilier gerne; aber die sicherste Cur ist die Kranken so bald als möglich von der Höhe herab zu bringen. Diejenigen Peone, die alte, schmutzige Kleider tragen, leiden am öftersten von der Puña und auch die, welche ich zurückschicken musste, waren schlecht bekleidet. Der eine war sehr krank, der andre, der ihn begleitete, wenig. Ich weiss bis jetzt nicht, ob sie glücklich ins Thal gelangt sind.

Obgleich die Kälte strenge war, so erregte doch die Anstrengung grossen Durst, und der Wegweiser, welcher die Stellen kannte, wo wir über gefrorne, hochbeschneite Gewässer kamen, bohrte mit grosser Mühe Löcher, und so erhielten wir Trinkwasser. Dennoch nahmen wir oft Schnee in den Mund, ungeachtet des Schmerzes, den er an den Lippen verursachte. Nur äusserst langsam ging es auf den Cumbre (Gipfel) zu, und um 2 Uhr sahn wir die Casucha, wo wir übernachtet hatten, wiewohl wir sie schon 7 Stunden geklet-

tert waren, noch ganz nahe unter unsern Füssen. Um diese Zeit bemerkten wir einen Zug Maulthiere und Peone, die über die vor uns liegenden Berge, so schnell als möglich, auf uns zu kamen. Mich, der vorne ging, trafen sie zuerst, und fielen ohne Umstände über unsere, mit Mundvorrath gefüllte Beutel her. Von einem Schneesturm in einer Schutzhütte eingesperrt, hatten sie seit sechs Tagen nichts gegessen; wären wir zwei Tage früher aus Santiago abgereis't, so würde er uns auch betroffen haben. Die armen Thiere waren fast verhungert, aber da das Wetter günstig war und Weide an der Ostseite näher ist, als an der Westseite, so traf mein Wegweiser eine Uebereinkunft mit dem Eigner jener Maulthiere und sie kehrten mit uns zurück. Bald erreichten wir nun den Gipfel (Cumbre), der etwa eine viertel Englische Meile im Umfange hat. Auf diesem Punkt, der etwa 12,585 Fuss über der Meeresfläche liegt, haben fromme Leute ein Kreuz errichtet. Ich reinigte einen Felsen von Schnee; er bestand aus Grünstein. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin herrlich. Wunderbar-schön erscheinen die tiefen Schneethäler. Nun ging es sehr schnell abwärts und dann auf ebenem Boden fort. Dort liegt die Schutzhütte, las Cuevas, 11065 Englische Fuss über der Meeresfläche. Der Wegweiser liess einige Leute die Maulthiere besteigen, um desto schneller den Weideplatz zu erreichen, aber die armen Thiere mussten doch noch einen ganzen Tag hungern. Selbst als schon die Nacht eingebrochen war, eilten wir noch weiter, aber mein Wegweiser, dem ich unmittelbar folgte, verlor die Spur, und wir geriethen mehreremal tief in den Schnee. In der Schutzhütte der Paramillo (der kleinen Berghalde) hielten wir Nachtlager.

Am 3. Juny Morgens stand das Thermometer auf 26° in der Hütte, trotz der Wärme, welche die vielen Menschen und das Feuer, welches Abends zuvor brannte, erregt hatte. Das Wetter war hell. Der Wegweiser stiess seinen Bordon in den Schnee, und weil das Loch blau aussah, so sagte er, wir hätten keinen Sturm zu befürchten. Ausserhalb der Hütte machten wir ein Feuer von dem grünen, aus Chile mitgebrachten Holze, und während es an der einen Seite brannte, frassen die Maulthiere an dessem andern Ende. — Der Schnee lag noch tief und der Himmel war so klar dunkelblau, wie die drei Tage zuvor. Unser Pfad führte an den Rio de las Cuevas hin, einen kleinen Strom, der nahe an dem Cumbre entspringt. Dann erreichten wir die Incas-Brücke (puente del Inca), einen natürlichen, etwa 20 Fuss hohen, aus kalkiger Masse gebildeten Bogen, von welchem lange Stalactiten herabhängen. Er steht an der Seite des Weges, und man hat nicht nöthig, über ihn hinzugehn. Es ging noch immer sehr allmählig abwärts; wir passirten mehrere Casuchas, z. B. los Puquios, die 9418 Englische Fuss hoch *) liegt, und erreichten endlich la Punta de las Vacas, wo wir bivouakirten, aber viel von der Kälte auszustehn hatten, obgleich zwei grosse Feuer die ganze Nacht hindurch unterhalten wurden. Das Thermometer stand auf 22°. Die Maulthiere waren ausgetrieben und erschienen am 4. des Morgens viel frischer.

Bei Punta de la Vacas (Kuhbrücke) vereinigt sich der Rio del Tupungato mit dem Rio de las Cuevas und bildet den Mendoza-Fluss. Der hohe Pik Tupun-

*) Diese Höhenbestimmung rührt von einer höchst sorgfältigen Barometermessung her, die Don Felice Bauza,

gato (s. Augustheft, S. 155), der noch nicht erstiegen ist, sich gewiss über 17—18000 Fuss über die Meeresfläche erhebt, erschien gerade über unsern Häuptern. Bald verschwand der Schnee gänzlich; wir nahmen die Seide von unsern Augen und konnten nun besser umherblicken. Den ganzen Tag führte der Weg an den Rand des Mendoza-Flusses oder den Abhang des Bettes durch Schluchten, welche er aufgerissen hat, hin. Diese Schluchten, laderas genannt, werden als die gefährlichsten Stellen der Strasse betrachtet. Sie sind kaum so weit, dass ein beladenes Maulthier hindurch kann, und viele sind in den unten hinrauschenden Bergstrom hinabgestürzt. Zuweilen lösen sich grosse Felsstücke von oben ab und zerquetschen den unglücklichen Wanderer. Man zeigte mir eine gewaltige Granitmasse, welche zwei Mendoziner begraben hatte, und (wie an dem

---

ein ausgezeichneter Spanischer Ingenieur-Offizier, auf einer Reise im November 1794 bewerkstelligte. Die von ihm bestimmten Punkte sind:

	Barometer Engl. Zoll.	Therm. F.	Castilische Fuss.	Franz. Toisen.
Valparaiso.....	30′	62	—	—
Santiago de Chile.....	27′ 39	72	2864	409, 7
Casa de las Calaveras 1½ leg. westl. v. Gipfel	20′ 64	61	11590	1658, 1
Cumbre (Gipfel).....	19′ 03	45	13892	1958, 4
Las Cuevas.....	20′ 16	54	12241	1747, 2
Los Puquios.....	21′ 45	57	10399	1447, 7
Mendoza.....	26′ 91	68	4891	699, 7

Die Höhe der Pyrenäen (Mont perdu) beträgt 10478 Rheinl. Fuss, der Mont blanc 14764 Fuss, der Mont Cenis 13882 Fuss. (1 Engl. Fuss ist 1⅐ Castilischer und 1$\frac{1}{34}$ Rheinl. Fuss.)

Rhone im Canton Wallis in der Schweiz) sind zahllose Kreuze, als Denkzeichen solcher Unglücksfälle, errichtet. An solchen Stellen erscheint die grosse Vorsicht der Maulthiere recht auffallend; so wie man an den Eingang einer Schlucht kömmt, geht das erste Maulthier (vaciano oder Führer genannt) voraus, um zu sehn, ob ein anderer Trupp herzieht; ist dies der Fall, so kehrt es sogleich um und bleibt mit den übrigen zurück, bis jener vorüber ist; lässt sich das geringste Rollen von Kieseln hören, so springt sogleich der ganze Trupp vorwärts, um der drohenden Gefahr auszuweichen.

Wir überstiegen ungeheure Blöcke Porphyr, Thonschiefer, Granit, Syenit und fleischfarbenen Feldspath und kamen über viele Arme des Mendoza. So verliessen wir die höheren Reihen der Cordillera, erreichten eine mit Gebüsch bedeckte Ebene und um 9 Abends Uspallata *), nachdem wir 17 Stunden auf den Maulthieren zugebracht hatten, und doch waren diese kaum so ermattet als wir. Die Bewohner einer Hütte bereiteten uns ein Abendessen von Fleisch des Guanuco, (Camelus llama, Blumenb.) welches mir so schmackhaft als Hammelfleisch schien.

Uspallata war einst wegen der Silbergruben berühmt; die aber seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts nicht mehr bearbeitet werden. **) Es giebt hier grosse

---

*) Man vergleiche mit dieser Uebersteigung der Chilischen (sehr hohen) Andenkette, die entsetzlichen Beschwerden der Bergreise in Colombien, welche Capt. Cochrane machte, s. Septemberheft S. 216 flg. — Anm. d. H.

**) Seit dem Jahre 1761 lieferten sie ein Erz, wovon 50 Centner 100—150 Mark Silber ausbeutete. Zweckmässig bearbeitet würden sie sich auch jetzt gewiss noch sehr er-

Haufen von Schlacken, die höchst wahrscheinlich von diesem Bergbau und nicht von Vulkanischen Ausbrüchen ihren Ursprung haben. Der Name Uspallata bedeutet in der Chile-Sprache Aschenland.

Am 5. Juny früh erreichten wir die kleine Paramillo oder den Eingang der Berghalden der östlichen Anden-Abdachung. Der Wind blies schneidend kalt; Pflanzenwuchs zeigte sich nur spärlich. Ich bemerkte graulichen Kalkstein in horizontalen Lagerungen, und wir kamen durch viele Schluchten mit sprödem Grase bedeckt. Es fand sich kohlensaure Sode (Carbonate of Soda) auf dem Boden, welche wahrscheinlich durch die Zersetzung des Granits entstanden, der Cleavelandite (vielleicht ein Mauersalz?) enthält. So erreichten wir den östlichen Ausgang der Cordillera, ein wahres Felsenthor, kaum 30 Fuss weit, mit wenigstens 200 Fuss hohen Felsenwänden an beiden Seiten; es bildet einen Anblick, der Erstaunen weckt. Der Wind rauscht mit Heftigkeit hindurch. Wir sahen auf dieser Tagereise viele Guanacos; in Rudeln von 5 bis 6 Stück galoppirten sie uns vorbei. Man hält diese niedlichen, etwa 4 Fuss hohen Schafcameele, die jetzt nur noch in einigen Thälern von Ober- oder Hoch-Peru zum Lasttragen gebraucht werden, als eine Seltenheit in Chile und Buenos Ayres. Man fängt sie häufig mit Seilen, woran Federn, Glocken und Glasstücke aufgereiht sind, und treibt sie in ein kleines Gehege. Bei den ersten Schneefällen verlassen sie die Gebirge und flüchten in die

---

giebig zeigen. Die Gegend liegt sehr gesund, und Lebensmittel sind in Ueberfluss vorhanden. Sie sind wahrscheinlich der Aufmerksamkeit der Engl. Chilischen Minen-Gesellschaft nicht entgangen. Anm. d. H.

Thäler und Ebenen, wo der Winter weniger strenge ist. Gereizt, werfen sie, wie das grosse Kameel, einen sehr scharfen Speichel aus. In einigen Familien zu Buenos Ayres musste man die Männchen fortschaffen, weil sie fortwährend die Damen mit ihren Liebkosungen belästigten. Die Wolle dieser Thiere wird sehr geschätzt, doch ist sie nicht so gut als die der Vicuña. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir Villa vicencio. Der Wind wehte die ganze Nacht hindurch heftig von der Cordillera herab, und es war sehr kalt.

Am 6. Juny bestiegen wir vor Tagesanbruch unsre Maulthiere und eilten nach Mendoza hinab. Der Sturm war so stark, dass unsre Maulthiere sich kaum auf den Füssen halten konnten, und einige Peone trotz aller Vorsicht ihre Hüte einbüssten. Doch weil wir schnell in die Ebene gelangten, so ward er bald gelinder und weniger lästig. Der Weg ging zuerst über abgerundete Kiesel, dann über feinen braunen Thon, den der Wind in Staub aufwehte. — Die Jorillo-Büsche und die Lavendelähnliche Pflanze (s. Augustheft S. 156) zeigten sich wieder, und als wir eine niedrige Bergreihe überstiegen hatten, erblickten wir die Kirchthürme von Mendoza, wo wir um 12 Uhr Mittags einzogen.

In neun Tagen hatte ich 104 Spanische leguas (78 Deutsche Meilen) zurück gelegt, und die Cordillera überstiegen, in dieser Jahrszeit eine ungewöhnlich schnelle Reise. Ich hatte keinen Schneesturm erfahren, und mir war sehr wohl. Nur den Verlust eines Maulthiers hatte ich zu beklagen.

Jose Miguel Carrera's Streifzug.

Die Nachrichten, die mir in Mendoza mitgetheilt wurden, lauteten höchst niederschlagend. In der gan-

zen Stadt herrschte Bewegung, wegen der Nähe des Chilier's Don Jose Miguel Carrera*), der mit

*) Dieser Carrera wer der Sohn eines reichen Chilier's, hatte in Spanien gedient, den Ausbruch der Revolution seit 1811 in Chile befördert, machte sich aber, so wie seine Brüder, Don Juan José und Luis Carfera, dort verhasst, und gerieth mit dem tapfern O'Higgins in blutige Fehde. Daher gelang es den Spaniern, unter Gainze, die Independenten im Jahre 1814 gänzlich aus Chile zu vertreiben. Die Cerreres fanden in Buenos Ayres, wohin sie flüchteten, keine Hülfe; daher ging Jose Miguel nach den Vereinigten Staaten, und wusste dort Geld und Waffen zu erlangen. Seine beiden Brüder brüteten Verrath gegen Buenos Ayres, welches eine Armee unter dem General S. Martin über die Anden-Kette schickte, um Chile zu befreien. Sie wurden verkleidet ergriffen, und im Januar 1817 auf dem Markte zu Mendoza erschossen. Sie hetten, trotz ihrem gegebenen Ehrenworte, Buenos Ayres verlassen. — Auch Jose Miguel Cerrere ward bei seiner Rückkehr 1818 nach Buenos Ayres verhaftet, entfloh aber, und hetzte den Ramirez, (s. oben in Text;) einen Freibeuter, der in Entrerios Truppen commandirte, gegen den General Artigas und zugleich gegen den Staat Buenos Ayres auf, sammelte dort einen Haufen geflüchteter Chilier, und störte mit demselben während der Jahre 1818 und 1819 die Ruhe der innern Plata-Staaten auf eine wahrhaft barbarische Weise, rückte 1820 sogar in Buenos Ayres ein, konnte sich aber nicht behaupten. Von allen verlassen, denen die Ehre heilig war, werf er sich endlich, im Anfange des Jahres 1821, einem herumstreifenden Haufen wilder, heidnischer Indiener (ob es wirklich Araukaner waren, ist noch nicht völlig gewiss) in die Arme, plünderte mit diesem die Stadt Selta (180 Meilen nordwestlich von Buenos Ayres,) auf eine so unmenschliche Weise, dass sogar alle jungen Frauenspersonen, zu Ergötzung seines Hauptquartiers, mit fortgeschleppt wurden, und drang dann auch von dem grössten Theile der Wilden, bei denen er gleichfalls keine Achtung gewinnen konnte, verlassen, südwestlich vor. Als er im März 1821 nach Westen streifte, wäre fast Herr Caldcleugh auf

einer Horde Arauko-Indianer noch in den Pampas umherschweifte. Die Orientalen (aus der Banda Oriental, oder der Gegend von Montevideo) unter Ramirez waren gleichfalls gegen Buenos Ayres zu Felde gezogen, und dieser, so wie Carrera, hassten die Stadt Mendoza aufs heftigste. Gegen den Ramirez stand Lopez, Gouverneur von Santa Fe, und gegen den Carrera war Don Albino Gutierrez, sein erbitterter Feind, mit Mendoza's Bürgergarde ausgezogen. Die Stadt Cordova, 80 Meilen nordöstlich von Mendoza, war von Carrera's Banden umgeben, und mehr als einmal von denselben bedroht worden. Er hatte blos Reiterei, aber in den Ebenen zwischen Mendoza und Buenos Ayres ist diese Waffengattung weit brauchbarer als Fussvolk, wie sich bei diesen Kriegen ganz besonders deutlich erwies. Alle die einander bekämpfenden Truppen, so wie die Landwehr der Staaten la Punta de San Luis und San Juan de la Frontera, bedeckten die Ebenen, und liessen Niemand durch, aus Besorgniss vor Kundschafterei. Meine Freunde versicherten, es werde mir unmöglich seyn, das Atlantische Meer zu erreichen; wenn ich es wagte, die Reise anzutreten, so würde ich wenigstens geplündert werden, und wenn ich unter geschlagene Schaaren geriethe, könnte ich leicht ermordet werden; am schauderhaftesten sei es den Indianern in die Hände zu fallen, und entginge ich auch allen diesen Gefahren, so würde ich doch nirgend Pferde treffen, mich weiter zu bringen. Mir lag aber viel daran, meine Reise fortzusetzen; ich glaubte auf

---

seiner Hinreise nach Chile, von einer Bande Carrera's gefangen worden. (S. Augustheft, S. 139.) J. M. Carrera's tragisches Ende soll weiter unten erzählt werden.
Anm. d. H.

der Hinreise nach Mendoza ziemlich mit den Wegen durch die Pampas bekannt geworden zu seyn, und beschloss daher, mich nicht zu verweilen; weil ich aber Depeschen für die Brittische Regierung bei mir führte*), so hielt ich es für rathsam, den Weg, den ich nehmen wollte, nicht näher anzugeben; ich sagte, ich würde die gerade Strasse nach Buenos Ayres gehen. Ich nahm einen Wegweiser, den mir Don Manuel Valenzuela, an den ich in Mendoza Empfehlungsbriefe hatte, dringend empfahl. Mit diesem Wegweiser, (er hiess Davila und war ein sehr wackrer Mann, weit gesitteter als mein Führer Chiclano von Buenos Ayres, und der Wegweiser über die Cordillera, Mateo Laso) verabredete ich, dass er mich allenthalben begleiten sollte, wohin ich wollte, und dass er sich also von mir sollte leiten lassen. Wegen der Gefahren der Reise musste ich ihn sehr theuer bezahlen, und nur diese Bezahlung und die Ueberredung des Don Manuel, welchem seine Familie verpflichtet war, vermochte die Frau Davila ihren Mann für ein solches Wagstück herzugeben.

Während meiner Abwesenheit hatte in Mendoza sich daselbst wenig verändert. Der Gouverneur des Staats Cujo (wovon Mendoza die Hauptstadt ist, siehe Augustheft S. 152) war noch Don Godoy de Santa Cruz, bei Feinden und Freunden geachtet, der aber dennoch alles aufbieten musste, den Ausbruch einer Rebellion, den Carrera's Anhänger zu erregen such-

*) Der Verfasser scheint die ganze Reise überhaupt in Aufträgen seiner Regierung gemacht zu haben; er war in Rio de Janeiro bei dem dortigen Brittischen Gesandten Edward Thornton angestellt. — Anm. d. H.

ten, zu unterdrücken; wäre sie gelungen, so hätte er, wie viele andre Männer von Gewicht in den Plata-staaten, sein Brod auswärts suchen müssen. Die Stockung des Handels, durch die Hemmung des Verkehr mit Buenos Ayres veranlasst, trug viel bei, besonders unter der gemeinen Volksklasse, die nun brodlos war, Unzufriedenheit zu wecken. Einige angesehene Männer forderten laut, die Regierung von Mendoza möchte das Bündniss mit den Staaten San Juan de la Frontera, la Punta de San Luis und Cordova aufgeben, und mit dem Carrera und den übrigen Häuptlingen der Streifpartheien einen Frieden schliessen; eine Maassregel, wodurch man mit einem Schlage allem Uebel ein Ende zu machen hoffte. Die Unterhandlung ward einem Priester anvertraut, den ich einigermaassen kannte; er war von der Wichtigkeit seiner Mission aufs innigste erfüllt und handelte so vorsichtig, wie etwa ein Sendling, der beauftragt worden wäre, die Allianz der Verbündeten Mächte im letzten grossen Continentalkriege zu brechen. Die Basis seiner Negociation war: die Mendociner wollten ihre Bürgergarde, etwa 400 Mann, unter irgend einem Vorwand aus dem Felde ziehn, wenn Carrera den Maulthier-Carawanen aus Buenos Ayres ungehinderten Durchgang verstatte; doch Carrera verwarf diesen Antrag, aus Erbitterung gegen die Mendociner, die er die Henkersknechte seiner (am 8. April 1818 dort hingerichteten) Brüder nannte.

Die Nähe der Schneemassen wirkte sehr nachtheilig auf den Pflanzenwuchs bei Mendoza. Er hatte ein winterähnliches Ansehn, und die nackten Weinreben mit gelben Blättern bewiesen uns, wie sehr sich die Jahrszeit während meiner Abwesenheit geändert hätte. Obgleich grosse Besorgniss herrschte, so bedauerte

ich doch sehr die Stadt verlassen zu müssen. Mehrere sehr liebenswürdige Familien baten mich dringend, während der stürmischen Zeit von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, und ich ging also mit doppelt schwerem Herzen den Gefahren dieser Reise entgegen.

Reise durch die Mendocinischen Vorposten nach S. Luis de la Punta.

Nachdem wir Yerba (Paraguay-Thee), Zucker, Toback und einige Putzwaaren eingekauft hatten, verliessen wir Mendoza am 8. Juny. In der Vorstadt besuchte ich Davila's Haus, und war Augenzeuge der Wehklagen seiner Frau und seiner Kinder. Er gelobte in ihrer Gegenwart unserer lieben Frauen von Lujan (Stadt mit einem wunderthätigen Marienbilde 5 leguas westlich von Mendoza auf dem Wege nach Santiago, siehe Augustheft S. 155) bei seiner Rückkehr ein Opfer von 4 Realen (etwa 14 gGr.) darzubringen, wenn er glücklich nach Buenos Ayres gelangte, und ich erklärte mich in diesem Falle zu einer doppelten Opfergabe (8 Realen) willig; darüber waren diese guten Menschen höchst zufrieden, und äusserten voll Zuversicht: da Davila mit einem so christlichen Herrn reise, so werde er gewiss wohlbehalten zurückkommen. — Davila sprach unterwegs oft von diesem meinem Gelübde, und dies brachte bei mehreren Gelegenheiten die beste Wirkung hervor. — (Solche Züge hat sich Jeder, der im Innern von Südamerika und Mexico mit Erfolg reisen will, wohl zu merken.) Von den Segnungen der Frau, der Kinder und aller Nachbaren begleitet, zogen wir ab, und das Reiten und mein munteres Zureden, machte

auch den guten Davila bald heiter, so dass er Frau und Kinder zu vergessen schien. Lange an den schüttelnden, schleppenden Schritt und der Hartnäckigkeit der Maulthiere gewohnt, machten mir die Schwungkraft und der leichtere Gang meines Pferdes sehr viele Freude. Giebt es ein Fegfeuer und macht man dort Reisen, geschieht es zu Lande gewiss auf Maulthieren, und zur See auf Zehnkanonenbriggs. (Auch giebt es in Deutschland noch fahrende Posten — die an das Fegfeuer erinnern.) Den graden Weg nach S. Luis de la Punta einschlagend, schliefen wir zu Retamo, 12 leguas östlich von Mendoza. —

In der sehr gastfreien Station zu Rodeo de Chacon, (s. Augustheft, S. 149), wo wir am 9. Juny um 11 Uhr Vormittags antrafen, ward ich wieder äusserst freundlich aufgenommen. Der Tochter des Postmeisters, Juana, einem sehr reizenden Mädchen, hatte ich versprochen, einige Kämme aus Chile zuzuschicken, aber nicht Wort gehalten; statt dessen aber brachte ich ihr einige Putzsachen mit, die ich wirklich für sie gekauft hatte. Sie gab mir bis zur nächsten Station (6 leguas) ihr eignes Pferd zu reiten und schien tief bewegt, wie ich Abschied nahm. Sie hatte früher alles aufgeboten, mich vor der Weiterreise zu warnen und mir mit lebhaften Farben die Behandlung der Indianer, denen ich leicht in die Hände fallen könnte, geschildert. Wir machten eine Tagereise von 39 leguas (31⅕ Deutschen Meilen!!!) und schliefen in Pirgua.

Das Wetter war am 10. Juny früh Morgens schneidend kalt, aber sehr schön. Die Jorillo-Büsche, die den Abhang der Anden begleiten, liessen sich hier noch einzeln blicken. Die Aecker bei den Stationen stehen vor der Saatzeit unter Wasser, welches, um

ihre Ergiebigkeit zu vermehren, dahingeleitet wird. Zu Coral de Cuero (s. Augustheft, S. 149) musste ich lange auf Pferde warten, und plauderte daher mit den Frauen, die ich durch eine Handvoll Yerba dazu anreizte. Sonst beantworten die Leute dieser Gegend nicht gerne die Fragen der Reisenden. Blattern und Schutzblattern sind hier unbekannt, aber viele junge Kinder sterben an Erkältungen. — In der Station am Desaguadero waren alle Männer abwesend. Sie müssen 10 leguas weit gehn, um süsses Wasser zu holen, da diese Gegend nur Salzflüsse hat. Erst nach zwei Stunden kamen sie, und wir wählten uns dann selbst aus der Hürde sechs Pferde. Der Tag war ausserordentlich heiss, der Weg, wo nur Gebüsch wächst, bietet nirgends Schatten dar. Weil wir eine Post von 12 leguas zu machen hatten, so mussten wir langsam reisen und trieben die drei ledigen Pferde auf dem halben Wege vor uns her. (Auf dem 3ten besetzten befand sich der Postknecht, der die Pferde zurückbringt.) Dieses langsame Reisen war höchst beschwerlich. Abends um 8 Uhr trafen wir die Vorposten der Mendocinischen Bürgergarde, die 8 Tage vor uns die Stadt verlassen hatten. Wir fanden dort eine alte Markedenterin, die uns Brod und Branntwein überliess, welches uns sehr angenehm war, da wir seit dem Morgen nichts genossen hatten. Nun ging es munter weiter, der Mond ging auf und spiegelte sich in den Salzsee Berberero, (s. Augustheft, S. 148,) dessen Salzkristalle mit hellem Wiederglanze blinkten. So erreichten wir das Posthaus der Laguna de Chorillo (Schaum-Lache), von einigen Mendocinischen Reitern begleitet, die uns zu dem dort einquartirten Commandanten führten. Dieser, Obrist Don Albino Gutierrez, war mit seinen Officieren gerade beim Abendessen. Er

war so höflich und gab mir einen Platz oben an der Tafel, zwischen ihm und dem Feldcaplan, einem jungen Padre von 18 bis 20 Jahr, der eine seltsame Knabenhaftigkeit mit einer angenommenen Salbung verband. Man ass carne con cuero, Rindfleisch mit der Haut, (s. Columbus I, S. 491,) ein Lieblingsessen. Der Padre machte sich das Vergnügen, meinen Becher fortwährend aus einem Schlauche von Ziegenleder, der unter dem Tische lag, zu füllen; er selbst trank nicht viel; vielleicht um mir einen Spass zu machen, legte ihm der Obrist einige schwierige theologische Fragen, mit geziemender Gravität vor, die in demselben Tone von dem Geistlichen beantwortet wurden. Mittlerweile fand ich die Pferde fertig, und da die Nacht sehr schön war, so ritt ich noch die sieben kurzen leguas bis la Punta de San Luis, um dort anzukommen, ehe das Contingent dort eintraf. Um 11½ Uhr erreichte ich das Posthaus la Punta und musste eine Zeitlang klopfen, bis ich Einlass fand.

Reise von la Punta de San Luis, durch die Truppen dieses Platastaats nach Cordova.

Am Morgen nach meiner Ankunft, am 11. Juny, machte ich dem Gouverneur von la Punta de San Luis, dem ich Briefe zu überliefern hatte, meine Aufwartung. Ob er gleich von der Stellung der kämpfenden Partheien nichts wusste, so hielt er es doch nicht für möglich, dass ich bis Buenos Ayres werde durchdringen können. Allein er rieth mir, bis zum Hauptquartiere der ausgerückten Truppen seines Staats, die er die *Armada Puntana* nannte, zu gehn, und gab mir einen Empfehlungsbrief an den Commandanten mit. Alles was dieser Gouverneur mit Gewissheit wusste, war,

dass eine Schaar Indianer wenige Stunden von jenem Hauptquartiere stehe, oder sich gezeigt habe — und dass, sobald die Bürgergarde aus Mendoza eingetroffen sey, etwas Entscheidendes unternommen werden sollte. Ich kehrte dann ins Posthaus zurück und liess mein Sattelzeug etc. aufs sorgfältigste nachsehn, um Aufenthalt und Unfälle zu verhüten. —

Am 9. März, gerade an dem Tage, als ich Morgens auf meiner Hinreise nach Chile, la Punta verliess, (s. Augustheft, S. 147), hatte Carrera mit seinem Hauptquartiere, welches aus 20 Officieren mit 140 Chiliern und 40 Indianern bestand, diesen Ort, welcher von der wehrhaften Mannschaft und allen Einwohnern, die sich ins Gebirge flüchteten, verlassen war, besetzt, und dort dermaassen geplündert und verwüstet, dass die Spuren noch allenthalben sichtbar waren. Er sammelte dort 500 Mann gediente Soldaten und 800 Mann Indianer, hielt sich aber nicht lange auf, weil Ramirez ihn dringend um Hülfe gegen die Truppen von Cordova, Buenos Ayres und Santa Fe anflehte, welche sich gegen ihn vereinigt hatten. Carrera zog also schnell wieder von la Punta de San Luis ab, und ins Gebirge von Cordova, um diese Stadt von der Allianz der Platastaaten abzuziehn. Weil aber das Corps des Ramirez mittlerweile bis auf 400 Mann zusammengeschmolzen war, so musste Carrera zu diesem stossen, um die Truppen der Platastaaten, die am Tercero bei Cruz alta (36 Deutsche Meilen westlich von Buenos Ayres (s. Augustheft S. 132) standen, zurückzutreiben. Doch der Befehlshaber derselben, Bustos *), Gouver-

*) Dieser Bustos ist der Sohn eines Mönchs und einer Mulatten-Sklavin; er zeichnete sich 1807 bei dem An-

neur von Cordova, schlug die Rebellen gänzlich, und Carrera trennte sich wieder von dem Ramirez; dieser zog nördlich nach S. Fe zu, Carrera hingegen wieder westlich. Diese Trennung führte ihren unvermeidlichen Untergang herbei.

Der Postmeister, in dessem Hause ich blieb, war mit fünf, sämmtlich recht hübschen, Töchtern gesegnet, die er ungemein sorgfältig hütete. Um 9 Uhr las er ihnen nach dem Abendessen Gebete vor, führte sie dann selbst in ihr im Hofe — liegendes, etwas stallähnliches Schlafgemach, welches dicht an das seinige stiess, schloss sie ein und steckte den Schlüssel in die Tasche. Morgens, noch vor Sonnenaufgang klopfte er heftig an ihre Thüre, liess ihnen nur kurze Zeit sich zu putzen, und führte sie dann zum Morgengebet ins Wohnzimmer. Mir erzeigte er grosse Aufmerksamkeit und ging mir fast nie von der Seite, um alles, was ich wünschen möchte, zu erfüllen. —

Am 12. Juny verliess ich bei Tagesanbruch la Punta, und reiste gerade östlich an den Rio Quinto (12 starke leguas). Dieser Fluss fliesst südlich, sein Strom ist reissend, und sein Bett voll Kiesel, besonders Quarz (weiter aufwärts hat er Sandgrund, s. Augusthest S. 145). In dem Posthaus am östlichen Ufer erhielten wir Pferde, womit wir über eine sehr weite Haide auf eine lange niedrige Hügelkette Sierra de Portezuela, die sich nach Süden erstreckt, zu kamen, und so die Station am Morrho (einzelnd stehenden Kuppenberg) de San José, der weithin sichtbar ist, (s. August-

griff der Engländer auf Buenos Ayres aus, und wird als ein tapfrer, schlauer, gewandter Mann geschildert.

Anm. d. H.

heft S. 144) erreichten. Ganz durchnässt vom Regen mussten wir in dem Pfarrdorfe San-José übernachten. Der Pfarrer besuchte mich, und nahm mich mit zum Abendessen mit in seine Wohnung. Diese Wohnung erinnerte sich an die Hütten, worin die Missionarien unter den Wilden zu hausen pflegen. Sie hatte nur ein einziges Zimmer, der Boden war die blosse Erde, das Dach mit Riedgras gedeckt und die Thüre war eine Stierhaut. Der ganze Hausrath bestand aus einer Bettstelle von Stierhäuten, zwei Schemeln, einem Tisch, der zwei Beine eingebüsst hatte, und daher an die Wand gestüzt stand; einer kleinen kupfernen Pfanne und einem Bücherbrett, worauf ein Messbuch lag. Eine Bibel schien er nicht zu besitzen. *) — Das Abendessen aber war köstlich — und wurde von zwei allerliebsten Kindern aus einer benachbarten Hütte gebracht. Dieser wackre Geistliche fühlte sich glücklich, er hatte in Cordova studiert und seit vielen Jahren dieser Pfarre vorgestanden. Er sagte mir, dass seine Pfarrkinder ihm jeden möglichen Dienst leisteten; eine alte Frau bringe ihm Morgens warmes Wasser zum Paraguaythee; eine Familie bereite und schicke ihm das Mittags-, eine andre das Abendessen; als Geschenk empfange er immer die besten Stücke Fleisch, den besten Weizen und Mais; in ruhigen Zeiten wetteifere jeder Maulthierzug, der hier vorbei von Cordova nach Mendoza geht,

*) Durch Sendungen von Spanischen Bibeln nach dem vormals Spanischen Südamerika, erwirbt sich die Brittische Bibelgesellschaft ein bleibendes Verdienst um die Ausbreitung religöser Kenntnisse. Sie werden von vielen Geistlichen, besonders aber von den Layen, mit Dank und Freuden empfangen, und gerne bezahlt.

Anm. d. H.

ihm Yerba, Wein und Branntwein zurückzulassen. Als ich mit ihm über die Nachrichten und die Begebenheiten in den Pampas zu sprechen anfing, unterbrach uns ein Mann, der mich bat, etwas Geld für ihn nach Buenos Ayres mit zu nehmen. Ich weigerte mich anfangs und sagte ihm, es sei wahrscheinlich, dass man mich unterwegs ausplündern werde; doch er erwiederte, das Geld sei für seine Frau bestimmt, die sonst vor Mangel umkommen müsste; dadurch liess ich mich bereden, und war so glücklich, es sicher zu überliefern. Die Kälte nach dem Regen war so stark, dass ich die Nacht hindurch wenig schlief.

Am 13. Juny blieb auf der Weiterreise, der Morrho zur Linken, und die Sierra de Portezuelo vor uns liegen; der Boden war sehr uneben. Wir mussten über mehrere Hügel, die aus weisslich gefärbtem Glimmerschiefer mit vielem Quarzfels bestanden. In Portezuelo, einer sehr malerisch zwischen Felsen liegenden Station (7 starke leguas), verschaffte ich mir, ausser frischen Pferden, noch einen Führer, und ritt in südöstlicher Richtung auf Punilla (5 leguas) zu, wo das Hauptquartier der Landwehr aus la Punta stand. Der commandirende Obrist Dominquez, lag in einem grossen Hause, welches eigentlich eine Scheune zu seyn schien, und die Soldaten, augenscheinlich schlecht disciplinirt und noch schlechter bekleidet, haufenweise hin und her gingen, ohne ihrem Obersten Beweise der Achtung zu geben; ich ward ihm vorgestellt; er sass an einem grossen Tisch und hielt mit mehreren Leuten, die für Officiere galten, einen Kriegsrath. Ich überreichte ihm die Briefe des Gouverneurs von la Punta de San Luis, und beobachtete die Gesichter der Officiere; diese erschienen so niedergeschlagen und klein-

müthig, dass ich nicht anders denken konnte, als dass Carrera mit einer überlegenen Macht schlagfertig in der Nähe sei. „Señor Caballero!" sagte endlich der Commandant zu mir, „Sie wünschen nach Buenos Ayres zu reisen?" — "Ja, Herr General! erwiederte ich, und zwar auf dem kürzesten Wege; und Sie werden die Gewogenheit haben, mir deshalb Ihren Rath zu ertheilen!„ — „Sie können unmöglich fort, meinte der Kriegsheld, wie wollen Sie durchkommen? Wenn Sie den Carrera treffen, so kann er Sie nicht schützen; selbst in seinem Hauptquartier werden Sie ausgeplündert; die Indianer sind in der Nähe, in einer Stunde sind Sie nackt wie ein neugebornes Kind (*desnudo como naciò*)." Je mehr ich merkte, dass er mich aus Besorgniss vor seiner Sicherheit nicht die grade Strasse wollte gehn lassen, desto hartnäckiger bestand ich darauf, sie zu verfolgen, unter dem Vorgeben, ich hätte Nichts zu fürchten. Er fürchtete nämlich, ich möchte dem Feinde Nachrichten von der Stärke und Beschaffenheit seiner Truppen bringen, und deswegen dachte ich, er würde sich alle Mühe geben, mir eine andre Strasse, wo ich den Feind nicht treffen könnte, aufzufinden, und wirklich gelang mir diese List. —

Es wurden Erfrischungen gebracht, und nun hatte ich eine günstige Gelegenheit, den ganzen Generalstab für mich zu gewinnen. Ich pries die bewundernswürdige Kriegszucht und Haltung der Truppen: ich erwähnte der verschiedenen Europäischen Truppen, die ich unter ähnlichen Umständen gesehen hatte, gestand denen, wovon ich umgeben war, den Vorzug zu, (ei! ei! Herr Caldcleugh, das war zu arg!) und fragte, ob der General nicht ein Commando bei der Armee in Spanien geführt habe? — obgleich ich wusste, dass

er ein ehrlicher Gutsbesitzer aus der Gegend von la Punta war, der jetzt zum Erstenmal gegen einen Feind im Felde stand. Doch, in diesem Augenblick lärmte es vor der Thüre und es ward berichtet, dass Gefangene eingebracht worden wären. Es waren fünf baumstarke, schöne Pampas - Indianer, deren kühne Blicke im Zimmer umherschweiften, während der Dollmetscher Befehle empfing. Nach einigen wenigen Fragen über Carrera und seine Streitkräfte, ihre Stärke und Stellung, hielt der General ihnen eine lange Rede mit grosser Emphase, wovon sie aber kein Wort verstanden, und befahl dann, sie in strenge Haft zu bringen. Ob diese Indianer wirklich so eben eingefangen waren, oder ob sie schon früher dieses Schicksal gehabt, und nur zu meiner Erbauung befragt wurden, um mir von der Geschicklichkeit und dem Muthe der Puntaner eine Probe zu geben, weiss ich nicht; aber der Umstand war verdächtig. Ich gab nun dem General Dominguez Nachricht über die anrückende Bürgergarde von Mendoza, übertrieb ihre Stärke ein wenig und weckte dadurch den Muth meiner Zuhörer. Endlich willigte ich ein, von der geraden Strasse, auf welcher wirklich nicht fortzukommen war, und mich gerade nordwärts an dem westlichen Abhang der Sierra de Cordova zu halten, die mich dann von der Marschroute des Carrera trennen würde, und dann nach den obwaltenden Umständen meine Reise fortzusetzen.

Ich nahm nun Abschied und ritt mit dem Bruder des Generals fort; als meine Wegweiser zu mir stiessen, erfuhr ich, dass sie nur mit genauer Noth mein Gepäcke vor der Raubsucht der Puntaner Landwehrmänner gerettet hätten, aber mein Branntwein - Vorrath, zwei grosse Stierhörner voll, war ihre Beute geworden.

Wir erreichten unser, im Hauptquartiere angewiesenes Nachtlager la Guardia, einen Chacra (Viehhof), der dem General gehörte, (4 leguas von Panilla,) erst spät am Abend.

Dort verschaffte mir der Bruder des Generals am 14. Juny vortreffliche Pferde, und machte mir einen kleinen Käse zum Geschenk. Wir reis'ten nordwestlich auf hohem Boden um den Morrho herum; kamen unter den Abhang der Sierra, wo grosse Granitmassen, in jeder Richtung, zwischen Mimosen-Gebüsch lagen. Hier traf ich auf eine Streifwache der Puntaner, unter Anführung des Don Julian Martinez, der mir sehr höflich den Rath ertheilte, das Haus eines gewissen Friedensrichters aufzusuchen, der mich mit Wegweisern queer über das Gebirge nach Cordova versehen würde. Nach einer halben Stunde befand ich mich wieder in der Estansuela (kleinen Landstelle) meines Freundes, des Altspaniers Don Pedro Mojica, (s. Augustheft, R. 142), der, höchst überrascht, mich noch einmal wieder zu sehen, mich mit aufrichtigem Wohlwollen empfing und zum Mittagsessen einlud. Auch er meinte, es sey das Beste, zum Friedensrichter nach Lujaba zu gehn; er gab mir gute Pferde und einen Wegweiser bis dahin und ich musste ihm versprechen, seine Frau, die in Cordova lebte, zu besuchen. Wir ritten nördlich, nahe am Abhange des Gebirges hin, zwischen grosse Johannis-Brodbäume (algarobas), durch mehrere, von den Bergen strömende Wildbäche, die meistens über grosse Blöcke röthlichen Granits strömten. So kamen wir nach Canada de Tala (5 kleine leguas von Estansuela). In diesem Dorfe gingen wir von Haus zu Haus, ohne einen einzigen Einwohner zu finden, und setzten uns endlich in einem derselben nieder, welches einem

Freunde meines Wegweisers gehörte. Als dieser Pferde aufsuchte, liess sich ein altes Weib blicken, das ihn glücklicherweise erkannte, herzlich auflachend, indem sie äusserte, die Einwohner hätten uns, als wir herangalloppirten, für Indianer gehalten und sich daher schnell verkrochen. Die Alte gab ein Zeichen: da erschienen viele Weiber und Kinder und die Webschiffe wurden wieder zur Hand genommen. In allen Häusern, die ich auf dieser Tagereise betrat, fand ich die Leute mit Weben beschäftigt. Alle Wiesen waren vor kurzem abgebrannt, welches man immer im Herbste in dieser Gegend thut, um den Graswuchs ergiebiger zu machen. Der Mais, sowohl gelber als weisser, wurde um diese Zeit in die Scheune gebracht. Er ist das Hauptnahrungsmittel in der ganzen Provinz Cordova, worin ich jetzt eingetreten war. Man bereitet daraus ein Gericht, Maizamora (in Brasilien Canjica genannt). Der Mais wird mit etwas Wasser abgebrüht, um ihn von der Hülse zu befreien, und dann gahr gekocht. In diesem Jahre war die Aerndte sehr ergiebig ausgefallen, und der beste Mais kostete 12 Realen die Fanega (etwa 25 Pfund); Weizen war beträchtlich theurer. Kaum hatte ich mich schlafen gelegt, so ward ich durch eine Streifwache, unter dem Commando eines Alferes (Unterlieutenants), gestört, der eine halbe Stunde brauchte, um meinen Pass zu lesen, endlich aber völlig damit zufrieden war.

Am 15. Juny ging die Reise durch dichte Wälder von Jarillo und kleinblättrigen Mimosen. Ich hielt mich wieder den ganzen Morgen hindurch am Fusse der Sierra, deren Abhänge gleichfalls bewachsen sind. Sie bildet schöne Ansichten: viele Wasserfälle rauschen vom Gebirge herab und als muntere Bäche durch das

grüne Gebüsch. In ihren Betten liegen grosse Massen Quarz und Glimmerschiefer. Das schöne Thal zwischen den beiden Reihen der Sierra de Cordova und der Sierra de San Juan ist blos in der Mitte des Winters und an den höchsten Stellen mit Schnee bedeckt, und stärker bevölkert, als andere Theile des Landes. Wir kamen durch mehrere Dörfer, wo die Dächer der Hütten mit Mais, zum Trocknen, bedeckt waren. In einem derselben, Piedra blanca, sprang der Pfarrer aus seinem Hause, warf sich mir in den Weg und hat mich, abzusteigen und bei ihm zu frühstücken. Er war ein sehr gefälliger Mann und schien bei seiner Gemeinde sehr beliebt zu seyn. Er hatte mehr Bücher als der Pfarrer am Morrho de San José, aber nichts, was mich interessirte. Endlich erreichte ich die chacra von Lujaba, den Wohnsitz des Richters, 30 leguas von Estansuela. Dieser Richter, Don Eusebio de Cabral, ein Mann von etwa funfzig Jahren, empfing mich sehr freundlich und that viele Fragen an mich über Don Pedro Mojica, der ihm, weil er ein Altspanier war, verdächtig schien. Ich war daher sehr vorsichtig in meinen Antworten, ohne zu verleugnen, dass ich jenen für einen sehr braven Mann halte. Ich musste mich bei ihm zu Tische setzen; unter den Gerichten war ein Lieblingsgericht der Familie, kleine Käseschnitte mit Traubensyrup. Mein Wirth beklagte sich sehr, dass ein Chazqui (in der Chile-Sprache ein Fussbote) seiner Thüre vorbei gegangen sei, ohne ihm, dem Richter, einen Pass zu zeigen; sonst war er ein menschenfreundlich gesinnter Mann. Er versprach mir auf den folgenden Tag Pferde, Maulthiere und einen Wegweiser nach Cordova. Die Familie des Richters bestand aus seiner

Gattin, drei Töchtern und zwei Söhnen. Die Hausfrau war eine sehr stattliche Matrone und höchst freundlich gegen mich. Die Töchter ungemein hübsch von Gesicht und Gestalt, aber äusserst scheu, schienen es übel zu nehmen, dass ich mich ihren Webstühlen näherte, die in diesem herrlichen Klima unter dem Schatten der Bäume stehn, und nicht geneigt, sich mit mir zu unterhalten. Ich schrieb dieses Benehmen dem Umstand zu, dass sie selten Fremde sähen; doch war es mir auffallend und in dieser Gegend nicht gewöhnlich. Allein am andern Tage beim Mittagsessen erklärte sich die Sache; die älteste, ein wahres Madonnen-Gesicht, blickte mich mit unbeschreiblich lieblichem Ernst an, und fragte mit einem tiefen Seufzer: Ob ich auch an Gott glaube? — und als ich von meinem Glauben mit inniger Rührung Versicherung gegeben hatte, fand ich die guten Mädchen ganz verwandelt. Sie wünschten, ich möchte eine grosse Fresada (eine Art von Wollentuch), welches sie so eben beendet hatten, mitnehmen, wogegen ich um die Erlaubniss bat, ihnen ein Gegengeschenk machen zu dürfen. Die Jünglinge äusserten grosses Verlangen, das Thal zu verlassen, und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit meine Erzählung von den Wundern anderer Länder; doch ich sagte ihnen, ein günstiges Geschick habe ihnen wahrlich diese schöne, einsame Gegend in einem beispiellos herrlichen Klima zum Wohnplatz angewiesen. Fürs erste sehnten sie sich nach Cordova, wo sie noch nie gewesen; ich bot ihnen an, sie sicher hinzubringen und der Vorschlag entzückte sie; doch der Vater fand es bei dem unruhigen Zustand, worin sich die Stadt befand, in diesem Augenblicke nicht gerathen, den Vorschlag anzunehmen.

Die Töchter webten Ponchos, Fresadas und andre grobe Wollentücher; sie färben sie selbst äusserst ächt und dauerhaft. Die gelbe Farbe setzen sie mit Rosmarin-Wurzeln (romeiro) auf, die blaue mit Anil oder Indigo, die rothe mit Annatto oder Rocou. Dinte und andre schwarze Farben bereiten sie aus den Samenkapseln eines Johannisbrodbraums (algorabilla) mit warmem Wasser und rohem Eisenvitriol vermischt, der als ein Handelsartikel aus weiter Ferne hergeführt wird; man nennt ihn caparosa, wovon wahrscheinlich das Englische Wort copperas (Eisenvitriol) abgeleitet ist. Der grosse Johannisbrodbaum (ceratonia siliqua. Linn. Span. Algaroba blanca) ist in diesem Lande überhaupt von grossem Nutzen. Aus den Schoten macht man durch Gährung ein weinähnliches Getränk, auch dienen sie als Viehfutter, wenn die Maisärndte nicht ergiebig ist. Man sieht in diesem Thale einige Leute mit Kröpfen (Cota) behaftet; man kann sie aber durch das Wasser einer hier entspringenden Heilquelle und durch eine Abkochung auf einer kleinen gefleckte Viper vertreiben. In allen Ländern herrscht der Glaube, dass die Anwendung von Thiergiften auf diese Schwellung eine günstige Wirkung habe. —?—

Am 17. Juny früh um 3 Uhr verliess ich nach einem zärtlichen Abschied von dem Richter und seiner liebenswürdigen Familie bei hellem Mondlicht Lujaba, mit einem alten sorgsamen Mann als Wegweiser und 6 Stück Pferden und Maulthieren, damit Davila und ich die ermüdeten wechseln konnten. — Der Weg ging durch eine sehr dichte Hölzung von sehr starken, üppig wachsenden Bäumen am Ufer eines grossen Bergstroms hin, in dessen Bette Massen röthlichen Granits zerstreut liegen. Der Weg führte bergan zur Sierra de Cordova

hinauf, bei jedem Schritte (*at every step*) durch grosse Granit- und Gneissblöcke auf geschlängeltem, höchst rauhem Pfade, bis zum eigentlichen Fuss der Sierra, die gleich einem hohen Walle über unsre Häupter empor ragte. Nun verliessen wir die Pferde und bestiegen die Maulthiere, die uns auf einem sehr engen, steilen, sonst aber sichern Pfade bis zum Gipfel, den wir in zwei Stunden erreichten, hinauf trugen; dort bestiegen wir frische Pferde, und setzten über den Bergkamm unsere Reise fort. Er ist mit Gras bedeckt, aber ohne Bäume. An einzelnen windfreien Stellen lagen Schneeflecken (*patches of snow*), dann trafen wir gigantische Gneiss-Massen, von der Hand der Natur auf sonderbare Weise zusammengehäuft, nach der Aussage meines Führers aber Ruinen alter Burge der Indianer; und dann eine Stelle mit einem Kreuz bezeichnet, wo ein Reisender von seinen beiden Wegweisern ermordet ward. Als sie die That vollbracht hatten, stiegen sie ins Thal hinab und erzählten, sie wären von Räubern angefallen, die ihren Herrn ermordet hätten; sie aber wären entkommen. Doch der Mordthat überführt, wurden sie nachmals verurtheilt, erschossen zu werden. Mein neuer Wegweiser zog einige Feigen hervor, und Davila den Käse, den mir der Bruder des Generals Dominguez geschenkt hatte, und dieser war unser Mittagsmahl. Wir erreichten bald die östliche Seite der Bergplatte, und bis Sonnenuntergang ging es nun abwärts, an vielen Stellen auf ausserordentlich schroffem, steilem Pfade. Zu unserer Linken (nordwestlich) sahen wir mehrere Corales oder Viehhürden, die den Jesuiten zugehört haben; sie sind von vestgeküttetem Gestein erbaut, und trotzen den Elementen seit vielen Jahren. Die Gesellschaft Jesu, die das Kreuz weiter verpflanzte, als

Alexander und Cäsar ihre Vexillen, und denen Südamerika unendlich viel verdankt — besass in diesem Gebirge allein mehrere, hunderttausend Stück Schaafe und Rindvieh. Zwei leguas weiter trafen wir bewohnte Hütten, kauften etwas Rindfleisch, und gelangten endlich in ein Thal mit herrlichen Weiden, von dem Fluss San Miguel (vielleicht der Rio segundo oder ein Quellfluss desselben?) durchflossen. Unsere Thiere waren so ermüdet, dass sie nicht weiter konnten, und ich beschloss also die Nacht hier unter freiem Himmel zuzubringen. An dem Flusse fand sich ein umgerissener Baumstumpf, ich machte Feuer, kochte selbst und wir legten uns dann zur Ruhe. Aber die Nacht war so kalt und der Frost so heftig — dass er uns durch die Decken drang, und wir nicht schlafen konnten. Wir standen also am 18. Juny schon um 1 Uhr nach Mitternacht wieder auf, zündeten das Feuer an, und versuchten vergebens uns an demselben und durch heissen Paraguaythee zu erwärmen, und zogen schon um 3 Uhr weiter, durch mehrere Ströme immer abwärts und erreichten das Thal des Yriartes (wahrscheinlich, so wie der weiter unten genannte Rio Amisicate, ein Nebenfluss des Rio Primero, der bei Cordova vorbeifliesst, s. Augustheft S. 145. Anm.). Dieses schöne Thal ist etwa 2 Deutsche Meilen lang; am östlichen Ende zieht es sich in einem Punkte zusammen, und hier haben die Jesuiten, um leichter nach Cordova kommen zu können, einen Durchschnitt arbeiten lassen, der gewiss nicht wenig Mühe kostete. In der Mitte des Thals liegt das Dorf Yriartes mit einer prächtigen (magnificent) Kirche, eine seltne Erscheinung in dieser Gegend. Noch jetzt ist die Bevölkerung nicht unbedeutend; ich ward in einem Hause sehr gastfrei aufge-

nommen, und liess aus Dankbarkeit der Frau und deren Grossmutter allen Zucker und Paraguaythee, den ich noch hatte. Die Leute erzählten mir, Carrera und seine Guerilla haben die ganze Gegend zwischen hier und Cordova, auf das abscheulichste ausgeplündert und verwüstet (s. oben S. 320. Anm.), wäre aber dann zurückgetrieben; wohin? das wussten sie nicht. Ich zog nun eilends durch den erwähnten Durchschnitt aus dem Thale. Der stark bewaldete Pfad läuft abwärts an dem Ufer eines freundlichen Bergstroms, schlängelt sich durch Anhöhen mit dichtem Grase bedeckt, und erreicht so den Rio Amisicate und ein kleines Dorf gleiches Namens, welches von den Indianern fünf Tage zuvor *) angesteckt, noch rauchte. Der Weg von hier nach Cordova (9 leguas) war ganz sicher. Wir passirten den Fluss in einer Fuhrte, und eilten auf flachem Lande durch Waldung weiter. Alle Häuser und Hütten, die wir antrafen, lagen in Trümmern, und die Verwüstung, welche jenes Raubgesindel angerichtet hat, wird so bald nicht vergessen werden, noch wiederherzustellen seyn. Die Thiere wurden ausserordentlich müde; mein Pferd fiel dreimal, es ward dunkel und ich glaubte schon, wir hätten den Weg verfehlt. Meine Wegweiser wollten hier rasten, und ich musste mein ganzes Ansehn aufbieten, um sie fortzutreiben. Plötzlich hörte ich eine Thurmglocke deutlich neun

*) Die Indianer, die sich im Juny 1821 noch in dieser Gegend befanden, gehörten zu dem Corps des Obersten Peritos, den Carrera vor Cordova zurückliess, als er südöstlich dem Ramirez zu Hülfe zog. Peritos ward von der Besatzung der Stadt Cordova gänzlich geschlagen, und die Flüchtlinge verübten grosse Verwüstung. — Anm. d. H.

schlagen; aber ich konnte weder Kirche noch Häuser bemerken. — Wenige Schritte abwärts brachten uns in eine gut gepflasterte Strasse an beiden Seiten mit Häusern besetzt, und nun erst verstand ich die Angabe meines Wegweisers, welcher gesagt hatte, Cordova liege in einem Brunnen (*en un pozo*), oder Kessel. Ich ritt gerade nach dem Gouvernements-Pallast, machte dem Gouverneur Bedoya meine Aufwartung, überlieferte ihm Briefe, und erfüllte die damals einem Fremden obliegenden Pflichten. — Er war höchst begierig, etwas über den Zustand der Dinge in Peru und Chile zu erfahren. — Auf dem Hauptplatze lagen Truppen, er stand voll Kanonen, und die Zugänge waren verschanzt, die meisten Soldaten waren Schwarze. — Aber mit 20 Pferden hätte ich die Stadt überfallen, und die grösste Bestürzung anrichten können, weil durchaus keine Vorposten aufgestellt waren. Ich erfuhr sogleich, dass die Verbindung mit Buenos Ayres auf geradem Weg über Esquina de Medrano und Cruz alta (Augustheft S. 135) gänzlich abgeschnitten sei. (Auf dieser Strasse zog sich gerade in diesen Tagen, die von Ramirez getrennte Schaar des Carrera, von der Armee der Platastaaten unter Bustos verfolgt, zurück.)

Cordova.

Cordova, die Hauptstadt eines Platastaats, (31° 21 M. südl. Br., 314° 20′ L.) der nördlich an Santiago del Estero, östlich an Santa Fe, südlich an Buenos Ayres und westlich an S. Juan de la Frontera gränzt, und tief im Innern von Süd-Amerika liegt, ist an drei Seiten von Anhöhen umgeben, die viel höher sind, als die Dächer der stattlichen Häuser; an der vierten, südlichen

Seite senkt sich diese Erhebung bis zur Spiegelfläche des kleinen Flusses Primero, dessen Wasser aber zuweilen anschwillt, und bedeutenden Schaden anrichtet. Der ganze Thalkessel mag früher mit einem See erfüllt gewesen seyn. Der Spanische Gouverneur Cabrera, der 1573 diese Stadt gründete, wählte diesen Schlupfwinkel für sie, um die Angriffe der Indianer, namentlich der Abiponer, die damals mächtiger, als die Europäischen Eroberer waren, desto besser abhalten zu können. Die Strassen sind sehr regelmässig angelegt, die Häuser von Backsteinen, höher, wie man sie gewöhnlich in Spanischen Städten antrifft und meistens mit Balkonen geziert; aber nur wenige haben Glasfenster. Die eine Seite des Hauptmarkts nimmt ein schönes Stadthaus (cabildo), die andere die Kathedrale ein. Ausserdem giebt es hier noch vierzehn Kirchen, (also mehrere, wie in Hamburg,) sie sind sämmtlich unter den Augen der Jesuiten in einem sehr schönen Stil erbauet, und im Innern prächtig verziert, besonders die Kathedrale. Die Bevölkerung der Hauptstadt wird auf 14000 Seelen, die des Staates, ohne die Hauptstadt, auf 30000 Seelen angegeben. Ich traf hier unter andern einen höchst unterrichteten, interessanten Mann, Don Ambrosio Funes, der Bruder des Dechanten und Geschichtschreiber der Platastaaten (s. Julyheft, S. 37). Von diesem hatte ich ein Empfehlungsschreiben an ihn, welches ich bloss als ein Andenken von eigner Hand mitnahm, ohne zu ahnden, dass ich jemals davon werde Gebrauch machen können. — Don Ambrosio ist ein sehr freundlichblickender alter Mann, sieht besser aus, wie sein Bruder, ist aber demselben sonst ausserordentlich ähnlich. Beide, aus Cordova gebürtig, erklärten sich frühzeitig für die Sache ihres

Vaterlandes und hörten im Fortgange der Revolution nie auf, ihre Talente dem Heiligthume der Freiheit und Unabhängigkeit zu weihen, und durch ihre Menschenfreundlichkeit die leidenschaftliche Strenge der Partheihäupter zu mässigen und das revolutionäre Elend, welches alle Klassen der Einwohner traf, möglichst zu mindern. Don Ambrosio Funes ist Staatsschatzmeister, hatte das Amt eines Gouverneurs zweimal verwaltet und stand in allgemeiner Achtung. Er, der unpartheyische Freund der Freiheit, und Staatsbeamter der Republik, erklärte: "Bis dahin *) habe Cordova bei der Revolution durchaus nur verloren, und die Staats-Veränderungen hätten nur Elend, Noth und Verzweiflung erzeugt. Der Maulthier- und Karavanen-Handel, der Hauptnahrungszweig, sey gänzlich zerstört und die Universität, die früher viele Hundert Jünglinge, aus allen Theilen des Spanischen Süd-Amerikas, herbeizog, verdiene jetzt kaum noch den Namen einer Hochschule. Jetzt sey keine Gelegenheit, sich zu unterrichten, und kein Sinn für wissenschaftliche Bildung vorhanden. Der grösste Theil der Schriften und die Bibliothek der Jesuiten wäre nach Buenos Ayres gebracht und der Rest sei in den Händen der Franciskaner, denen jetzt der öffentliche Unterricht anvertraut ist." Der Zahlmeister Lozano war so gütig, mich in der Stadt herumzuführen. Zuerst besuchte ich einen Kaufmann, der, eines Briefwechsels mit Carrera verdächtig,

---

*) Diese Nachtheile sind durch die Herstellung des freien Verkehrs mit Ober-Peru seit Mai 1825 grösstentheils beseitigt, (s. July-Heft, S. 90). Dort bewährte sich das grosse Wort: Durch Nacht zum Licht!

A. d. H.

vor einigen Tagen verhaftet worden war. Man hat hier die Gewohnheit, die Fremden mit Musik zu begrüssen, und so ward ich denn bei meinem Abendessen im Posthause von zwei Musikchören geheimsucht. Am 20. besuchte ich die Universitäts-Gebäude, welche auch das vormalige Jesuiter-Collegium umfassen. Der Rector, Dr. Bedoya, Bruder des Gouverneurs, bewohnt die wirklich herrlichen Gebäude, wo jetzt noch ungefähr hundert Studenten hausen. Das Jesuiter-Collegium ist eines der schönsten Denkmäler der Gesellschaft Jesu, die in Süd-Amerika nur Segen verbreitete. Der Provincial, der hier noch wohnt, freute sich, in mir einen Mann zu finden, der mit den Verdiensten des Ordens nicht unbekannt war. Zu diesem Collegium gehörte eine Menge Besitzungen mit zahllosen Schaf- und Rinderheerden, und Ortschaften, stark mit Indianern bevölkert, welche jene Apostel für das Christenthum und für die Freuden des gesitteten Lebens zu gewinnen wussten. Jetzt sind die Fonds kaum hinreichend, das Gebäude vor Verfall zu schützen. Die Kirche ist prächtig; noch reich genug, um den Wohlstand der Gründer zu offenbaren, und so schön, dass sie beweiset, dass Männer von Geist, auch ohne Modell und Zeichnung vor sich zu haben, reinen, richtigen Kunstsinn besitzen können. Die Zimmer sind bequem verbunden, geräumig und zahlreich. Ein Saal im obern Stocke ist mit einer Sammlung höchst kostbarer physikalischer Instrumente angefüllt, die aber unbenutzt vergehen. In einem andern Zimmer, hinter dem Thurme, befindet sich eine Druckpresse, die einzige, die ein Jahrhundert lang in diesem Welttheile existirte. Sie blieb nach der Vertreibung der Jesuiten (1774) hier versteckt und nach dem Ausbruche der Revolution benutzte sie

die Regierung von Buenos Ayres, um ihre Verordnungen und Grundsätze der Freiheit und Aufklärung zu verbreiten. — Meinem Versprechen gemäss, (siehe oben, S. 334,) besuchte ich die Gattin meines Freundes, Don Pedro Mojica in Estansuela, Donna Rosa. Sie freute sich sehr, etwas von ihrem Manne zu hören, überhäufte mich mit Freundschaftsbezeugungen, und bestand darauf, mir meine Wäsche waschen zu lassen. Dazu erbieten sich oft die Frauen in diesen Gegenden, welches zugleich bezeugt, wie aufmerksam und bedachtsam sie sind. An den drei Abenden, die ich in Cordova verweilte, besuchte ich die ruhigsten, einsamsten Strassen, um das gespenstische Klopfen (*el Pizon*) zu vernehmen. Es soll nämlich, wie man mir in Buenos Ayres und anderswo in Südamerika erzählte, und wie auch Dobrizhofer in seiner Geschichte der Abiponer (Vol. I. S. 36) anführt, in Cordova bei Nacht ein dumpfes Klopfen, welches dem Stossen eines Stössers in einen hölzernen Mörser gleicht, unter der Erde zu hören seyn. Meine Wirthinn, eine sehr unterrichtete Frau, sagte, sie habe es oft gehört, aber seit kurzem nicht. Dobrizhofer schreibt es den Temperatur-Veränderungen der Luft und der Gewässer zu, die in dem ausgehöhlten Thonboden des Kessels, worin Cordova liegt, eingeschlossen sind. Es zieht von einer Strasse zur andern, und bleibt nicht an einer besondern Stelle. Vornämlich soll es sich im Winter hören lassen; aber ich war im Winter in Cordova, und habe nichts gehört. Der Aberglaube schreibt dieses Klopfen einem Poltergeist zu, der dadurch seine Entrüstung über den Bestand einer Stadt auf seinem Gebiete zu erkennen giebt.

(Der Beschluss folgt.)

Franklin's Landreise nach den Nordpolar-Gegenden.

Der Courier vom 10. October enthält ein Schreiben des Dr. Richardson, Begleiter des unermüdlichen Capitains Franklin, der allen erlebten Beschwerden zum Trotz, jene fürchterliche Reise von neuem beginnt, datirt aus Penetanguishene am Huron-See, dem letzten Brittischen Hafen an der Canadischen See-Kette, vom 22sten April 1825, der, wie folgt, lautet: „Unsere Canadischen Reisegefährten sind diesen Morgen angelangt, und morgen fahren wir in 2 grossen Canoes und mit 32 Mann nach dem Wasserfall S. Marie und Fort Williams am Ober - See (Lac Superior). Von dort gehn wir in vier, für eine Nordreise eingerichtete, Canoes zum Regensee (Lac la Pluie), Holzsee (Lac des Bois), zum Winipeg - See, Saskastchewan - Fluss, Bieber - See, Frog (Frosch) - Trageplatz etc., und von dort zum Methye - Trageplatz und in die Umgegend des Athabasca - Sees. Beim Methye - Trageplatz, oder höchstens beim Fort Chepewyan, (58° 42′ 38″ N. Br., 226° 16 L.,) hoffen wir die Böte zu finden, die im verwichenen Sommer dort zurückgelassen wurden, und daselbst wird ein Theil unserer Canadischen Gefährten entlassen werden. Bis hier ist uns nichts Wichtiges begegnet und nichts von uns beobachtet worden, was scientifisches Interesse hätte. Wir haben bis jetzt nur die westliche Gränze des Anbaues in Ober-Canada durchreist; bis zu dem Posten, wo ich dieses schreibe, sind Canadische Ansiedler bis auf wenige Englische Meilen vorgedrungen. Die Hausratze ist ihnen aber nicht gefolgt, und westwärts von Kingston am Ontariosee nicht mehr einheimisch. Lachs und andere Fische, welche den

Ontariosee periodisch besuchen, können nicht über den Niagara-Cataract kommen, und sind also im Erie-, Huron- und Ober-See nicht zu Hause. Auch der Aal findet sich nicht, obgleich dieser sonst eine bedeutende Strecke zu Lande macht. Doch trifft man köstliche Störe. — Wir hoffen unser Winterquartier am Ende des Septembers zu erreichen, und bis jetzt sind alle Reisenden gesund und sehr munter. Dass wir so früh im Jahr abreisen, ist unserer Unternehmung sehr günstig." —

(Aus diesem Briefe erhellt so viel, dass die Reisegesellschaft des Capitains Franklin denselben Weg nach Norden einschlagen wird, der 1821 gemacht wurde, uud dass also sein Ziel gleichfalls die Mündungen des Mackenzie- und Coppermine-Flusses sind. Dass hier zu Land mehr zu entdecken ist, als zur See, weiss jeder, und es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass Capitain Parry, der am 11. Oct. nach England zurückgekehrt ist, (s. unten, Art. Capt. Parry) eine Durchfahrt nach jenen Mündungen von Osten her aufgefunden hätte. Das wäre ein Triumph für die Erdkunde jener, durch Eisfelder an den meisten Punkten verschlossenen Gegenden, die recht eigentlich in einem chaotischen Zustande sind.) R. Dr.

Die neue Landstrasse von Washington nach New-Orleans.

Nach einem officiellen Bericht des General-Postmeisters der Vereinigten Staaten, John McLean, vom 15. Dec. 1824 giebt es folgende, seit mehreren Jahren benutzte Poststrassen, die von der Hauptstadt der Uniou, Washington, nach dem südwestlichen Haupthafen New-Orleans führen:

1. Ueber Fredericksburg und Abingdon in Virginien, Knoxville und Mac Minville in Tennessee, Huntsville, Rushville und Pikeville in Alabama, Columbus, Jackson, Fort Gibson, Washington, Natchez und Woodville im Staate Mississippi, und von dort über S. Francisville und West-Batonrouge in Louisiana nach New-Orleans; diese Strasse beträgt 1380 Englische, oder 276 Deutsche Meilen und wird in 24 Tagen von der Post zurückgelegt.
2. Von Knoxville in Tennessee giebt es über Kingston in diesem Staate, und über Bennetville, Cahawba (Hauptstadt) und St. Stephens in Alabama, eine nähere Poststrasse nach New-Orleans, auf welcher die Entfernung dieses Hafens nur 1222 Englische Meilen beträgt.
3. Die Poststrasse von Washington durch die Hauptstädte der Südlichen Staaten nach New-Orleans beträgt 1312 Englische Meilen; in gerader Linie beträgt der Weg nur 1100 Englische Meilen. Aber im Winter und Frühling ist, wegen der zahlreichen Flüsse, die ohne Brücken sind und keine Fuhrten haben, auf dem graden Wege, der, z. B. im Sommer von New-Orleans über S. Stephens, Coweta, Milledgeville (Georgiens Hauptstadt), Columbia (Süd-Carolina's Hauptstadt), Raleigh (Nord-Carolina's Hauptstadt) und Richmond (Virginiens Hauptstadt), auch von der Post benutzt wird, nicht durchzukommen, wenigstens lässt sich die Post nicht sicher und schnell expediren.
4. Die gerade Linie von Washington nach New-Orleans beträgt 960 Meilen. Sie geht über Warrenton, Charlottesville, Lexington, Big Lick, Grayson-

Cantons-Gerichtshaus in Virginien, über Ashville in Nord-Carolina, durch das Indianerland bei Cahawba und S. Stephens in Alabama nach Pearlton am Lac borgne (Blind-Lake) und so nach New-Orleans.

Die nordwestliche Gegend von Nord-Carolina, wodurch diese Linie hingeht, ist so bergig, dass beim Bau einer Strasse eine nördliche oder südliche Abweichung durchaus nothwendig ist. In der nördlichen Abweichung wird die Strasse: Fotheringhaye, das Gerichtshaus des Canton Wythe, Christiansburg und Abingdon in Virginien und Knoxville in Tennessee berühren und dann durchs Tennessee-Thal, über Cahawba (Alabama's Hauptstadt) gerade nach New-Orleans gehn, und etwa 1056 Englische Meilen betragen. In südlicher Abweichung, zur Vermeidung der Berge, ginge sie über Salem in Nord-Carolina, Greenville in Süd-Carolina, und Athens in Georgien, und würde, so wie die mit der nördlichen Abweichnng, nur 60 Meilen mehr messen, als die gerade Linie. In Virginien und Tennessee sind alle Materialien, die der Strassenbau erfordert, in Menge vorhanden, und in den Staaten Mississippi und Alabama würde eine solche Strasse weniger kosten, als in irgend einem andern Staate. Das Land, wodurch die Linie hinläuft, ist ganz eben, und der Boden zu Anlegung einer vesten Chaussee ausserordentlich günstig. Würde die Strasse durch die Hauptstädte von Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina und Georgien geführt, so würde sie in 12 Tagen zurückzulegen seyn.

Die Strasse, worauf jetzt die reitende Brief-Post auf Umwegen geht, ist die sicherste und beste; auch kann sie bis jetzt nirgends zu allen Zeiten schneller be-

fördert werden. Aber in den Winter- nnd Frühlings-Monaten wird auch hier, wie in allen Gegenden jenes Theils der Vereinigten Staaten, die Post zuweilen durch hohes Wasser aufgehalten. Durch die Reibung des durchnässten Postbeutels auf dem Pferde werden Zeitungen und Briefe so zugerichtet, dass beide nicht selten unleserlich werden.

Das Postamt zahlt jetzt 52 Dollars 67 Cnts. wöchentlich, für die dreimalige Absendung der Briefe von Washington nach New-Orleans, zu Pferde. Auf einer Chaussee könnte die Post in einer Kutsche noch einmal so schnell gehn, und würde doch nicht mehr kosten. Auch würde bei Erleichterung des Transports die Post mehr benutzt werden, und also das Postamt bedeutend gewinnen. —..—

Die neue Festung Monroe

Die Festung Monroe liegt in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, am Eingange der Chesapeake Bay, etwa eine Meile vom Einflusse des Wattenstroms Rip Raps (bei Cape Henry in Virginien); jedes Schiff, welches in die Bay einläuft, muss sich dem schweren Geschütze der Festungswerke bis auf halbe Schussweite nähern, und über 200 Stücke können auf die Punkte, die das Schiff befahren muss, in ein Kreuzfeuer gerichtet werden, so, dass kein Nachen, geschweige denn ein Kriegsschiff, unzerschmettert vorbei kann. Mit grösster Geschicklichkeit sind die Festungswerke uneinnehmbar gemacht. Der äussere Wall, etwa 25 Fuss dick, umgiebt den ganzen Platz. Zwischen diesem äussern Wall und dem innern Hauptwerke liegt ein, etwa 50 Fuss breiter Wassergraben, den das Geschütz

des Castels, so wie das des äussern Walls flankirt. Dieses Monroe ist mithin ein kleines Gibraltar und schützt mit dem Eingange der Chesapeake zugleich die Hauptstädte Washington, Baltimore etc. so, dass ein Angriff, wie ihn die Britten 1814 vollführten, von nun an unausführbar gemacht wird.

(*Washington City - Gazette.*)

Rede des Brasilischen Rebellen Cavalcante.

Der Major Agostino Bizerrá Cavalcante, der ein Haupt - Urheber des Aufruhrs in Pernambuco war, musste am 10. April 1825 am Galgen büssen. Vor einer grossen Anzahl Brasilischer Offiziere, Soldaten und Bürger hielt er kurz vor seiner Hinrichtung, mit vester Stimme, folgende Rede: „Brüder und Freunde! Meint nicht, dass es mir schrecklich sey, mich vor euch unter dem Galgen zu zeigen, da mein Gewissen mich keines Verbrechens gegen Gott und Menschen anklagt. Als Bürger und Wehrmann habe ich gestrebt, meine Pflicht zu erfüllen. Als Römisch - Katholischer bin ich meiner Ueberzeugung und meinem Glauben getreu gewesen. Man beschuldigt mich, die Freiheiten meines Vaterlandes vertheidigt zu haben. Ja, Freunde, ich habe mein Vaterland vertheidigt. Ich habe meinem Vaterland gedient und sterbe nun für mein Vaterland, nicht für vermeinte Freiheit, die ein Zwingherr verheisst, dessen einziger Zweck ist, Schrecken und Sklaverei zu verbreiten. Ich habe immer meinen Ruhm darin gesucht, meinen Untergebenen so viel Gutes, als möglich, zu thun; ich rettete, wie ganz Pernambuco weiss, am 22. August 1824, als der Befehlshaber der

Patriotischen Truppen in Recife (Pernambuco's Hafenstadt) einzog, um unsere Feinde, die Europäischen Portugiesen, die sich uns widersetzt hatten, zu opfern, diesen das Leben durch meinen Rath. Ich wiederhole, ich habe kein Verbrechen begangen. Ich liebe mein Vaterland mehr, als mein Leben — und doch schleppen mich Landesleute zum Galgen. Frei geboren, will ich frei sterben; doch erinnert Euch, dass nur meine Freiheitsliebe und mein Hass gegen Unterdrückung mein Vergehn war. Freunde! Waffengefährte! Seyd gute Christen und Katholiken, doch glaubt Euren Priestern nicht zu viel; sie können Euch täuschen. Hütet Euch vor Eurem Kaiser, er strebt, Euch zu Sklaven zu machen. Waffengefährte! Ihr seyd unwissend und getäuscht! — daher lasst Ihr Euch als Sklaven behandeln. Besser ist es, ein Leben unter dem Galgen zu enden, als auf Eure Weise dienstbar zu seyn! Ruhmvoll ende ich mein Leben, ich sterbe frei, ein Blutzeuge der Freiheit!" (*Baltimore Gazette, 27. July*)

Schreiben aus Puerto Libertad (Guatemala) vom 6. July 1825.

Im April und Mai dieses Jahrs erneuerte an der Westseite dieses Freistaats der Einfluss der Priester die Störung der öffentlichen Ruhe, die seitdem fast allenthalben durch die kräftigen Maassregeln der Regierung wiederhergestellt ist.

Der Pfarrer (cura) Mercado erklärte sich nämlich zum Bischofe von S. Salvador, (37 Deutsche Meilen von der Hauptstadt Guatemala, unweit der Küste des stillen Meeres,) ohne die Bestätigung der Vollziehungsgewalt des Freistaats, die damals so eben organisirt

ward, oder des Bischofs von Guatemala zu erwarten. Die Pfarrer seines Sprengels wollten ihn nicht anerkennen, viele wurden deshalb vertrieben und einige gefangen nach Salvador geschleppt. Nachdem durch die Wahl des Präsidenten Don Manuel Jose Arco jene Vollziehungsgewalt Consistenz erlangt hatte, bestätigte diese den Mercado, der beim Volke beliebt ist, als Bischof, die Pfarrer wurden freigelassen und kehrten zurück, so dass jetzt dort alles ruhig ist.

Der nordwestliche Staat Chiapa (Ciudad real), dessen Küste gleichfalls ans stille Meer stösst, hat sich bekanntlich der Union der Mexicanischen Staaten, an welchen sie gränzt, angeschlossen. Der Distrikt Tapanatepec (nicht Tapalucha), eine höchst fruchtbare Gegend an eine Bucht des stillen Meers, etwa 40 Meilen nordwestlich von der Hauptstadt Guatemala, welcher zu Chiapa gerechnet wurde, hat sich von diesem Staate getrennt, und will der Bundes-Regierung von Guatemala treu bleiben. Die Pfarrer aber, welche bereits der Mexicanischen Regierung geschworen hatten, widersetzten sich, und die obrigkeitlichen Behörden fühlten sich nicht stark genug, um die Geistlichen auf andere Gedanken zu bringen. Deshalb ist der Obrist Pearson, ein Ausgewanderter aus Puertorico, jetzt in den Diensten des Freistaats Guatemala, zum Militair-Befehlshaber jenes Distrikts ernannt, welcher, ein Protestant und Brittischen Ursprungs, gar bald die Ruhe herstellte.

Der Bischof von Leon (Hauptstadt des Staats Nicaragua), der in Guatemala wohnt und früher Unruhen, zu Gunsten der Spanischen Regierung, in seinem, südöstlich von der Hauptstadt gelegenen Sprengel, anzustiften suchte, hat dem Militair-Commandanten, Cascaras, die Anzeige gemacht, es seyen von dort zwei

Abgeordnete nach Mexico abgegangen, um die Republik Guatemala mit dem Mexicanischen Bundesstaat zu vereinigen. Der Präsident Arco stellte in Folge dessen dem Congress vor, wie nothwendig es sey, die sämmtliche Nationalmiliz und alle Hülfsquellen des Staats der Föderal-Obrigkeit anheim zu geben; doch dieses ward verweigert, und statt dessen eine gezwungene Anleihe, die mit den ersten, von der in England contrahirten Anleihe eingehenden Fonds getilgt werden soll, so wie die Errichtung eines Corps Ladinos (Indianer) bewilligt, um die Unruhen in Nicaragua zu stillen. In der dortigen Hauptstadt Leon, 45 Meilen südöstlich von Guatemala, hat nämlich die Besatzung dem, von den Priestern aufgehetzten Volke, mit einem Verlust von 25 Mann an Todten und Verwundeten, weichen und in das Fort Zuflucht suchen müssen.

Die Provinz Chiapa ist mittlerweile ganz ruhig geblieben; dort ist sogar der Bau einer grossen Landstrasse begonnen, die über Villa hermosa, den Tabasco-Fluss aufwärts, den kostbaren Landesprodukten des Innern einen Abfluss, nach dem Westindischen Meere zu, verschaffen soll. Die Mündung des Tabasco liegt 52 Meilen östlich von Veracruz.

Ein zwischen den Guatemala-Staaten Nicaragua, Honduras und dem Westindischen Meere eingeschlossener Landstrich, die Moskitoküste, wo die Poyais wohnen und der Schotte Macgregor eine Zeitlang sein Wesen trieb, gehört zum Freistaate Colombia. —

NB. (Die im Constitutionel vom 25. July mitgetheilte Beschreibung des Freistaats Guatemala, ist durchaus unzuverlässig und verdient keine Berücksichtigung.)

R. Dr.

Noch etwas über die Bergwerke von Valenciana.

Schreiben aus Guanaxuato, vom 6. August.

(M. s. Columbus, Augustheft, S. 183.)

„So eben aus den Bergwerken von Valenciana zurückgekehrt, kann ich mich kaum von dem Erstaunen, über diese höchst wunderbaren Menschenwerke erholen. Der Schacht, den ich befahren habe, ist, bis ans Wasser, 270 Ellen tief; seine ganze Tiefe beträgt 600 Ellen (Yards). Jede Woche werden jetzt 4 Yards ausgetäuft, unter Aufsicht eines Bergmanns aus Cornwall, den die Anglo-Mexicanische Gesellschaft angestellt hat. Die Mine beutet jetzt wöchentlich 9 — 1200 Cargos Erz aus, jeder Cargo ist 300 Pfund. Man würde noch mehr auffördern, wenn es nicht an Händen fehlte. 1500 eingeborne Indianer sind schon in Arbeit, und es werden noch mehr gesucht. Aus der ganzen Nachbarschaft strömen sie haufenweise herbei. Guanaxuato zählte vor der Revolution 80—96000 Einwohner, jetzt 34000, und die Hälfte dieser Zahl hat sich erst wieder angefunden, seit die Anglo-Mexicanische Gesellschaft arbeiten lässt. Das Klima ist himmlisch. Das Thermometer steigt im Sommer nicht über 70—72° F. und der Winter ist kalt genug, um Kamine herbei zu wünschen, wenn man nicht auf Spanisch zu frieren versteht! —“

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

(Werden in jedem Hefte fortgesetzt.)

Mexico. Der Hafen Campeche an der Westküste der Halbinsel Yucatan, Freistaat Mexico, nord-

östlich von Veracruz, wird wegen des Blauholzes von Europäischen Schiffen häufig besucht. Im Juni dieses Jahrs war aber jener Handelsartikel daselbst sehr rar und kam frei an Bord 25 Piaster pr. Tonne (600 ℔) zu stehn. Ausländische Schiffe müssen einen Ausfuhrzoll von 2½ Piaster pr. Ton und überdies noch ein Zusatzzoll von 25 pCt. erlegen. Dublonen werden dort für 16 Piaster gerechnet.

In der Sierra de Madre im nördlichen Innern des Freistaats Mexico (Durango) lebt eine seltsame Art wilder Hunde. Sie sind nur 8 bis 9 Zoll lang, gleichen in Rücksicht des Baus einem Windspiel, mit langem, hohem Vorkopf, langen Ohren und langem Schwanz. Sie machen sich Löcher in der Erde und leben von Gras und andren Gewächsen. Man bringt sie oft nach der Hauptstadt Mexico, wo sie sehr zahm werden, sich an jeder Speise gewöhnen und grösser wachsen.

Westindien. Zu Falmouth, Hafen an der Nordküste der Brittischen Insel Jamaica, wurden am 22sten August dieses Jahrs, Nachmittags, zwei heftige Erdstösse gespürt, die indess keinen Schaden anrichteten.

Im April dieses Jahrs wurden 18 Seeräuber an der Südküste der Spanischen Insel Puertorico gefangen und nach der Hauptstadt S. Juan gebracht, um dort gerichtet zu werden. Der Anführer bekannte, er habe mit seiner Bande mehr als 400 Menschen von allen Nationen (Bewohner von Puertorico allein ausgenommen) ermordet.

Aguadilla, ein von den Nord-Amerikanern stark besuchter Hafen-Ort an der Nordwestspitze der Insel Puertorico ist am 15ten Juni d. J. fast ganz abgebrannt. 34 Häuser gingen in Flammen auf und 14 wurden

niedergerissen. Ein Werth von 400000 Piaster in Waaren verbrannte, oder ward von herbeigelaufenem Gesindel gestohlen; die Einwohner sahen geruhig der Feuersbrunst zu und nur die Mannschaft der zwei im Hafen liegenden Amerikanischen Schiffe eilte rettend herbei.

Die Royal Gazette vom 18ten September, die in Jamaica erscheint, erhält die Anzeige einer Sklaven-Auction im Arbeitshause zu Kingston, und der erste Verkaufsartikel wird folgendermaassen beschrieben: „Daniel, ein Creol-Neger, 5 Fuss 11½ Zoll gross, auf der linken Schulter ist ihm F K eingebrannt, und er hat das erste Glied des Daumens verloren, gehört der Frau Francisca King zu Manchester (auf Jamaica).“

Auf den Bermudas-Inseln hat am 29sten August ein fürchterlicher Sturm gewüthet, wodurch mehrere Häuser abgedeckt und eines umgerissen ward, und der überhaupt einen Schaden anrichtete, welcher auf 2000 Pf. Sterl. geschätzt wird; ein Artillerist verlohr dabei das Leben.

Colombia und Peru. Der General Olaneta, der nach dem Londoner Courier vom 5ten October, wieder vom Tode erstanden und mit 1400 Mann bei Potosi stehn soll, ist Niemand anders als der Colombische General Urdineta, der nach Sucre's officiellem Berichte wirklich jene Gegend seit März besetzt hält. — Für den, der einige geographische Kenntnisse besitzt, sind die Nachrichten aus Südamerika nicht so schwankend, wie sich manche wohl einbilden.

Der Freistaat Peru (nach dem Corriere de Lima vom 6ten April 1825) folgende Partidos:

1. Truxillo	46,0067	Seelen.
2. Tarma	191,668	„
3. Lima	250,223	„
4. Guamanga	176,656	„
5. Guancavelica	36,000	„
6. Cuzco	376,992	„
	1,491,606	Seelen.

Hassel rechnet 1,929,3000 Seelen.

In Folge des im Februar 1824 zwischen dem Freistaat Chile und der Indianer-Republik Arauco (Neu- oder Süd-Chile) abgeschlossenen Trutz- und Schutzbündnisses sind 200 Mann Chilischer Truppen mit 4000 Araukern östlich in die Ebenen eingerückt, um die unruhigen Pehuenches- und Pampas-Indianer zu züchtigen.

Im November 1824 lief das Colombische Schiff, General Santander, zu Manilla, den Haupthafen der Spanisch-Ostindischen Philippinen-Insel ein. Die Mannschaft, meistens Nord-Amerikaner, wie denn auch das Schiff (vormals Kensington) zu Philadelphia erbaut ist, machten eine Meuterei und wählten Friedrich Bergmann (vormals Lehrling des Capitain Charles Wooster von Newyork) zu ihrem Befehlshaber. Doch bei ihrer Ankunft erklärte die Spanische Behörde das Schiff für unbrauchbar und die Mannschaft blieb, so wie die des früher übergegangenen Schiffes Belgrano, unbelohnt und geht grösstentheils in Manilla betteln! —

Am 22sten und 23sten Mai spürte S. Marta, Freistaat Colombia, Nordküste, sechs starke Erdstösse, welche die Einwohner in grosse Bestürzung versetzten.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Die Colonie Liberia liegt nicht in Amerika, son-

dern an der Afrikanischen Westküste, unweit der Brittischen Colonie Sierra Leona und ist von der Nordamerikanischen Colonisations-Gesellschaft einzig in der Absicht gestiftet, um Freineger daselbst zu versorgen. Es sind von 1819 bis 1823 aber nur 400 Schwarze dahin gesandt, so dass die Bevölkerung jener Colonialstadt 1824 nicht mehr als 380 Personen, worunter 314 Erwachsene, betrug. Da sich nun die Anzahl der Sklaven in den vereinigten Staaten jährlich um 46000 Seelen vermehrt, so ist jene Colonie eine an sich sehr unbedeutende Anstalt. Um nun die immer einreissende Entweichung der Schwarzen nach Haiti zu verhindern, ward im März des Jahrs 1825 ein Antrag im Congress vorgebracht, im Nordwestgebiet, jenseits des Felsengebirgs (rocky Mountains) eine Neger-Colonie zu stiften, die als Mittelpunkt zwischen New-Orleans und der neuen Colonie Oregan, an der Mündung des Columbiastroms ins stille Meer, von grossem Nutzen seyn könnte.

Die Gesetzgebende Versammlung des Staats Louisiana ist im März dieses Jahrs adjournirt und hat beschlossen, die Verlegung des Sitzes der Regierung dieses Staats von New-Orleans nach dem neuen Orte Donaldsonville, im Kirchspiel Ascension, 1820 mit 3728 Einwohnern, 15 Meilen westlich von New-Orleans, gleichfalls am Mississippi, noch auf vier Jahre zu verschieben.

London in Virginien ist der Wohnsitz des Hrn. James Monroe, die er, als er im Anfang dieses Jahrs die Präsidentenwürde der vereinigten Staaten niederlegte, sogleich bezog.

Die Ortschaft Little Comton (Staat Rhode Island) starben vom 1. Januar bis Ende März sechs Personen, die zusammengenommen 566 Jahr alt waren; die älteste

war hundert, die jüngste 81 Jahr. Dass aber in Baltimore im Jahre 1825 ein gewisser Ellis Moore, das erste weisse Kind, welches dort geboren ward, — gestorben seyn soll, beruht wohl auf einen Missverstand, da Baltimore bereits 1634 angelegt ward, jener Herr also nahe an 200 Jahr alt geworden wäre! Im Correktions-Hause zu Maryland befanden sich im März dieses Jahrs 249 männliche und 62 weibliche Gefangene. Von den Männern sind 127 mit Weben, 24 mit Seilmachen, 27 mit Hutmachen und 16 mit Marmorsägen beschäftigt.

Zu Amesbury (nicht Almsbury), unweit Newburyport (Canton Essex, Massachusetts) werden ungemein breite Flanelle, auch farbige, von bester Qualität, verfertigt, die an Dauerhaftigkeit die Englischen übertreffen.

Die Gesetzgebende Versammlung des Staats New-York von 1825 hat die Einrichtung von siebenzehn neuen Canälen verordnet und bewilligt.

1. Vom Seneca-See an den Chemung-Fluss, an und bei dem Dorfe Newtown.

2. Von Syracuse im Canton Onondaga bis zum Fort Watson im Canton Courtland, und auch von Chenango Point, das Thal des Chenango-Flusses aufwärts, durch die Ortschaft Norwich in den Erie-Canal.

3. Vom Susquehannah-Flusse, das Thal der Unadilla aufwärts an den Erie-Canal.

4. Vom Cayuga-See an den Susquehannah-Fluss, bei oder in der Nähe des Dorfes Oswego.

5. Vom Erie-Canal im Canton Herkemer zu den obern Zuströmungen des Blackrivers, von dort auf dem bequemsten Wege, der sich ausmitteln lässt, an den S. Lorenzfluss, bei oder in der Nähe von Ogdensburgh.

6. Vom Erie-Canal, beim Dorfe Rome im Canton Oneida, mittelst des Black-Flusses nach Ogdensburgh.

7. Von Rochester, an den Alleghany-Fluss bei Olean, durch das Thal des Genesee-Flusses.

8. Von Scottville, mittelst des Le Roy-Flusses, bis an die obern Wasserfälle des Genesee.

9. Vom Champlain-Canal an die Gränze des Staats Vermont, längst dem Thale des Battenkill, oder auf einem andern zweckdienlichen Wege.

10. 11. Vom Erie-See an den Alleghany-Fluss durch das Thal des Conewango und vom Alleghany-Fluss nach Olean durch das Dorf Batavia hin in den Erie-Canal.

12. Von Portland in Canton Chautauque an die Spitze des Chautauque-Sees.

13. Vom Dorfe Catskill am Hudsonflusse, das Thal der Flüsschen Catskill und Schoharie entlang, um den Erie-Canal nach Westen mit dem Schoharie-Flüsschen (Creek) in Verbindung zu setzen.

14. 15. Auf der Insel Long Island (östlich von der Stadt Newyork) zwischen Gravesend-Bay, Jamaica-Bay, Great South-Bay und South Hampton-Bay, und queer über Canoe-Place nach Southhold-Bay.

16. Von, oder in der Nähe von Sharon an die Tide-Waters (Flussgegend, wo noch Ebbe und Fluth wirkt) des Hudsons, bei der Mündung des Crotonflusses, oder bei der Stadt Newyork.

17. Vom Dorfe Rochester, im Canton Monroe, an den Ontario-See.

(Eine nähere geographische Darstellung dieser Canäle würde gewiss interessant seyn, aber bei dem grossen Zufluss von Amerikanischen Merkwürdigkeiten muss diese Zeitschrift sie andern Blättern überlassen.

Uebrigens ist der Gang derselben nach der United States-Gazette vom 14. April correkt und mit Berücksichtigung guter Charten mitgetheilt.)

In Philadelphia kostete im Winter 1825 der Klafter Eichenholz 4 Dollars 8 Cents und der Klafter Fichtenholz (Pine) 2 Dollars 92 Cents. Ein Beweis, dass dort das während der Winterzeit so nothwendige Holz keineswegs so wohlfeil ist, als man in Deutschland glaubt. (Ein Dollar hat 100 Cents und ist etwa dreissig Groschen Conventions-Münze.)

Die schöne Fregatte Brandywine, welche den General Lafayette am 4ten October d. J. nach Havre zurückbrachte, hat ihren Namen von dem Orte Brandywine, Chester Canton, Pennsylvania, 7 deutsche Meilen westlich von Philadelphia, wo im Befreiungskriege am 11ten September 1777 ein Treffen zwischen den Nordamerikanischen Independenten und den Britten unter General Howe vorfiel, in welchem Lafayette, damals als Freiwilliger unter Washington dienend, verwundet ward und also sein Blut für die Amerikanische Freiheit opferte. Darum heisst jenes herrliche Kriegsschiff Brandywine!

Robinson's Leihbibliothek (*Circulating* Library) in Baltimore, enthält 15000 Bände. Der jährliche Preis ist 6 Dollars, wofür der Leser jedesmal ein Buch zum Durchlesen erhält.

Kein Gegenstand wird in den Vereinigten Staaten so häufig gestohlen, als Pferde; die Diebe holen sie fort, selbst wenn sie vor Gasthöfen angebunden stehn; für die Entdeckung eines solchen Diebstahls werden oft 50 bis 60 Dollars Belohnung verheissen; ein Beweis, dass gute Pferde nicht wohlfeil sind. In Upland Union, Canton Chester, unweit Philadelphia, wurden in einer

Woche des July-Monats Einem Gutsbesitzer drei Pferde gestohlen.

Im Jahre 1824 wurden im Staate Pennsylvanien nicht weniger als 4342 Licenzen zur Errichtung von Wirthshäusern ertheilt. Von diesen kommen auf die Stadt und den Canton Philadelphia 943!

In Philadelphia kostete im Juli dieses Jahrs: Butter 9—11 Cents das Pfund; Lichter 10—12 Cents. Schmalz 7—11 Cents das Pfund. Reis 3½ Dollars die 100 Pfund.

Der Staat Alabama (östlich von New-Orleans am Mexicanischen Meerbusen) enthält dem diesjährigen Censes (1825) zufolge:

133,505 Weisse.
73,504 Sklaven.
653 freie Schwarze.

Im Ganzen 207,662 Seelen. (1820 nur 127,901 Seelen.)

In Boston konnte in diesem wie im vorigen Sommer jeder Seemann leicht Anstellung auf einem Schiffe finden. Zu Patterson, in New Jersey, werden noch immer Weber gesucht und finden zu funfzig Arbeit; so auch in vielen andren Orten der Vereinigten Staaten, während man in Deutschen Blättern druckte, dort hätten alle Manufakturisten den Bettelstab ergriffen.

Quartus Kingley, ein Hufschmid in Northampton in Pennsylvanien verfertigte am 2ten December 1824 in 11 Stunden 40 Minuten zwei hundert und vier Hufeisen, ohne weitere Hülfe, als dass einer am Blasebalg war und mit hämmerte.

Am 22sten December 1624 ward Boston durch eine Colonie brittischer Auswanderer (*pilgrims*) gestif-

tet. Alljährlich wird dieser Stiftungstag daselbst mit grosser Feierlichkeit begangen.

Die in Philadelphia bei J. G. Ritter herausgegebene Deutsche Zeitung: Amerikanischer Correspondent für das In- und Ausland, erscheint wöchentlich zweimal, Mittwochs und Samstags, in einem ganzen Bogen (4to) und kostet 2 Dollars 50 Cents jährlich. Sie ist in recht gutem Deutsch freimüthig geschrieben, und führt das Motto:

O Freiheit! erkämpft
mit dem Schwerte des Ruhms, wer sich Dein
nicht freut, von hinnen mit Dem!

Auch aus Deutschland und Frankreich liefert dieses Blatt manches, was in unsern Zeitungen keine Aufnahme finden würde. Sie liefert auch Anzeigen. —

In demselben Verlage erscheint ein: „Philadelphier-Magazin für Freunde der deutschen Literatur in Amerika. Monatliche Hefte 2 Bogen 8. Preis für den Jahrgang 2 Thlr.“ Es sind Amerikanische Lesefrüchte aus deutschen Zeitschriften, besonders Erzählungen, und äusserst correkt und (wie alles in Amerika) schön gedruckt.

Den Amerikanischen Staat Illinois (östlich von Mississippi, nördlich vom Ohio, zwischen den Staaten Indiana und Missouri) durchwandert jetzt eine Dame von etwa 35 Jahren, schlank gewachsen, sehr anständig in Kleidung und Benehmen, welche aller Orten, wo sie Zuhörer findet, auf freier Strasse Predigten hält. Am 22sten Juni liess sie sich zu Shawnee-Town am Ohio, dem grossen Nebenfluss des Mississippi, hören. Ihre geistlichen Reden dauren etwa anderthalb Stunden, sie führt viele Stellen aus der heiligen Schrift und Verse aus geistlichen Liedern an, hält sich aber nicht an einen

bestimmten Text. Ihr Vortrag ist sanft, und ihre körperliche Haltung und Bewegung würdevoll. Sie geht nur zu Fuss und nimmt von Niemandem irgend eine Unterstützung an.

Am Sonntage Palmarum dieses Jahrs hielt Pastor J. R. Reily seine Abschiedspredigt in der Deutsch-Reformirten Kirche zu Hagerstown, County Washington, Maryland, 9 Meilen westlich von Baltimore, über 2 Cor. 13, 11. Er war 6 Jahre in dieser Stadt angestellt, taufte in dieser Zeit 829 Kinder und 103 Erwachsene, confirmirte 517, hatte 3165 Communicanten und hielt 225 Leichenreden.

Zu Philadelphia erscheint ein Blatt, betitelt: Annals of Liberality, Generosity and Public Spirit. (Jahrbuch der Freigebigkeit, Grossmuth und des Gemeingeistes), woraus wir folgende Proben liefern:

„Ein Friseur, John D. Moore zu Columbia, Hauptstadt des Staats Süd-Carolina, 23 Meilen nordwestlich von Charleston, hat einen wöchentlichen Erwerb als Beisteuer zur Unterstützung der Griechen gewidmet; er betrug 20 Dollars.“

„John Samuel und Willhelm Philips Esq. zu Boston haben der Academie zu Andover, eine der ersten Lehranstalten des Staats Massachusetts, (nördlich von Boston, unweit Salem) die Summe von 50000 Dollars geschenkt.“

„John Keble, ein geborner Engländer, der in früher Jugend nach Philadelphia kam, sich dort niederliess und durch die äusserste Sparsamkeit ein Vermögen von 103114 Dollars erwarb, hat dasselbe durch seinen letzten Willen in die Hände der Pfarrer der Englisch-Bischöflichen Gemeinde in Philadelphia niedergelegt, um sämmtlich zu frommen Zwecken verwandt zu werden.

Die Akademie dieser Gemeinde erhält 15057 Dollars; das Pensylvania-Hospital 20800 Dollars; die Anstalt für die Verpflegnng armer Kranken (Philadelphia-Dispensary) 16813 Dollars; das Magdalenenstift — 14580 Dollars; die Anstalt zur Verpflegung armer und alter Deutscher Lutheraner 1075 Dollars; die Universität von Pensylvanien (in Philadelphia) 7414 Dollars; die Seefahrer-Armenanstalt 5335½ Dollars etc. etc. Durch eine Heyrath hatte er Vermögen erhalten, welches er den Verwandten seiner Frau ungeschmälert hinterliess.

„Im März dieses Jahrs ward zu New-Orleans eine Presbyterianische Kirche als Grundstück verkauft, weil die darauf haftenden Zinsen nicht abgetragen waren. Ein Jude, Namens Judah Touro, ein geborner Engländer, kaufte sie, damit das Gebäude nicht zu andern Zwecken verwandt würde, und machte mit derselben der Presbyterianischen Gemeinde ein Geschenk.—“

„Eine Miss Knox vermachte dem Theologischen Seminar in New-Brunswick (Staat New-Jersy, 8½ M. östlich von Philadelphia) 2000 Dollars zur Unterstützung dürftiger Studirenden, und ein Herr Sheldon Clark, für denselben Zweck, dem Yale-College zu Newhaven im Staate Connecticut, 12 M. nordöstlich von New-York 6000 Dollars.“

„Der gleichfalls kürzlich verstorbene Ebenezer R. Dexter widmete sein ganzes Vermögen, 60,000 Dl., zur Errichtung eines Armenhauses in der Hauptstadt des Staats Rhode Island, Providence (24 M. nordöstlich von New-York.)“

„Die Protestantische Synode zu Philadelphia hat im April dieses Jahrs eine Subscription eröffnet, um bei dem theologischen Seminar zu Princeton (New-Jersey) noch einen Lehrer der Gottesgelahrtheit anzustellen. Die

dazu erforderliche Summe beträgt 25000 Dollars. In 14 Tagen wurden zu Baltimore 5000 Doll. und in Philadelphia 15000 Doll. gezeichnet.“

„Im Juny dieses Jahrs starb zu Philadelphia ein sehr achtbarer Bürger, Godfrey Haga, der sein ganzes Vermögen, 403500 Dollars, frommen Zwecken widmete. Er hatte, wie seine Bücher auswiesen, jährlich über 100000 Dollars wohlthätig verspendet.“

„Ein anderer Bürger in Philadelphia, John Withington, widmete zu derselben Zeit 42200 Dollars.—“

„Jean Poydras, vor kurzem in New-Orleans gestorben, vermachte in seinem Testamente verschiedenen Waisenhäusern und Hospitälern der Stadt und der Umgegend die Summe von 180,000 Doll. Seinen 7—800 Sklaven schenkte er die Freiheit. Jeder erhielt lebenslänglich eine Rente von 10 Doll.“

„Jones Wills, der am 22. Januar dieses Jahrs zu Philadelphia starb, vermachte den Armenanssalten und Hospitälern dieser Stadt die Summe von 45500 Doll. und überdies 100000 Doll. zur Stiftung eines Hospitals für dürftige Blinde. —“

„In Hamburg, schreibt der Savannah Republican, sind 8 Ballen betrüglich gepackter Georgia-Baumwolle entdeckt. Der Eigner ist bekannt, aber sein Name nicht kund gemacht. Warum nicht? Warum verdient ein Mensch Schonung, der sich solcher Niederträchtigkeit schuldig gemacht hat? Wir meinen sein Name muss aller Welt bekannt gemacht werden.“

Die Salzwerke zu Salina im Canton Onondago, Staat New-York, können jährlich 1,750000 Bushel (Scheffel) feines Salz, (welches 990 Tausendtheile Salzsaures Natron enthält) und 150000 Bushel grobes Salz liefern. Im Jahre 1824 brachten sie dem Staate 93553

Dollars, und im ersten Halb-Jahre 1825, 56740 Dollars ein. Dieses Salz kostet in Newyork 35 Cents das Bushel, während das fremde nur 32 Cents kostet. —

Zu Shawneetown, Flusshafen am Ohio, im Staate Illinois, langte am 10ten März gleich nach Sonnenuntergang das Dampfboot Pioneer, Capt. Valy, aus New-Orleans, in acht Tagen an. Die Connossemente sind vom 2ten März datirt. Es vollendete also bei starkem Gegenstrom, den Mississippi und Ohio aufwärts, eine Fahrt von 1240 englischen oder 248 deutschen Meilen in acht Tagen und machte täglich 155 engl. Meilen!

(*Philadelphia National Gazette vom 12 April.*)

Vom 2ten bis 9ten April dieses Jahrs starben in Philadelphia 32 Erwachsene und 23 Kinder, wovon 7 todt geboren. Lungensucht raffte die meisten (11) Erwachsene hin. 3 wurden 70—80 Jahr alt.

Die Deutsch-Lutherische Kirche zu Sommerset, Pensylvanien, 20 Meilen westlich von Philadelphia, ist am 17. April abgebrannt, wahrscheinlich durch Mordbrenner angesteckt, für deren Entdeckung die Bürger von Sommerset einen Preis von 125 Dollars verheissen haben. Am 20. April waren bereits 1066 Dollars für die Wiedererbauung der Kirche zusammen gebracht.

Im Jahre 1824 wurden 1624 Häuser in New-York neuerbaut, nämlich 720 aus Quadersteinen und aus Backsteinen, 503 mit einem Nordertheil aus Backsteinen, und 401 hölzerne. Von diesen haben 40 nur ein Stockwerk, 1297 zwei Stockwerke, 228 drei Stockwerke und 49 vier Stockwerke.

Im Monat August d. J. ward aus dem Hafen Philadelphia für 688269 Dollars ausgeführt, nämlich baar 137,680 Dollars, an inländischen Waaren für

293,212 Dollars, an ausländischen Waaren für 257,377 Dollars; 33 Schiffe segelten ab.

In Baltimore starben vom 19. bis 20. July 70 Menschen, 42 männlichen und 28 weiblichen Geschlechts, 28 unter 2 Jahre, 1 ward ermordet und 1 vom Blitz erschlagen.

Der wichtige Canal, welcher die Delaware- mit der Chesapeake-Bay durch die Delaware-Halbinsel hin verbinden wird, und also die beschwerliche und gefährliche Fahrt um Cap Charles vermeiden lässt, ist nun endlich seinem Ende nah. Er beginnt an der Delaware Seite, zwischen Hamburg und Port Penn bei Newbold's Landing, 8 Deutsche Meilen südwestlich von Philadelphia. Bei Newbold's Landing werden eine Flussschleuse und ein Fort angelegt. Der Canal geht durch die ganz ebnen Wiesen von S. George nach dem Dorfe S. George, (etwa eine Deutsche Meile) in gekrümmter Linie, und dort wird eine Schleuse von acht Fuss errichtet, die die Schiffe in den breiten, tiefen Mühlenteich von S. George hebt; sie fahren durch denselben hin, an die Hügelkette, welche die Halbinsel von Norden nach Süden durchschneidet; diese Hügelkette hat eine Höhe von 76½ Fuss, sie wird bis zum Niveau durchschnitten und so der Canal in Turner's Mühlteich geführt; am westlichen Ende desselben bringt eine Schleuse mit 6 Fuss Fall die Schiffe an Turner's Mühlendamm, und von dort auf den schiffbar zu machenden Broad-Creek an eine Fluthschleuse, in den Back-Creek, und so in die Mündung des Long-Creek, welcher mit der Elk schiffbar nach Süden in die Chesapeake-Bay fliesst. Das Ende des Canals, bei Welch-Point an dieser westlichen Seite, liegt 9½ M. nordöstlich von Baltimore. Die Länge dieses Canals

beträgt 5½ Deutsche Meilen und von S. George geht er in fast gerader Linie von Osten nach Westen. Er wird auf der Wasserfläche 60 Fuss, und auf dem Grunde 36 Fuss weit, 8 Fuss tief und mit Steinen ausgelegt. Die Kosten sind auf 1,239157 Dollars angeschlagen. Es sind seit November 1824 850 Mann und 150 Pferde bei diesem Canalbau angestellt. Auch ist ein Hospital errichtet, um die Erkrankten oder Zufällig beschädigten aufzunehmen. —

In Columbia, dem Hauptorte des Cantons Murray (nicht Maury) im Staate Tennessee, vermählte sich im verwichenen Januar der Obrist Joachim D. Lindsay, ein junger, in Amerika erzogener Mann, allgemein als ehrenwerth, rechtlich, fleissig und musterhaft geachtet, mit Miss Eleanore Philips, aus dem südlich von Murray liegenden Canton Giles, ein gleichfalls, in jeder Rücksicht achtungswerthes Frauenzimmer. Nach ihrer Verheyrathung lebten sie in dem besten Vernehmen und unter den günstigsten Umständen, die dieser, kaum erst urbar gemachter Landstrich darbietet, bis etwa im April dieses Jahrs, wo sich des Mannes Benehmen plötzlich änderte, indem er reizbar und zänkisch ward, und sich erst Drohungen, endlich sogar Gewaltthätigkeiten gegen seine Gattinn erlaubte. Gegen das Ende des Aprils ward sein Betragen ganz unerträglich, und um diese Zeit fasste er die fixe Idee, viele Leute, seine Freunde und Knechte, hätten sich verschworen, ihn umzubringen; er ward nun höchst schüchtern und wachsam; so verliess er am 1. May sein Haus und wanderte mehrere Meilen weit, bis es Nacht wurde, und nur mit vieler Mühe liess er sich bereden, in der Wohnung eines Verwandten ein Nachtlager zu nehmen. Er entkleidete sich, legte sich zu Bette, blieb

bis Mitternacht liegen, raffte sich dann, vor Angst zitternd auf, sprang aus dem Bette und lief fast ganz entkleidet und barfuss in die nahe Urwaldung. Am Morgen, so wie seine Flucht und sein Zustand bekannt ward, suchten ihn viele seiner Nachbaren auf; sie erblickten ihn und hörten ihn durch den Wald rennen, aber erst nach 48 Stunden gelang es zweien alten Herren, ihn durch freundliches Zureden einzufangen und in seines Vaters Haus zu bringen, wo man sich seiner Person versicherte. Doch, in der nächsten Nacht warf er sich in einem Fieberanfall zwei Stockwerk hoch aus dem Fenster, mit dem Kopfe voraus, und würde gewiss den Hals erbrochen haben, hätte ihn nicht in demselben Augenblick ein Mann von ungewöhnlicher Stärke ergriffen, und ihn, beim Bein packend, so lange gehalten, bis Hülfe kam und man den Unglücklichen wieder ins Fenster zog. Während er aus dem Fenster hing, arbeitete er gewaltsam, um los zu kommen, und erst wie man ihm die Hände gebunden hatte, war es möglich, ihn wieder ins Fenster zu zerren. Er ward nun nach Columbia gebracht und dort einige Tage hindurch ärztlicher Behandlung anvertraut, die einigermassen anzuschlagen schien. Fortwährend bildete er sich ein, dass man ihm nach dem Leben trachte und war immer voll Angst; oft versuchte er zu entfliehn, nahm wenig Nahrung zu sich und magerte ab. Unter Aufsicht seiner Freunde reiste er von Columbia in den Canton Giles, wohin sich seine Gattin begeben hatte, blieb einige Tage bei ihr und kehrte dann in seine Wohnung zurück. Dort schien er sich zu beruhigen, und verfiel in den Zustand, der bei Wahnsinnigen gerade der gefährlichste ist, der aber auch hier, wie nur gar zu oft, unbeachtet blieb. Er brütete in sich hinein,

ohne etwas Widersinniges zu thun, oder zu reden. Am Sonntage den 26. Juny beschloss er seiner Schwiegermutter, der Frau Wittwe Philips im Canton Giles, mit seiner Frau, ihrer Tochter, einen Besuch abzustatten und sie kamen dort am Montag Morgen an. An diesem Tage ging Lindsay zu einem sehr achtbaren Verwandten, der 5 Englische Meilen weiter wohnt, und suchte diesen zu bereden, mit ihm auf die Eichhörnchen-Jagd zu gehn; doch, er liess dabei in Worten, Mienen und Geberden so böse Absichten blicken, dass man es für besser hielt, nicht mit ihm auf die Jagd zu gehn. — Am 28. verweilte er im Hause der Wittwe Philips bis gegen Abend, wo er mit seiner Gattin, seiner Schwiegermutter und einer jungen Nichte ausging, um einen Verwandten zu besuchen, der 1½ Englische Meilen entfernt wohnt. Als sie etwa den dritten Theil des Wegs zurückgelegt hatten, fragte er seine Frau, die er ganz freundlich am Arm führte, wie weit sie noch zu gehn hätten? Die junge Dame erwiederte: Etwa noch eine Meile. Er sprach nun: Ehe Du dort ankommst, wirst Du die längste Meile zu machen haben, die Du je gewandert bist. — Ihre Mutter und die Nichte, etwa 20 Schritte voraus, hörten diese Worte, blickten um, sahen das Ehepaar zärtlich Arm in Arm wandeln, und dachten nichts Arges. Es muss hier bemerkt werden, dass die Mutter und die übrigen Verwandten die junge Frau dringend gebeten hatten, ihren Mann ganz zu verlassen, weil ihrem Leben bei ihm Gefahr drohe, sie sich aber aufs standhafteste geweigert hatte, mit der Bemerkung, sie wolle lieber sterben, als ihn in seiner Seelenkrankheit ganz aufgeben. Plötzlich hörten jene beiden einen Pistolenschuss, und wieder umblickend, sahen sie den Mann vor seiner, auf dem Boden liegen-

den, mit dem Tode ringenden Frau ruhig stehn, mit dem Pistol in der Hand, dessen Kugel er ihr durch den Kopf geschossen hatte. Die unglückliche Mutter schrie auf — Lindsay deutete mit dem Pistol auf die Ermordete und sprach: Madame! da liegt Ihre Tochter; nehmen Sie sie! — warf dann einen Brief nieder und lief davon. Ein Weisser war nicht in der Nähe, aber nach der Aussage mehrerer Neger, die ihn laufen sahn, hat er erst die Umgegend seiner Wohnung besucht und dann das Land verlassen. Ehe die Familie den schrekkenvollen Spaziergang antrat, forderte er Feder und Dinte und schrieb den Brief, den er auf die Ermordete warf. Dieser enthielt abgebrochene, sinnlose Sätze, ohne Zusammenhang, z. B. dass er so bald sterben als leben wolle. — Dann lud er seine Pistolen, die man, was ganz unbegreiflich ist — dem Wahnsinnigen gelassen hatte, weil er sie, um sich gegen die eingebildete Gefahr zu schützen, nie von sich lassen wollte. Bis jetzt (Ende July) hat man diesen höchst gefährlichen Wahnsinnigen in den Wildnissen von Tennessee durchaus nicht wieder auffinden können. —

(Aus dem zu Columbia erscheinenden Blatte: Tennessee Columbian, welches in einem sehr reinen Englisch geschrieben ist; obiges ist fast wörtlich übersetzt und kann als Probe dienen.)

Gegen die Bettwanzen, eines der garstigen Ungeziefer, welches in der heissen Sommerzeit Nordamerikas sich ungeheuer vermehrt, werden in dem zu Boston erscheinenden *New Farmer*, einem landwirthschaftlichen Blatte, Tobaksblätter und Tobaksjauche als das sicherste Mittel empfohlen. Die Blätter zwischen das Stroh und die Federbetten gestreut, vertreibt sie sich-

erer als die (gefährlichen) Queksilber-Präparate, Kampfer-Spiritus, Terpentin-Oel, rother Pfeffer etc. Bestreicht man aber die Fugen der Bettstellen und Wände mit einer starken Abkochung aus Tobaksblättern, so vertreibt dieses sie für lange Zeit, und nicht für einige Monate. Dies ist um so glaublicher, da überhaupt wenige Insekten und Thiere Tobaksjauche ertragen können und selbst eine Katze von einigen Tropfen, die man ihr in den Mund bringt, augenblicklich stirbt.

In der Eisenmanufaktur zu Cincinnati, am Ohio im Staate Ohio, 280 deutsche Meilen nordöstlich von New-Orleans, ist eine 1000 Fuss lange Dampfpumpe, für ein Bergwerk in Mexico bestimmt, gegossen. Die Oeffnung hat vier Zoll im Durchmesser und die ganze Pumpe besteht aus 100 Stücken, jedes 10 Fuss lang und 1000 Pfund schwer und kostet 7500 Doll. (?) Sie wird durch Dampf getrieben, ist auf ein Dampfboot nach New-Orleans eingeschifft, um dort nach einem Mexikanischen Hafen gebracht zu werden. Der Weitertransport über die Gebirge auf den Rücken der Maulthiere bis zum Orte ihrer Bestimmung wird keine grosse Schwierigkeiten finden und in den Schacht selbst müssen die Indianer sie hineinschleppen.

System des Cigarren-Rauchens.

Da Cigarren rauchen ein unschuldiges Vergnügen und da es sehr gewöhnlich ist, dass die Herren an öffentlichen Orten die Tages-Neuigkeiten mit Cigarren im Munde erzählen, und da die Gesammtheit der Raucher sehr linkisch erscheint, weil die Theorie der Interpunktion beim Rauchen unbekannt ist, so wird folgendes, von einem berühmten Cigarren-Raucher erfundenes System zur allgemeinen Befolgung anempfohlen:

Ein einfacher Paff dient als Comma,
Paff, Paff als ein Semicolon;
Paff, Paff, Paff, als ein Colon;
Sechs Paff als Punkt am Schluss einer Periode.

Eine Pause mit der Cigarre im Munde bedeutet einen Gedankenstrich — der länger oder kürzer seyn kann.

Hebt man mit der Unterlippe die Cigarre gegen die Nase, so dient dieses Manöver als ein Ausrufungszeichen! Und um grosse Rührung, selbst bis zu Thränen auszudrücken, hebt man die Cigarre auf vorbeschriebene Weise bis an die Nasenspitze.

Bedarf man eines Fragezeichens? so braucht man nur die Lippen zu öffnen und die Cigarre durch den Mundwinkel zu ziehn.

Nimmt man die Cigarre aus dem Munde und putzt die Asche vom Ende, so bedeutet dies den Schluss eines Redesatzes.

Wirft man sie fort ins Kaminfeuer, so ist dies eine völlige, stylitische Pause.

Mit einer halbausgerauchten Cigarre beginne kein Herr von Sitte eine Erzählung; denn während der Unterredung eine zweite anzuzünden, ist ein Verstoss gegen den guten Ton, zerstört obiges Interpunktionssystem und mithin alle Energie und Harmonie des Ausdrucks. (*New-York City Gazette.*)

Neue General-Karte von Süd-Amerika.

Von von Spix und von von Martius.

Wenn das Vaterland ein wichtiges literarisches Hülfsmittel, welches jedes, was das Ausland in dieser Art liefert, weit übertrifft, aus Licht treten lässt, so ist

dies in der That eine erfreuliche Erscheinung. Die Mitglieder der Königl. bairischen Academie der Wissenschaften, die Doctoren von Spix und von Martius haben als eine treffliche Ausbeute ihrer in den Jahren 1817—1820 vollbrachten Reise durch Brasilien, nebst vielen andern gründlichen Bereicherungen der Naturkunde und der Naturforschung, nun auch das erste Blatt ihrer General-Karte von Süd-Amerika (*Carte générale de l'Amérique méridionale en deux grandes feuilles. D'après les observations et les cartes speciales, rapportées du voyage dans l'intérieur du Brésil, pendant les années* 1817—1820. *Dediée à Sa Majesté le Roi de Bavière par les Docteurs de Spix et de Martius, Chevalier de l'ordre civil de la Couronne de Bavière, Membres de l'academie royale de Münich etc. etc. etc.* Münich 1825.) geliefert, von welchem mit Recht alle Freunde der Erdkunde grosse Erwartungen hegten. Das Interesse, welches der neue Erdtheil in seinem üppig aufstrebenden Natur- und Staatsleben allgemein erweckt, die Nothwendigkeit, sich sorgfältig über dessen geographische Beschaffenheit zu unterrichten, weil es ohne diese Kenntniss nicht einmal möglich ist, Nachrichten, die von dort eingehn, auf eine erspriessliche Weise dem Publikum mitzutheilen, und der Umstand, dass Nord-Amerika schon seit dem unvergesslichen Ebeling, den Ref. mit inniger Dankbarkeit als Lehrer und Vorbild verehrt, gründlich bearbeitet wurde, während Süd-Amerika, selbst nach von Humboldt, da dieser die eine Hälfte desselben: Brasilien, nicht bearbeitet hat, verhältnissmässig nur fragmentarisch bekannt ward: — alles dieses, macht die Erscheinung jener General-Karte, deren 2tes Blatt nun nicht lange mehr ausbleiben wird — zu einem Gegen-

stand, den unsere Zeitschrift nicht unerwähnt lassen darf.

Das erste Blatt enthält den grossen, höchst merkwürdigen Theil von Süd-Amerika bis zum 19° 50′ S. Br., also Colombia, Guiana, ganz Peru (bis auf ein Eckchen, Atacama) und das noch auf keiner frühern Karte, selbst nicht auf der grossen Special-Karte von Roquefeuille auch nur einigermassen belehrend dargestellte Nord-Brasilien, bis zur Mündung des Rio do Espiritu santo bei Vittoria! — Dieses Nord-Brasilien ist nach den eignen Beobachtungen der Herausgeber und nach den ihnen in Lissabon mitgetheilten Karten, Colombia und Peru aber nach den von Humboldtschen und nach den im Archiv zu Madrid aufbewahrten Special-Karten entworfen. Augenscheinlich sind bei der Aufzeichnung der Küsten die zuverlässigsten Englischen und Spanischen Seekarten benutzt. Das topographische Bureau des Königl. Bayerschen General-Quartiermeisterstabs hat auch dieses Meisterstück besorgt und ein sehr wackrer Künstler, Herr J. B. Seitz, in München dasselbe gestochen. Der grosse Reichthum an benannten Punkten, besonders die mit der lobenswürdigsten Sorgfalt eingetragenen Fluss-Namen und mit möglichster Genauigkeit schraffirten Gebirge machen natürlich für den, der nicht mit einer scharfen Sehkraft beglückt ist, den Gebrauch einer Loupe bei dieser Karte nothwendig, und doch hat Ref. bis jetzt keinen einzigen undeutlich geschriebenen Namen unter den 8000, die sich vorfinden, entdecken können. Das Papier ist sehr dick, aber leider, wie gewöhnlich das Schweizer-Papier, äusserst brüchig und erfordert, dass man diese Karte ganz auf Leinwand ziehen lasse. Doch warnen wir jeden Besitzer, sie nicht durchschneiden zu

lassen, weil sie bei der Menge der Namen und deren Kleinheit ganz gewiss dadurch ungemein leidet. Ref., der für den Gebrauch bei der Herausgabe des Columbus lange auf dieses literarische Hülfsmittel hoffte und dasselbe mit grosser Freude empfangen hat, machte sogleich einen Versuch, diese neue General-Karte mit den bisherigen General-Karten von diesem Erdtheil zu vergleichen. Da die grosse Karte von Arrowsmith (Outlines of South-Amerika, London 1811 6 Bl.) so wie die von Faden (Mapa geogr. del America Meridion. London 1806, 6 Bl.) nach alten Hülfsquellen gearbeitet sind, so giebt eine Vergleichung mit denselben natürlich ein höchst günstiges Resultat für unser Deutsches Werk, und die Britten werden nicht säumen, es als Landkarte bei ihren geographischen Arbeiten zu benutzen. So ist z. B. auf Arrowsmiths Karte die merkwürdige Zusammenströmung des Rio Caravellos und des Peroipe (nicht Pernipe!), 17° 50′ M. S. Br., gar nicht, auf der Münchner Karte aber mit einer Genauigkeit angegeben, die auf dem kleinen Raum wahrhaft bewundernswerth ist. Unter den gepriesensten Karten über Südamerika gehört ohne Zweifel auch die: *Carte encycrotype de l'Amerique méridionale, dediée et presentée à Monsieur, par H. Bruè, Ingenieur Geographe de S. A. Royale. Paris chez Desray. Revuée et angmentée par l'Auteur en Avril* 1818, welche sich auch durch ihren Umfang 5 Schuh breit und 4 Schuh hoch auszeichnet; diese hat erst den Fehler: dass die (jetzt ganz veraltete) Politische Eintheilung darauf bemerkt, und sogar durch Illumination bezeichnet ist, welches die Deutsche Karte vernünftigerweise den Specialkarten überlassen hat, um sich bleibende Brauchbarkeit zu sichern. Abgesehen von Brasilien,

welches Monsr. Brué ganz nach Arrowsmith hat, wollen wir bloss Einiges an Colombia's Nordküste, wo doch schon 1824 gute Hülfe zu Diensten stand, anführen. Hält man diese auf jener Französischen Karte mit der Deutschen Karte und mit dem Blatte zusammen, welches Sidney Hull zu C. St. Cochrane's Colombia 1825 lieferte, und die also schwerlich schon in München benutzt werden konnte, so ergiebt sich z. B. folgendes: Auf Brué's Karte fehlen oder sind ganz schlecht bezeichnet: der Golfo del Darien del Norte (sein Golfe de Darien), die wichtige Atrato-Mündung (s. Colombus Septemberheft S. 249 Anm.), die Cienega de S. Marta (s. Columbus I. 387), wo die ostwärts hinlaufende Nehrung, welche diese Lagune fast schliesst, nebst den Inseln ganz fehlt; gleichfalls fehlen der Golf de Zapara bei Maracaibo, die Höhen auf der Halbinsel Paraguana, auf Curaçao, auf Tortuga, auf Marguerita, und selbst auf Trinidad; die Küsten-Bergkette läuft südlich, nicht nördlich vom See von Valencia etc., welches alles das deutsche Blatt sehr richtig hat. Dieses beweist, dass Herr Brué bei seiner Arbeit keine Seekarten benutzte; selbst die älteren holländischen (z. B. die Zeefackel) geben den Küstenstrich mit allen Einfahrten sehr genau. Der See Parime oder Lac blanche prangt noch auf Brué's Karte als ein über 100 □Meilen grosses Gewässer, während er auf der Münchener Karte ganz richtig als ein ganz kleiner Quellsee des Orenoco (als Lago Ipava) erscheint. — Jene französische Karte — wird also durch die Erscheinung der Münchener — fast ganz unbrauchbar. — Um aber einen Beweis zu geben, wie gerne Ref. ein auch noch so geringes Scherflein zur Vervollkommnung jenes herrlichen deutschen Werkes beitragen möchte, erlaubt er

sich folgende kleine Bemerkungen: Zuerst finden sich auf dem Münchener Blatte im Spanischen Amerika manche Portugiesische Namen, z. B. Cordilheira statt Cordillera; Serra statt Sierra; auch wohl de la, statt del; am Chagre (Istmo) fehlt Barbacoa, statt dessen steht ein Ort: Maria? Der Golfo del Darien del Sur heisst gewöhnlich S. Miguel, welche Benennung ihm Balboa beilegte, als er dort am 25sten September 1513 zuerst den Austral-Ocean erblickte; der Golfo del Darien del Norte ist als Bahia Choco bekannter. Am östlichen Ufer des Magdalenenstroms ist Puerto de Ocaña, aber nicht die künftige Hauptstadt von Colombia, Ocaña (s. Columbus I 458) weiter östlich bergaufwärts 80° 2′ Nörd. Breite 73° 20′ Westlicher Länge von Greenwich. Unter 7° 45′ N. Br. fehlt der Fluss Tupica. Die Einmündung des Naipi, die Cochrane (s. sein Journal I, 447) Niapippi nennt, in den Atrato, hat erst dieser berichtigt. Dagegen sind die Abflüsse: Canada Sieto Viejo etc., welche die Cienega de S. Marta mit dem Magdalenenstrom verbinden, nirgend (auch nicht auf Sidney Hall's Blatt) so genau angegeben, als auf der Münchner Karte. Eben so die Kuppenbildung der Berge östlich vom Cabo de Vela, und auf der ganzen Halbinsel desselben. Selbst die Insel Curaçao erscheint so richtig, als sie nur en Miniature erscheinen kann, doch fehlt Willemstad an der Bay S. Anna. Bei dem Namen Guaira (gewöhnlich La Guayra) fehlt der Punkt, östlich von Cabo Blanco. Die Bocca (Boca), grande zwischen Punta del Peña und Trinidad, heisst gewöhlich Boca del Drago (Dragon's Mouth). Am Orenoco vermisst Ref. den wichtigen Einfuhrhafen Antigua Guiana, 8° 40′ N. Br., an der Stelle, wo vormals Guiana vieja lag. An der Küste von Guiana liesse sich vielleicht nach Holländischen See-

karten noch Manches berichtigen. Der Rio Yapoco, Gränzfluss gegen Brasilien, ist nur unter dem Namen Oyapok bekannt. Eine genaue Vergleichung der Westküste mit Langara's Seekarten würde auch wohl noch einige kleine Berichtigungen herbeiführen. Doch genug, um zu beweisen, dass Ref. diesem Blatte die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen suchte. Möchte doch recht bald, jetzt, wo jedem, wegen der politischen Verhältnisse, eine Darstellung des Rio de la Plata und der Umgegend von Rio de Janeiro so angenehm wäre, das zweite Blatt dieser Karte erscheinen. Für das, was auf dieser Karte geleistet ist, scheint der Preis, 7 Rthlr. 8 Gr., sehr billig. Sie dient statt aller schlechten Specialkarten, (die guten sind nicht wohlfeil und oft schwer zu haben) und leider sind fast alle Handkarten nicht zu brauchen. — Röding.

Capitain Parry's verunglückte Nordpol-Reise.

(1824 — 1825.)

(Nach seinen, der Admiralität eingehändigten officiellen Berichten.)

Am 4. July 1824 verliessen die beiden Entdeckungsschiffe, Hecla Capt. Parry, und Fury Capt. Heppner, Grönlands Westküste. Bei der Durchfahrt durch die Strasse Davis wurden sie 58 Tage lang; von dem Eise umgeben, vestgehalten. Erst am 9. September konnten sie ihre Reise nordwestlich fortsetzen und erreichten am 13. d. M. die Barrowsstrasse, die Einfahrt des Lancaster-Sundes, 74° 19′ 50″ N. Br., 78° 55′ W. L. Weil der Winter nun schnell einbrach, so suchten sie die Prince-Regent's-Bay und auf der dort, in der Prince Rupert's-Einfahrt liegenden Insel Lowther den Ankerplatz Port Bowen auf, welches ihnen auch wirklich am 28. September nach einigen Schwierigkeiten gelang. Bereits am 6. October waren die beiden Schiffe dort, 73°N. Br., 89° W. L., völlig von jungem Eise umgeben. Der Winter 1824—1825 ward ziemlich angenehm zugebracht. Es war eine gute Büchersammlung an Bord, und alle vierzehn Tage ward auf einem der Schiffe ein Maskenball gegeben. Die Küste nordwärts bis Cap York, und südlich bis Fitzgerald-Bay, 72° 20′ N. Br., ward untersucht, und es wurden Excursionen

von 60 — 80 Englischen Meilen weit ins Innere gemacht. Mit der galvanischen Batterie des Professors Barlow wurden Versuche angestellt, die zu neuen, wichtigen Resultaten führten. — Die Kälte war verhältnissmässig ausserordentlich milde, und das Thermometer stand nie tiefer, als 48½° unter dem Gefrierpunkt. Die Jagd war ergiebig; es wurden 12 weisse Bären und eine grosse Menge weisser Haselhühner getödtet, eine köstliche Speise für die Officiere und die Mannschaft. Am 6. Juny 1825 begann der Sommer mit einem Regenschauer und das Thauwetter trat rasch ein. Am 19. July brach das Eis und die Schiffe verliessen Tags darauf Port Bowen, wo sie zehn Monate gelegen hatten. Am 23. ward North Sommerset, welches noch in der Prince-Regent's-Bay liegt, sichtbar, und die Schiffe segelten südwärts längs der Küste hin. Aber bereits am 24., wie sie noch gar nicht weit gekommen waren, fing ein fürchterlicher Stosswind zu wüthen an, der bei dem schweren Eisgang (*heavy ice*) um so gefährlicher war. Von demselben wurden am 1. August beide Schiffe, der Hecla und die Fury, an den öden Strand geworfen, so, dass dem letztern Schiffe der Kiel zerbrach und es also nicht mehr See halten konnte. Nur ein Matrose büsste bei diesem Unglück sein Leben ein. Drei Wochen hindurch, bis zum 19. August, arbeiteten die Pumpen Tag und Nacht, während die Seeleute unablässig neuen Gefahren und grosser Kälte ausgesetzt waren, theils um den Hecla wieder flott zu machen, welches bald gelang, theils um die Lebensmittel etc. von der ganz zerschmetterten Fury abzubringen, die an diesem Tage verlassen ward. Wäre dieses Unglück nicht eingetreten, so hätte die Reise höchst günstige Erfolge haben können. Am 25. August verliess der Hecla, worauf die sämmtliche Mannschaft der Fury mit eingeschifft war, North-Sommerset und bereits am 1. September, da die Heimfahrt nach Grossbrittanien beschlossen war, die Prince-Ruperts-Einfahrt und langte am 12. October bei Peterhead, nördlich von New-Aberdeen, an Schottlands Ostküste an. Die Mannschaft war eben so gesund, wie bei der Abfahrt, und Keiner durch Krankheit umgekommen. Auch die Lebensmittel waren in dem trefflichsten Zustand. Der Hecla verlor keinen einzigen Mann. Von dort begab sich der Capitain Parry, zu Lande, nach London, wo er am 16. eintraf, und dort von dem ersten Lord der Admiralität freundlichst empfangen ward. Der Hecla ist vor der Themse umgekommen und zu Sheerness

wird unverzüglich ein Kriegsgericht über den Capitain Heppner, wegen des Verlustes der Fury, gehalten. —

Aus Brasilien.

Der Herausgeber des in Rio de Janeiro erscheinenden Blattes Despertador Constitutional (des constitutionellen Weckers) hat in seinem und andern Blättern dem gesammten Brasilischen Volke (Clero, Nobreza e Povo) den Vorschlag gemacht, eine Subscription zu errichten, um dem erhabenen Gründer des Reichs, Herrn Don Pedro I. eine Bildsäule zu Pferde, an einem der vornehmsten Plätze der Hauptstadt zu errichten. —

Im Hafen Santos, Provinz S. Paulo, südlich von Rio de Janeiro, werden unter Leitung des Fregatten-Captiains, Carl Lorenz Dankwardt, eines gebornen Deutschen, Kanonenböte gebaut. Das erste, welches am 19. May d. J. vom Stapel lief, erhielt den Namen: Leal paulistana (der treue Pauliste).

Am 14. Juny langte zu Rio de Janeiro ein Schiff von Angola in 32 Tagen an, mit 250 Sklaven beladen, wovon unterwegs 5 gestorben sind. —

Der Baron Eduard von Ewald, Major des dritten Grenadier-Bataillons der Fremden in Brasilischem Dienste, hat das treffliche Werk des Majors v. Decker, über den kleinen Krieg, ins Portugiesische übersetzt, und die Erlaubniss erhalten, dasselbe Sr. Majestät dem Kaiser zuzueignen.

(Herr Pastor Ehlers zu S. Leopoldo, 7 Stunden von Puerto Alegre, in der Brasilischen Provinz Rio grande de S. Pedro do Sul, hat einen Brief vom 12. May 1825 (s. Lesefrüchte, 4. B., 5. Stück, 1825) ins Vaterland geschickt, welchem zufolge es den Deutschen Colonisten, die sich daselbst seit etwa einem Jahre niedergelassen haben, ausserordentlich wohlgeht.)

Dr. James Copland's guter Rath, für die welche nach Veracruz und Havannah gehn wollen.

Wer aus dem nördlichen Europa nach den Tropenländern reiset und seine Gesundheit erhalten will, beobachte folgendes:

1. Man trage leichte Kleidung, aber nicht zu kühl, das heisst ein Flanellhemd oder Unterziehjacke; die Füsse halte man trocken und warm, und gehe nie in die Sonne, ohne einen leichten Hut mit breitem Rande, welcher die Augen schützt. Erregt der Flanell einen Ausschlag, so nehme man höchstens etwas Glaubersalz zum Abführen. Dieser Ausschlag, der oft, als sogenannter rother Hund, den ganzen Körper überzieht, schützt vor andern Krankheiten. Sobald man in Schweiss gerathen ist, wechsle man die Wäsche. Muss man dies unterlassen, so trinke man warme Verdauungsgetränke mit etwas Cayenne-Pfeffer. Niemals schlafe man — wenn es zu vermeiden ist — an einem niedrigen, feuchten, sumpfigen Orte, öffne nie ein Fenster nach der Seite zu, wo der Landwind herweht, wenn dieser über Sümpfe kommt. In der Regenzeit erwärme man Nachts das Schlafzimmer und halte das Bettzeug stets trocken und wohlgelüftet. Man nehme so viel Bettzeug, dass man behaglich liegt und der Zugwind einen nicht treffen kann.

2. Man überlade den Magen niemals, trinke bei Tische Wasser mit etwas weissem Weine, und auch nach Tische, wenn die Witterung feucht und kalt ist. Selbst schwacher, warmer Grog kann nicht schaden.

3. Man erhalte sich bei guter Laune und erschöpfe sich wo möglich nicht durch anstrengende Arbeit.

4. Ehe man Morgens ausgeht, esse man. Ist man gezwungen, auf niedriger, sumpfiger Gegend zu schlafen, so nehme man eine Portion China und Cayenne-Pfeffer mit Wasser und etwas weissem Weine, ehe man schlafen geht. Man hüte sich vor dem Genuss kühlender Früchte, der Wassermelonen u. dergl.

5. Man hüte sich vor Ausschweifungen, weil diese erschlaffen und ihre Folgen in heissen Orten sehr gefährlich sind.

6. Uebermaass im Genuss hitziger Getränke führt in der Regel unvermeidlich den Tod herbei; es giebt allerdings unverwüstliche Naturen, die alles vertragen können, aber diese sind auch gewöhnlich keine gesittete Menschen.

7. Offner Leib werde im Nothfall durch Weinsteinrahm (cremor tartari), oder was noch besser ist, durch ein Klystier von lauem Wasser erhalten. Auch sind Bäder, besonders Seebäder sehr zu empfehlen.

8. So lange man gesund ist, hüte man sich vor allen Purganzen und Ausleerungen —, vornämlich vor Pfuschern, die in den Haafenstädten jedem Ankömmlinge Aderlass zu empfehlen pflegen. Dieser wirkt in der Regel höchst nachtheilig.

9. Alles was stark reizt, vermeide man, so auch jede Leidenschaftlichkeit, vornämlich Zorn und Aerger.

10. Man trete mit vestem Vertrauen auf Gott die Reise an, und lese Flemming's: In allen meinen Thaten etc. oft mit Andacht.

Folgende Krankheiten sind im schlimmsten Falle in den Tropischen Gegenden zu erwarten:

1. Fieber. Empfindet man Schmerzen im Rücken, in den Lenden und Waden, Gähnen, Trägheit, wird die Haut gelblich, bekommt man kalte Hände, Kopfschmerzen und Ekel vor Speisen, so nehme man Klystiere, verdünnten Salpetergeist mit dem wärmenden und reizenden Cayenne-Pfeffer. Man nehme warmes Getränk, ein warmes Bad und lasse den ganzen Körper mit einer Bürste reiben, aber nicht eher, bis der Nothstand da ist. Fühlt man heftige Kopfschmerzen und Schwillen der Adern der Schläfe, röthet sich das Auge und das Gesicht, geht der Puls hart und voll, ist die Haut heiss und trocken, so lasse man stark Ader und erneuere dies in kleiner Quantität, wenn jene Symptome wiederkehren sollten. Den Leib halte man offen und den Kopf kühle man mit kaltem Wasser. Die Oberfläche des Leibes wasche man mit kaltem Wasser durch einen Schwamm. Zeigt sich Erbrechen unter üblen Umständen, so muss ein grosses Spanisch-Fliegenpflaster auf den Magen gelegt und häufig warm gebadet werden. Man reibe mit gestossenem Cayenne-Pfeffer den ganzen Körper, bis sich Ausschlag zeigt. Dies muss fleissig geschehen, wenn es auch den Kranken sehr angreift. Den Durst lösche man mit Sprossenbier, mit Limonade und etwas heissem Getränke mit Cayenne-Pfeffer. Wird das Erbrechen schlimm, oder wenn Ohnmachten entstehn, selbst dann darf man die heissen Bäder und starken Reibungen nicht unterlassen. Sprossenbier, was

stark schäumt, ist sehr zu empfehlen. Ist der Auswurf des Magens schwarz und die Haut gelb geworden, so muss man Dosen Terpentinöl, von ¼ bis zu einer ganzen Unze zu sich nehmen.

2. Ruhr. Solchem Kranken dient ein Aderlass und ein Spanisch-Fliegenpflaster auf den Magen. Ferner eine kleine Dosis Opium mit Citronensaft stündlich oder alle zwei Stunden. Endlich warme Bäder und Reibung.

Auch cremor tartari, in Dosen von 3 Drachmen, kann man alle 6 Stunden nehmen. Ist ein Arzt zu finden, so muss dieser wissen, in welchem Falle man Rhabarber oder Ipecacuanha mit Opium verbindet.

3. Durchfälle darf man nicht plötzlich stopfen, so lange die Kräfte des Kranken noch nicht erschöpft sind. Ist der Durchfall anhaltend, so heilt man sie durch leichte Mittel, einige Dosen Rhabarber mit einem Gran Calomel, und beim Schlafengehn ½ oder einen ganzen Gran Opium.

4. Ganz anders behandle man die Cholera; man nehme sofort 2 bis 3 Gran Opium und wenn starkes Erbrechen und Durchfall sich gelegt haben, wiederholt kleine Dosen Calomel und Rhabarber bis Gallen-Ausleerung erfolgt. Erfolgt diese nicht und ist der Körper sehr erschöpft, so nehme man Madera-Wein oder Branntwein und Wasser mit vielem Cayenne-Pfeffer.

Man vermeide jeden Ort, wo das gelbe Fieber herrscht; denn wird man auch nicht davon befallen, so wirkt doch die Sorge, davon befallen zu werden, und die Luft solcher Gegenden höchst nachtheilig auf den Körper.

Schreiben aus Bogota (Columbia's Hauptstadt)

vom 19ten July.

(Verspätet.)

Vor einiger Zeit fand hier ein Pferde-Wettrennen, ganz nach Englischer Weise, statt. Es erregte viel Vergnügen und man bedauerte blos, dass es nicht länger währte. Erst nach Beendigung des Wettrennens kamen hier viele Pferde aus England an, und im nächsten October-Mond wird das Wettrennen wiederholt, welches ohne Zweifel viel beitragen wird, um die hiesige Pferdezucht zu verbessern. In diesem Jahr wird ein Vicepräsident erwählt. Alle sind der Meinung, dass der General Santander, (s. Columbus I., S. 541,) der jetzt diese Würde bekleidet, von Neuem gewählt werde. Er arbeitet unablässig, was hier zu Lande ganz ungewöhnlich ist, lässt nichts unbeachtet und hat sich jetzt einen hohen Grad von Erfahrung erworben; es würde schwer seyn, einen Mann zu finden, der für dieses Amt geneigter und geschickter wäre. Wahrscheinlich kehrt Bolivar erst im Anfange des nächsten Jahrs nach Bogota zurück. Von Arequipa geht er nach Oberperu; man behauptet hier, dass diese reichen Provinzen eine von den Platastaaten und Nieder-Peru unabhängige Republik zu bilden wünschen, und dass Bolivar diesen Wunsch befördern werde. Die Bergbau-Gesellschaft in London bringt hier in den Minen Betrieb und neues Leben; nach allen Gegenden werden sachkundige Männer abgesandt, um die Minen zu untersuchen, sie ins Werk zu richten etc. Aus England ist bis jetzt nur Eine Gesellschaft Bergleute angekommen und nach Mariquiba, drei Tagereisen nord-

westlich von hier, abgegangen. Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft daselbst, haben sie die Haupt-Erzader getroffen, und Humbold's Erwartungen von diesen Bergwerken vollkommen bestätigt gefunden. Diese Minen bleiben ein Eigenthum der Regierung und die Englische Compagnie bearbeitet sie, gegen Erlegung einer jährlichen Rente, zahlbar vom Netto Ertrage. Es praktisirt hier seit einem Jahre ein Englischer Arzt, der, sehr beliebt ist und viel verdient. Je vester sich die republikanische Regierung begründet, desto glücklicher fühlen sich hier die Bürger, und gewinnen Liebe fürs Vaterland.

Sir Alexander Caldcleugh's Abentheuer
auf seiner Rückreise
von
Santiago, Chile's Hauptstadt
über das
Andengebirge nach Buenos Ayres und Rio de Janeiro.

(Beschluss, s. voriges Heft.)

Auf der geraden Strasse, die südöstlich nach Buenos Ayres führt, war nicht durchzukommen; aber es giebt noch einen Weg östlich über Santa Fe; dieser aber führt durch das Gebiet der Guaycaru, eines von den Jesuiten bekehrten, seitdem aber wieder verwilderten Indianerstammes, der sich vor andern durch Grausamkeit und Wildheit auszeichnet. Mehrere Abgeordnete zum General-Congress der Platastaaten, der sich in Cordova versammelte, trafen ein, und suchten mich auf; so lernte ich auch den Dr. T. Barracheria, der von Santa Fe gekommen war, kennen, der mir Empfehlungsbriefe an die Militair-Befehlshaber in diesem

Staate einhändigte. Auch meine Wirthin — die, was bei Frauen im Spanischen Süd-Amerika selten ist, gut und correkt schrieb, gab mir Briefe mit, die mir sehr nützlich wurden. Ich begleitete am 21. Juni den Gouverneur und seinen Stab in die Cathedrale, um eine grosse Messe zu hören, weil gerade das Frohnleichnamsfest gefeiert wurde, und reisete unmittelbar nach Beendigung derselben ab.

Reise von Cordova durch das Truppencorps des General Lopez und den Staat Santa Fe nach Buenos Ayres.

Kaum war ich 100 Ellen weit aus den Strassen, so entschwand die Stadt gänzlich meinen Blicken. Die Ebene war mit Mimosen - Gebüsch bedeckt und der Boden röthlicher Thon. So erreichte ich in östlicher Richtung Ampatacocha, 7 leguas von Cordova, wo mich der Postmeister und Gutsbesitzer, Don Fabian Galende, sehr gastfrei empfing. Als ich mit ihm über den Ertrag des Bodens sprach, gab er mir folgende Nachrichten über den jetzt abgeschaften Zehnten: „Der diezmo, oder Zehnten, war den Grundeigenthümern nicht drückend; sie entrichteten ihn, weil sie daran gewöhnt waren. Die Domherren der Cathedrale in Cordoza bezogen ihn in Füllen, Rindvieh, Korn oder Obst; auch konnte man nach billiger Schätzung den Werth zahlen. Der Zehnte in Korn wurde gleich nach der Aerndte, im Februar Monat, auf Wägen abgeschickt. — Die Pfarrer ziehn die Erstlinge und Stollgebühren (surplice fees?) Der Messgehülfe, den sie halten müssen, um die höheren kirchlichen Ceremonien zu vollziehen, wird von ihnen besoldet. Die Erstlinge (primicias) bestehn in einer halben Fanega (12½ *lb*)

Weizen oder Mais, der ihnen von jedem, der 6 Fanegas oder darüber geärndtet hat, entrichtet wird. Wer weniger ärndtet, entrichtet nichts. Die Einkünfte der Geistlichkeit sind daher dort sehr beschränkt, wo es viele grosse Landbesitzer giebt. Die Stollgebühren bestehen in 25 Piaster von jedem Begräbniss (wofür doch auch gewiss Seelenmessen gelesen werden!) und 25 Piaster für jede Trauung! — Als ich der niedrigen Stollgebühren, die der Geistliche auch in katholischen Ländern Europas nur fordern darf, erwähnte, erwiederte Don Fabian: „Denn macht man gewiss bei Ihnen alle Tage Hochzeit!“ — Zeigt der Pfarrer die geringste Nachlässigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, so können die Pfarrkinder ihm die Leistung der primicias entziehn. Viele Pfarrer haben 1200 Piaster jährliche Einkünfte.

Am 22. Juny verliess ich diesen wackern Mann, der mir ein dringendes Empfehlungsschreiben an seinen Neffen in Fort Tio mitgab. Der Weg führte 2 bis 3 leguas weit über ganz baumlose Ebenen, je mehr wir uns aber dem Rio segundo (vergl. Augustheft S. 145, Anm.) näherten, erschienen häufig Bäume, und zwar von beträchtlichem Wuchse. Wir ritten durch den etwa nur 100 Fuss breiten Fluss, und trafen am südlichen Ufer die Station los Ranchos de San Rosario. Von dort folgt der Weg diesem Ufer durch dichtes Gehölz und bei einigen Dörfern vorbei; dann aber durchschreitet er bei Monte Redondo den Fluss von Neuem und erreicht so, durch noch dichtere Waldung, die Posta de Rivarola (7 starke leguas von los Ranchos), wo ich übernachtete. Der Postmeiser war ein sehr einnehmender Mann; seine Familie bestand aus einem alten Manne, seiner Frau und vier Töchtern; die älteste besorgte den Hausstand. Diese war verheirathet und

bat mich, ihr einen Brief an ihren Mann, der sich in Buenos Ayres aufhielt, aufzusetzen. Als der Brief fertig war, gab sie ihn meinem Wegweiser Davila, um ihn zu besorgen. So wie dieser die Adresse sah, meldete er ihr — ihr Mann sei gestorben. Der Schrecken des armen Weibes — war gränzenlos. Es gab im Hause drei Hunde ohne Haar, der Türkischen Rasse ähnlich. Ich hatte sie hier zu Lande öfterer gesehen, erfuhr aber jetzt erst, dass sie gegen Schnupfen und Husten gebraucht werden. Die dâmit befallenen Personen legen diese Hunde, wenn sie schlafen gehen, auf den Brustkörper, und die Erwärmung mittelst des Thiers leistet ihnen, wie sie behaupteten, grossen Nutzen. (Das ist also eine neue Art von thierischem Magnetismus!) Abends, als alle Hausgenossen versammelt waren, verschloss der alte Hausherr die Hausthür, zog einen Rosenkranz, vor dessen Länge ich zitterte, hervor, und begann das Gebet; als er geendigt hatte, stimmten Alle in sein Amen ein; der Rosenkranz ging die Reihe herum und ward wiederholt, bis er ganz durchgebetet war.*) Ermüdet vom Stehn und hungrig dachte ich, es würde gar nicht aufhören. Die Tochter aber sagte mir beim Abendessen, ihr Vater habe aus Hochachtung gegen mich, den Fremden, seinen Fasten-Rosenkranz gebetet.

Da ich nur noch wenige Stunden Wegs bis zur Gränze des Guaycaru-Gebiets zu machen hatte, so entschloss ich mich, auf den Rath des alten Mannes, um 3 Uhr Morgens (am 23. Juny) abzureisen, um noch

---

*) Herr Caldcleugh, ein Irländer, und vermuthlich Römisch-Katholisch, scheint sich in die religiösen Gebräuche der Süd-Amerikaner gut gefunden zu haben, welches jedem, der diese Gegend bereiset, sehr anzurathen ist. Anm. d. H.

vor Mittag Fort Tio zu erreichen. Fast die ganze Reise geht durch niedriges Mimosen-Gehüsch; die Wege waren, wie die Pferde, schlecht. Daher wir erst um 10 Uhr dort eintrafen. Das Fort ist von einem tiefen Graben mit Schanzpfählen umgeben und hat an den Thoren vier kleine Feldstücke. Nur mit einiger Schwierigkeit wurden wir eingelassen und zu dem Gouverneur geführt, der meinen Pass untersuchte und unterzeichnete. Hier fand ich auch den Don Pedro Duque, dem ich den Brief von seinem Oheim Gallende (s. oben) gab. Er selbst konnte mir keine Pferde verschaffen, führte mich aber zu einem alten Gaucho, mit Namen Juan Jose, der sich bereden liess, mich für 25 Piaster bis zum Walde (Monte) de Jose nudo oder Socoro (40 leguas) zu begleiten. Er sagte, wir müssten nur bei Nacht reisen, um den Indianern zu entgehen. Das Fort zählt etwa 800 Einwohner. Abends sollte ein Tanz seyn, und die Männer liessen sich von den Weibern die Haare kämmen und kräuseln. Auch ich ward eingeladen; ich hielt es aber für besser, das Fort zu verlassen, ehe herumschweifende Indianer meine Ankunft merkten. Erst die Woche zuvor waren sie bis an die Schanzpfähle (stacado) gekommen und hatten viel Hornvieh fortgetrieben. Bald nach Sonnenuntergang wurden Juan Jose, mit Flinten und Degen bewaffnet, Davila und ich durchs Thor gelassen und gingen zu einer, etwa eine Englische Meile vom Fort entfernten Hütte, die dem Gaucho gehörte. Dort trafen wir noch zwei bei dem Gaucho dienende Pferdeknechte (Peone), und nachdem zwanzig Pferde zum Reiten und Vortreiben gesammelt waren, warteten wir, bis es gänzlich finster war und jagten dann im Trabe fort. Das Feuergewehr, ausser meinen Pistolen hatte ich

allein vier Flinten, ward vorher in Ordnung gebracht. Die ersten 10 leguas war der Weg ungemein holprig, voll Biscacho- (Kaninchen-) Löcher und stellenweise mit Salzanschüssen bedeckt; dann führte er durch Gras, so hoch, dass es unsern Pferden bis an den Bauch ging. Um Mitternacht trafen wir einen einzelnen Baum, ein Kennzeichen, dass wir die Strasse nicht verfehlt hatten. Dort wurden Lebensmittel hervorgenommen und in zehn Minuten ein Abendessen gehalten. Juan Jose erzählte viele Histörchen von den Indianern. Sechs Monate zuvor, sagte er, habe er nahe bei seiner Hütte ein Seufzen vernommen, und ein ganz erschöpftes, unbekleidetes junges Weib im Grase gefunden. Er habe sie sogleich erkannt und sorgsam nach Tio geleitet. Diese sei von den Indianern entführt und ihnen mit grosser Gefahr und Noth entwischt. „Hier bei diesem Busch, fuhr er fort, ward ich vor kurzem von einigen Indianern, welche glaubten, dass ich alleine sei, angegriffen; doch, so wie sie aus dem Grase sprangen, tödteten wir fünf und verjagten die übrigen.“ Dem armen Davila, dem vielleicht einfiel, dass unsere liebe Frau von Lujan ihm wohl fürs eine 4 Realen (s. Octoberheft, S. 324) werde wenig helfen können, verging ganz die Esslust. —

Die grosse Nation der Guaycaru, die sich sehr weit nach Norden verbreitete, ist durch Kindertödten vor der Geburt und durch Kriege fast gänzlich ausgerottet. Diese Indianer wurden von den Spaniern als deren grausamste Feinde betrachtet und mit der Zeit ward ihr Name die gemeinschaftliche Benennung für alle Indianerstämme, die sich durch ihre Wildheit auszeichnen. Die Guaycaru, durch deren Gebiet ich zog, leben in fortwährendem Kriege mit den Creolen. Sie

sind dem Umherschweifen und Plündern so sehr ergeben, dass sie sich seit den Fehden, welche die Revolution herbeiführte, den Truppen jedes Staats, der seine Nachbaren angreifen wollte, freiwillig anschlossen. Sie sind schlanke, hübsche Leute, voll Gewandheit und Muth, und fechten bis zum letzten Augenblick. Wenn Landsleute in einem Gefecht getödtet werden, so pflegen sie, ohne der Gefahr zu achten, zurückzukehren und die Leichname abzuholen, um dieselben in der oft weit entfernten Heimath zu bestatten. Um sie leichter fortzubringen, lösen sie das Fleisch von den Knochen, scharren jenes ein und nehmen diese mit. Sie wohnen in niedrigen Hütten von Häuten, die sie leicht von der Stelle bringen können, und reisen immer zu Pferde; sie sind trefflich beritten. Sie machen Einfälle in alle Creolen-Besitzungen und führen Weiber und Vieh fort. Ihre Anzahl wird sehr unbestimmt auf 9 — 1200 Krieger geschätzt. Sie sprechen Castilisch und einige Versuche, sie in oder bei Städten zum Ansiedeln zu vermögen, sind gänzlich misslungen.

Der 24. Juny brach an und noch hatten wir 10 leguas bis zum Walde übrig. In dem hohen fetten Grase sah man Spuren der Indianer, die also nicht sehr weit waren, und der ermüdete Zustand der Pferde machten diese Strecke höchst unangenehm. Dem Davilla und mir war übel; wir hatten uns bereden lassen, Brod mit Füllenfett zu essen, welches unser Magen gar nicht vertragen wollte. Als es völlig Tag ward, war auf der weiten Fläche nichts zu sehen, als der Horizont. — Wir reiseten, nach einem Spanischen Sprichworte, mit unsern Bärten auf den Schultern: d. h. wir sahen fortwährend ängstlich rückwärts. End-

lich und zuletzt erschien der langersehnte Jose nudo's-Wald gleich einem schwarzen Flecken in weiter Ferne; unsere Freude war nicht geringe. — Als wir um 11 Uhr ihn fast erreicht hatten, sahen wir einen Reiter-Trupp auf uns zusprengen. Diese Reiter gehörten zum Truppen-Corps des Staats Santa Fe, und bildeten einen Theil des Vortrabs des Gouverneurs Lopez, der diesen Abend in Jose nudo eintreffen wollte. In einem grossen, aus Stroh erbaueten Rancho traf ich den Commandanten dieses Vortrabs, Don Jose Santos Mendez; ich überreichte ihm das Empfehlungsschreiben von dem Deputirten des Staats S. Fe und, obgleich er und seine Gattin, eine artige junge Frau mit einem Erstgebornen, wegen der nahen Ankunft des Gouverneurs sehr beschäftigt waren, so empfingen mich doch beide höchst zuvorkommend. Er sagte mir freimüthig, ich müsste ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, da er für seine Leute nicht einstehen könne; und gerne willigte ich ein. Se. Exellenz, der Gouverneur, traf den Nachmittag nicht ein. Da ich nur ein Bett von Ochsenhäuten (catre) in dem Raum der Scheune sah, so fragte ich die Dame, ob dieses nicht für sie oder für ihre Mutter bestimmt sei? sie versicherte aber, dass sie in der anstossenden Hütte schlafe und dass es für mich bereitet sei. Ich knüpfte Gespräche mit den Soldaten, die neben der Frau Commandantin umherlagen, an, und sehr müde legte ich mich dann bald nieder und schlief, unter den Gesprächen der Soldaten, die von den blutigen Heldenthaten, die sie in der Schlacht und aus Rache und Partheiwuth verübt hatten, erzählten, ruhig ein. So viel ich mich erinnerte, hatte jeder wenigstens zehn Mann kalt gemacht. Meine schöne Wirthin sass dabei und schauderte.

Als ich am Morgen, den 25. Juny, die Augen aufschlug, fand ich zu meinem grössten Erstaunen die junge Frau mir zur Seite auf der platten Erde schlafend. Ich beklagte mich, dass sie mir die Unwahrheit gesagt, (*of telling stories*), aber sie sagte mit himmlischer Freundlichkeit, sie habe gesehn, dass ich so herzlich müde gewesen und gefürchtet, ich würde ihr Bett nicht annehmen, daher hätte sie mir gesagt, sie hätte eine andere Schlafstelle. Diese zarte Menschenfreundlichkeit werde ich nie vergessen. — Sie schützte mein Frühstück mit grosser Sorgfalt vor den Diebesklauen der Soldaten und besserte meine Kleidung und Sattelbeutel mit vieler Geschicklichkeit aus.

Um 9 Uhr erschien der Gouverneur Lopez und sobald er in einer anstossenden Hütte abgestiegen war, machte ich ihm meine Aufwartung. Er schlürfte Branntwein und Wasser mit einer Röhre auf, eine, in heissen Gegenden gewöhnliche, sehr vernünftige Art zu trinken. Er ist schlank, ungewöhnlich weiss und etwa 30 Jahr alt. Ueber dem rechten Auge hat er eine Narbe von einem fürchterlichen Säbelhieb. Wir redeten über den Krieg und dessen gegenwärtigen Verlauf, über Buenos Ayres und Cordova, aber von Chile und Peru schien er kaum zu wissen, wo sie liegen, und kümmerte sich auch wenig darum. Er, ein wahrer Haudegen, äusserte sich ganz freimüthig und sagte mir: Er wisse, Ramirez, der Anführer der Orientalen (siehe unten Anm.), sei von Carrera verlassen, er habe ihn lange vergebens aufgesucht; jetzt wisse er, wo dieser, sein Feind, zu finden sei; er wolle ihn am Freitage (den 27. Juny) angreifen und ihm den Kopf abhauen. Ich hielt diese Aeusserung bloss für eine Spanische Rodomontade — der Erfolg zeigte, dass ich mich in diesem wackern

Krieger irrte. Ich fragte: Oh ich so glücklich seyn könne, Depeschen für Se. Exellenz nach Buenos Ayres zu bringen? Er antwortete sehr lakonisch: Ja! (tengo!)

Lopez ist einer der merkwürdigsten Menschen, die aus dem Strome der Revolutionskriege in den Platagegenden ans Licht der Geschichte getreten sind. Er diente einige Jahre hindurch als Gemeiner bei der Armee des Staats Santa Fe, ehe er Gelegenheit fand, seinen Muth und sein Talent, als Befehlshaber zu offenbaren. Bald schwang er sich zum Major empor und ward nun von seinen Truppen zum Gouverneur und Capitain-General ausgerufen. Im Jahr 1822 bestätigte die Regierung von Santa Fe diese Ernennung, mit dem Beifügen, dass die gewöhnliche Militairische Rangfolge bei einem Manne von seinen Verdiensten nicht nothwendig sei. Im Jahre 1819 stiess er mit 1000 Mann zu Ramirez und Carrera und schlug am 12. Septbr. die Truppen von Buenos Ayres, welche Dorego befehligte. Doch mittlerweile brachen, durch Sendlinge von Buenos Ayres aufgehetzt, die Pampas-Indianer ins Gebiet von Santa Fe ein, weil Lopez sich weigerte, einen Menschen, der einen Indianer umgebracht hatte, ihnen auszuliefern. Lopez verliess also den Ramirez und Carrera und zog hin, um jene zu züchtigen. Als nun Carrera und Ramirez mit den Indianern ein Bündniss schlossen, verband sich Lopez mit Bustos, dem Gouverneur von Cordova, den Buenos Ayres wieder für sich gewonnen hatte, gegen beide, und während die westlichen Staaten Mendoza, San Luis und San Juan die Vernichtung des, ihr Gebiet verwüstenden Carrera übernahmen, verpflichtete sich Lopez dem Ramirez den Garaus zu machen. So wie er es mir verheissen hatte, riff er

am 27. Juny jenen Rebellen, der noch 200 Mann hatte, an, schlug ihn und hieb ihm den Kopf ab, — der erst nach Cordova und dann nach Santa Fe und Buenos Ayres geschickt ward. Als nämlich Ramirez vernahm, das Lopez gegen ihn anrückte, suchte er mit seiner Geliebten, Donna Delfina und 30 Reitern zu entfliehen. Lopez ereilte ihn mit 400 Mann. Ramirez wollte seine Geliebte, die ihm als Amazone zur Seite kämpfte, nicht verlassen. So traf ihn der Todesstoss von Lopez Hand. Donna Delfina stürzte sich mit ihrem Pferde von einer Anhöhe herab und folgte dem im Tode, den sie im Leben nicht verlassen wollte. — Niemand beklagte seinen Tod; er war ein roher Gaucho, aber nicht ohne Talent. Carrera führte ihn ins Verderben. Dieser flüchtete (sogar eine aus den Vereinigten Staaten mitgebrachte Druckpresse bei sich führend, womit er hochtönende Proklamationen und eine Art von Zeitung aus dem Feldlager druckte) 1819 nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten aus seiner Gefangenschaft in Buenos Ayres nach Montevideo zum (damals) Portugiesischen General Lecor. Dieser erhielt Befehl ihn auszuliefern, und daher floh er zum Ramirez, damals Unterbefehlshaber des Generals Artigas in Entre Rio, der mit Buenos Ayres in einer Fehde begriffen war. Durch seine Vorspiegelungen vermochte er, den Ramirez, den Artigas, der 1822 in die Gefangenschaft des Dictators von Paraguay, Francia, gerieth, welcher ihn in ein Kloster einsperren liess, wo er sich noch befindet, zu verlassen. Ramirez ging also im März 1820 mit seinen Truppen, von Carrera begleitet, über den Parana und bedrängte nun, mit Lopez und den Truppen anderer Staaten vereinigt, Buenos Ayres so sehr, dass diese Stadt zu

Pilares, 12 leguas nordwestlich von Buenos Ayres, einen Frieden mit den Monteneros (so nannte sich jene Parthei) abschloss, in dessen Folge Ramirez nahe vor Buenos Ayres rückte, wo die Einwohner neugierig aus der Stadt kamen, um den Wilden zu betrachten. Ging es ihm glücklich, so konnte er vor Entzücken kaum sein Sprüchwort: „Esta muy bien!“ (das ist sehr gut!) hervorbringen; kam ihm aber etwas in den Weg, so funkelten seine Augen, wie die einer wilden Katze, und er war in seiner Wuth nicht zu halten. Uebrigens hielt er gute Mannszucht unter seinen Truppen und verbot jede Gewaltthat und Plünderung aufs strengste; eine Anordnung, welche der Horde, die Carrera zusammengebracht hatte, und seinen Offizieren, worunter auch einige Europäer waren, die in Amerika Beute machen wollten, nicht gefiel. Ein Soldat hatte einst in der Nähe seines Hauptquartiers einer Frau ihr Manteltuch (poncho) geraubt. Ramirez bemerkte ihre Traurigkeit, erfuhr, was ihr fehlte, und liess seine ganze Mannschaft antreten, um den Räuber aufzufinden. Die Frau erkannte ihn und der poncho ward bei ihm entdeckt. „Tritt aus, Mann, rief der General, und kniee nieder!“ Der Soldat gehorchte und Ramirez schoss ihn selbst mit seinem Pistol durch den Kopf. Er hatte eine eigne Weise, seine Kriegsgefangenen vestzuhalten; er liess sie um Leib und Arme mit nassem Leder binden, welches sie, wenn es trocknete, so enge zusammenschnürte, dass viele davon den Tod nahmen. Von Buenos Ayres abziehend, nun mit diesem Staate versöhnt, rückte Ramirez wieder gegen den Artigas und gegen die Brasilier, um Montevideo und sein Geburtsland, die Banda oriental, zu befreien. Er ward aber allenthalben zurückgetrieben, und in den Wüsten nördlich vom Rio

tercero umherschweifend, rief er im März 1821 Carrera, der von La Punta de San Luis in das Gebiet von Córdova eingerückt war, zur Hülfe. Mit diesem vereinigt, ward er im März desselben Jahrs bei Cruz alta von Bustos geschlagen, besonders weil dieser besser mit Schiesspulver versehen war, als seine Feinde. Carrera zog wieder allein ab, und Ramirez nun nach Santa Fe, wahrscheinlich um sich über die Parana zu retten, wo ihn, wie oben erzählt, Lopez traf und die Platastaaten von diesem Ruhestöhrer befreite.

Wie ich mich von dem Gouverneur Lopez verabschiedet hatte und erfuhr, dass der Feldsecretair Sr. Excellenz abwesend war, so fürchtete ich, vor Morgen nicht abgefertigt zu werden, wenn der General selbst die Feder zur Hand nehmen sollte. Ich wartete ruhig zwei Stunden, und wandelte dann noch zwei Stunden vor seinem Hauptquartiere auf und ab, bis er endlich erschien und mir die Depeschen einhändigte. Die Leute in Südamerika haben selten Begriff von Zeit und Raum; sie können Eine Stunde nicht von vier — eine Viertelmeile nicht von einer ganzen Meile unterscheiden. Der Commandant überlieferte mir unverletzt mein Gepäcke, ich nahm Abschied von seiner liebenswürdigen Gattin und dem alten Gaucho-Wegweiser Juan José und zog, von zwei Dragonern begleitet, ab. Ehe ich das Lager verliess, ritten zwei Guaycuru-Indianer, die zu den vierzigen gehörten, welche den General Lopez begleiteten, mir zur Seite und suchten eine wollene Decke unter mir wegzuziehn, doch ich griff nach meinen Pistolen und sogleich nahmen sie Reissaus. Bis ich ganz aus den Augen dieses Gesindels war, hielt ich mich nahe an meine Eskorte.

Spät Abends erreichte ich Coronda, 10 Meilen von dem Monte de Jose Nudo, über Ebenen, wo es Rebhühner in Menge giebt. Wir passirten einen Salzfluss; die Hütten, wo wir vorbeikamen, waren mit Gräben und Pallisaden umgeben und mit hervorragenden Plattformen, wo gewöhnlich ein Knabe Schildwache steht, um warnen zu können, wenn sich Indianer blicken lassen, versehen. Coronda (10 leguas) ist auf gleiche Weise bevestigt und besteht aus etwa 120 Lehmhütten.

Tags darauf (26. Juny) führte der Weg durch dicke Waldungen an die Ufer des Parana (dem Hauptzufluss des Rio de la Plata) hin; uns überfiel ein schreckliches Donnerwetter; wir kamen über einen Salzfluss nach Gomez (5 starke Leguas) durch den üppigsten Klee (trifoil), der den Pferden bis ans Knie reichte. Von dort gings über vollkommen ebenen Boden und über den kleinen Rio de las Mongas, einem Arm der Parana. Mein Führer fing einen Armadillo, dem er, meiner Bitten ungeachtet, sogleich den Kopf abriss. In Carcaraña verweigerte mir der Postmeister Pferde und ich musste noch zwei leguas weiter und dann zwei Stunden warten. Nun ritten wir den Carcaraña, der hier den Namen Rio tercero erhält, abwärts und unsere Pferde schwammen über. Er war stark vom Regen angeschwollen. Die Nacht überfiel uns, meines Wegweisers Pferd stürzte, aber schnell stand er auf den Füssen, wie alle Reiter dieser Gegend; bald darauf warf sich mein Pferd in gestreckten Gallop, als wenn es angeschossen wäre, so dass mein Fuss ihm unter den Leib kam und ich fast herabgefallen wäre, zur grossen Belustigung meiner Führer. Die Nacht war stockfinster; mein Wegweiser verfehlte den Weg; wir mussten Trott reiten; unsere Kleider waren bei dem

Ueberschwimmen des Flusses durchnässt und mein Fuss schmerzte sehr. Schon wollten wir die Nacht im Grase zubringen, als wir Hunde bellen hörten, und um 9 Uhr erreichten wir das Posthaus in San Lorenzo, in einem Dorfe mit einem Kloster, welches als Verwahrungsort für Kriegs-Gefangene diente. Im Posthause waren die Menschen höchst widerwärtig und ich verbrachte hier noch zwei unangenehme Stunden. Endlich fand ich Aufnahme im Hause einer Dame, die von ihrem Gatten schlecht behandelt und böslich verlassen war. Sie schien gegen mich sehr aufmerksam, untersuchte meinen Fuss, legte Branntwein auf die Quetschung und gab mir ein Gericht Fische zum Abendessen. Sie räumte mir ihr eignes Bett ein, mit schönen Bettüchern, einen Luxus, den ich fast schon vergessen hatte. Ich befand mich wie in Muhameds siebentem Himmel! —

Morgens am 27. Juny wollte meine holde Wirthin nichts von mir annehmen, als die Ueberbleibsel aus meinem Yerba- und Zuckerbeutel. Um 11 Uhr erreichte ich Rosario (5 leguas), ein grosses Dorf mit einer Kirche, aber nicht bevestigt. Ich überlieferte einen Brief des Deputirten für Santa Fe an den Commandanten, einen andern an den Pfarrer (cura) Doctor Pasqual Braga, der mich sehr freundlich empfing und mich zum Mittagsessen einlud. Ich wusste, dass hier Don Jose Miguel Carrera's Gattin, geb. Mercedes, als Staatsgefangene lebte. Ich besuchte sie; wir schlürften Yerba zusammen, und ich war ganz entzückt über ihre Schönheit und feine Bildung. Ich theilte ihr Nachrichten über ihre Verwandten in Chile mit, wovon ich mehrere kennen gelernt hatte, und sie schickte mir heimlich durch ihre Zofe zwei, nach Montevideo be-

stimmte Briefe. Ihre vier Kinder hatte sie bei sich. *) Ich kehrte dann zu dem Pfarrer zurück. Ich musste mich oben an die Tafel setzen; er nahm mir zur Linken

*) Der Unglücklichen stand ein schwerer Verlust bevor. Ihr Gatte (s. Octoberheft Anmerkung zu S. 320) drang bald darauf, im Anfange des August's, so wie er Ramirez Tod erfuhr, wieder bis la Punta de San Luis vor, blieb dort bis zum 11. August, und wollte dann nördlich über San Juan de la Frontera nach Chile zu kommen suchen. Sein Corps war nur 470 Mann stark, wovon kaum 150 beritten waren. In dem Gebirge ward er von allen Seiten durch die, gegen ihn ausgeschickten Bürgergarden von Mendoza, S. Juan und la Punta umgeben. Auf jedem Schritt musste er sich schlagen. Die ihn begleitenden Offiziere, auf ihre eigne Sicherheit bedacht, hatten schon früher eine Verschwörung gebildet, die nun, da sein Corps bis auf 20 Offiziere und 80 Mann eingeschmolzen war, bei Jocoli, etwa 12 Meilen nördlich von Mendoza, zum Ausbruch kam. Die Verschwornen nahmen ihn, nebst seinem Freunde, den Obristen Alvarez, den Obristen Benevente, die beiden Irrländer, Dolet und Yates, und einige Chilier am 1. September 1821, Nachts 2 Uhr, gefangen und überlieferten ihn seinen erbitterten Feinden, den Einwohnern von Mendoza. Der Oberbefehlshaber der Truppen dieses Staats, A. Gutierrez, (Weinhändler und Weinschenker und durch Schmuggeln reich geworden,) der am 4. Sept. in Mendoza eintraf, befahl sogleich seine Hinrichtung. Er ward Tags darauf auf dem Markte zu Mendoza, an derselben Stelle, wo vor drei Jahren seine beiden Brüder hingerichtet wurden, erschossen. Er starb sehr standhaft, wies die Mönche, die ihn zum Tode vorbereiten wollten, stolz zurück, legte die Hand aufs Herz, commandirte selbst, wie Ney, erwartete die Kugeln mit vestem Blick und ward auch augenblicklich von ihnen durchbohrt. Sein Freund, Obrist Alvarez aus Cordova, ward gleichfalls hingerichtet; Obrist Benevente aber ward begnadigt. Die mitgefangenen Offiziere wurden an die Regierung von Chile ausgeliefert, welche sie zu dem General San Martin nach Peru schickte, der sie in Callao gefangen hielt. Die beiden Irländer wurden durch die Ver-

Platz, sein Ayudante, oder Messgehülfe, sass mir gegenüber und die andern Plätze füllte — der Todtengräber und sein Bursche. Das Mittagsmahl bestand aus Suppe, stark mit Chile-Pfeffer gewürzt, 6 Hühnern, gebratenem Fleisch, gekochtem Schweinefleisch und Bratwurst, vielem Weizenbrod und rothem Mendozawein. — Von Rosario ging die Reise über üppige Kleewiesen, nahe am Ufer der Parana, an deren andern Seite ich den Staat Entrerios deutlich konnte liegen sehen, abwärts nach Arroyo seco und über den Arroyo de Pavon (s. Augustheft, S. 128), einen Nebenfluss der Parana,

---

mittelung des Brittischen Capitains Spencer befreiet. Einer derselben, Yates, jetzt Lieutenant in Kaiserl. Brasilischen Diensten, hat eine Skizze des Lebens der Carrera entworfen, welche die vormalige Gouvernante der Brasilischen Prinzessinnen, Mrs. Maria Graham, in ihrem Journal of a Residence in Chile etc., London 1824 mitgetheilt hat.

Yates schildert den J. M. Carrera, dessen Leben sich trefflich zu einem Roman à la Rinaldo Rinaldini verarbeiten liesse, folgendermassen: Carrera starb 35 Jahr alt. Er war ein schlanker, wohlgebauter Mann mit schwarzem Haar, hoher Stirne, dunkeln, stralenden Augen und einer Adlernase; seine Haltung war würdevoll, seine Miene heiter; er war offen gegen seine Freunde, frei von Neid und Verstellung, grossmüthig gegen seine Feinde — und wie der Panegyrikus weiter lautet. Doch seine Thaten beweisen, dass er bei seiner Charakterlosigkeit, Selbstsucht, Liederlichkeit und seinem romanhaften Ehrgeitz einer der Unholde war, die für ein, im Revolutions-Zustande befindliches Land eine wahre Strafe Gottes sind. Seine unglückliche Gattin ging mit ihren Kindern nach den Vereinigten Staaten, wo sie in Baltimore von milden Gaben lebt. — Die ganze, sonst schwer reiche Familie ist durch jene drei Abentheurer in Noth und Elend gerathen. Der Vater, Ignacio Carrera, starb vor Gram 1818, als er die Hinrichtung seiner Söhne Juan Jose und Luis erfuhr. Anm. d. H.

nach Canada de Calzada, wo ich Nachtlager hielt. Auch am 28. Juny verfolgte der Weg, höchst beschwerlich wegen der vielen Zuflüsse, die durchwatet werden mussten, den Lauf der Parana, an welchem sich eine unzähliche Menge Kraniche (?) etc. aufhalten, S. Nicholas, wo Carrera von den Truppen des Staats Buenos Ayres unter Dorego am 1. August 1820 geschlagen ward, links lassend, erst nach Hermanos, fünf leguas, und dann nach San Pedro, wo der Weg das Flussufer verlässt. Disteln erscheinen hier zwischen dem Klee, und verkünden die Nähe von Buenos Ayres. Der Weg ist erst gut, doch dann geht er in eine bedeutende Höhlung abwärts, die ein grosser Morast einnimmt. Nun mussten wir über den tiefen, sumpfigen Talafluss, und bald darauf über den Arecife; er war angeschwollen, aber die Nacht war klar und wir konnten das gegenseitige Ufer deutlich sehen. Wir banden also unsere Ponchos und Felleisen um den Hals, um sie trocken zu halten, und liessen die Pferde durchschwimmen. Arecife (6 leguas), wo wir um 9 Uhr anlangten, war wegen des S. Peterfestes prächtig erleuchtet. Am 29. Juny erreichten wir zuerst Canada Vellaca. In der Nähe von Buenos Ayres reiten die Frauen nach Männerweise und haben ihre Töchter auf Kissen hinter sich auf dem Pferde. Disteln und Klee bedecken den Boden zu gleichen Theilen. Bei Areco (12 leguas) mit dem gleichnamigen Flusse, an dessen Ufer auch die fossilen Knochen des Mastodon entdeckt sind, giebt es viele Vögel, jenseits werden die Disteln vorherrschend; das Vieh frisst die zarten Spitzen. Man sieht bloss einzelne Hombue - Bäume. In Pilares übernachtete ich. Am 30sten Juny trafen wir zuerst den Arroyo de Pinazo (4 leguas von

Pilares). Er ist tief und gefährlich zu durchwaten. Die nächste Station ist las Conchas (4 kurze leguas); der Fluss dieses Namens (Rio de las Conchas), der nordwestlich in den Rio de la Plata geht, hat seinen Namen von den köstlichen Muscheln, die er liefert. Sein Ufer besteht aus horizontalen Lagerungen von braunem, stalaktitisch-geformtem Kalkstein. Vieh und Häuser werden häufiger, und mit unaussprechlicher Freude zog ich in Buenos Ayres ein und besuchte sogleich das Haus eines trefflichen Mannes, hier längst als Kaufmann sesshaft, dem ich, so wie andern Englischen Handelshäusern, Briefe zu überbringen hatte. Von allen Seiten ward ich mit Fragen bestürmt: aus der ganzen westlichen Gegend hatte man seit vielen Wochen in dieser unruhigen Zeit keine Nachrichten. Man konnte sich gar nicht denken, auf welchem Wege ich durchgedrungen sei. Mehrere Regierungsbeamten besuchten mich und gleich am ersten Tage meiner Ankunft ward ich mit einem Amerikanischen Capitain, der, nach Rio de Janeiro bestimmt, segelfertig lag, einig, mich als Passagier mitzunehmen. Nach dem Mittagsessen besuchte ich eine Tertulia und durchtanzte seelenvergnügt einen grossen Theil der Nacht. —

Seefahrt von Buenos Ayres nach Rio de Janeiro.

Am 1. July traf ich bei Tagesanbruch sogleich Anstalten mich einzuschiffen. Als ich aber um die Unterzeichnung meines Passes nachsuchte, bat mich der Gouverneur, Don Bernardino Rivadavia, meine Abreise noch 24 Stunden aufzuschieben. Ich willigte ein, wenn er die Absegelung des Schiffes so lange aufhalten könne. Endlich ward der Pass unter-

zeichnet und ich gab über den Stand der Angelegenheiten in Chile, Peru und den Pampas jeden mir nur möglichen Aufschluss; der Secretair brachte meine Aussagen sogleich zu Papier. Dann bestieg ich unverzüglich ein Boot und schiffte mich auf die Brigg New Jersey ein. Wir brauchten zwei Tage, um den Rio de la Plata hinabzuschiffen. Ausser mir waren vier Passagiere am Bord; der eine ein alter Portugiesischer Kauffahrtei-Capitain, dessen Nautik so sehr von der des jungen Amerikaners abwich, dass sie beständig in recht anmuthige Zänkereien geriethen, vornämlich über die Quantität der Segel; der Amerikaner disputirte recht lebhaft und nicht ohne Begeisterung, wenn er erst etwas Geistiges zu sich genommen hatte, und je mehr Vorstellungen ihm der alte Herr machte, desto starker wurde geprangt. — Endlich musste ich mich ins Mittel legen und dem andern in Portugiesischer Sprache sagen: wir würden unfehlbar umschlagen, wenn er noch weiter disputirte. Auf der übrigen Reise murmelte er blos sein Ave und Paternoster in den Bart und schwur hoch und theuer, er werde nie wieder ein Nichtportugiesisches Schiff betreten, wo, setzte er hinzu, kein Wort unter Deck zu reden erlaubt sei. Die östliche Strömung an dieser Küste ist so stark, dass man fabelt, ein grosses Thier treibe die Schiffe mit seinem Athem fort. Glücklich erreichten wir am 18. July den stolzen Hafen von Rio de Janeiro, dessen Anblick mich von neuem entzückte. Ich war von dort sechs Monate abwesend (seit dem 18. Januar) gewesen und hatte in diesen sechs Monaten ganz Südamerika hin und her zu Lande auf Umwegen durchreist, und sogar eine Spazierfahrt von Valparaiso nach Callao und Lima, also wenigstens 3000 Deutsche Meilen zurückgelegt!

Zustand der Baptisten (Mennoniten) in den Vereinigten Staaten von Nord - Amerika *im Jahr* 1824.

Staaten.	Gemeinden	Kirchen	Prediger	Getauft wurden während des vorigen Jahrs	Zusammen Mitglieder
Maine	5	184	139	1251	10678
Neu-Hampshire	6	52	44	74	3088
Vermont	7	135	100	403	10036
Massachusetts	6	132	124	388	11995
Rhode Island	2	42	32	110	4290
Connecticut	3	65	69	146	7900
Neu-York	25	539	419	1240	40461
Neu-Jersey	1	31	20	79	2125
Pennsylvania	6	85	76	254	5484
Delaware	1	8	7	20	522
Maryland	2	31	29	88	632
District Columbia	1	17	8	67	1675
Virginia	19	329	193	1968	22821
Nord-Carolina	12	255	156	1288	14779
Süd-Carolina	7	211	148	1093	16533
Georgia	9	272	147	1136	17336
Alabama	7	126	56	551	5091
Tennessee	8	173	157	554	10526
Mississippi	3	67	31	82	2254
Louisiana	1	6			101
Missouri	8	88	53	213	2653
Illinois	4	41	50	73	1299
Indiana	9	154	125	376	5339
Kentucky	3	452	223	1300	29565
Ohio	23	231	140	286	8159
Arkansas Territorium	17	3	2		
In den übrigen Gebieten der Vereinigten Staaten	1	19	29	67	2824
	191	3743	2577	13057	238100

Die Gemeinden dieser Baptisten, welche sich von der Holländisch-Reformirten Kirche der Mennoniten wenig, und von den übrigen Evangelischen auch nur dadurch unterscheiden, dass sie nicht Kinder, sondern Erwachsene bei der Confirmation taufen — mehrt sich

wegen der anständigen, höcht einfachen Feierlichkeit ihrer Gottesverehrung in den Vereinigten Staater ausserordentlich. Ihre Zahl betrug im Jahre 1817 200,000, mit 2700 Kirchen und 1900 Predigern. Im Staate New-York, wo sie am zahlreichsten sind, gab es damals 321 Kirchen und 23,558 Mitglieder.

Portugal erklärt Brasilien für unabhängig.

Durch den zu Rio de Janeiro am 29. August dieses Jahrs abgeschlossenen Vertrag hat der König von Portugal einen bisherigen Bestandtheil seines Reichs, Brasilien, für unabhängig erklärt und den Infanten Don Pedro als Kaiser desselben anerkannt, unter dem einzigen Vorbehalt, mit dem Titel eines Königs von Portugal und beider Algarbes, hinführo den eines Kaisers von Brasilien zu vereinigen, so dass jetzt also Europa wieder vier Kaiser zählt. Uebrigens verheissen die 11 bekannt gemachten Artikel dieses Tractats der Portugiesischen Nation keine weitere Vortheile, als die, der am meisten begünstigten Nation. Die Brasilier zahlen in Portugal, und die Portugiesen in Brasilien von allen Waaren blos eine Consumtions-Steuer von 15 pCt., und zugleich ist jener Vertrag nichts weiter, als ein gewöhnliches Friedens- und Allianz-Document.

Brasiliens Kaiser hat jenen Vertrag sogleich ratificirt und seinen Truppen das Fehde-Zeichen, ein Band mit der Inschrift *Independencia ò Morte* (Unabhängigkeit oder Tod), welches sie bisher am Arm trugen, abnehmen lassen, weil jetzt der Kampf für die Unabhängigkeit beendigt ist. Jeder Menschenfreund wird sich freuen, dass somit eine höchst widerwärtige Zwistigkeit zwischen Vater und Sohn ent-

schieden, und zwar auf eine so ehrenvolle Art entschieden ist, dass nicht einmal von einer Geldentschädigung für Portugal etwas verlautet, die doch das stolze Frankreich unter ähnlichen Umständen von Haïti angenommen hat. — So wie die Angelegenheiten sich gestaltet hatten, konnte Portugal wahrlich nicht anders handeln, als den dringenden Vorstellungen Grossbrittaniens Gehör geben, und auf Brasiliens Besitz verzichten. Längere Zögerung hätte wahrscheinlich auch den Sohn um Brasiliens Krone gebracht. —

Jetzt ist der Versuch mit Ruhe und Sicherheit anzustellen, ob in Amerika auch eine unabhängige, monarchische Regierung wohlthätig zu wirken vermag. Den sichersten Nachrichten zufolge, wollte Sir Charles Stuart um die Mitte des Septembers von Rio de Janeiro nach Buenos Ayres reisen, um, auch dort als Vermittler auftretend, die Zwistigkeit zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten des Rio de la Plata zu beseitigen. Unterrichtete Personen sind der Meinung, Brasilien werde den Zankapfel, die Banda Oriental (Montevideo), aufopfern, um jetzt mit Einem male völlig zum Genusse aller seiner innern Kräfte zu gelangen. Dass die Platastaaten hartnäckig auf die Auslieferung jener vormals Spanischen Besitzung bestehn, ist sehr begreiflich, weil Montevideo der Schlüssel zu den Plata-Gewässern ist, und sie also, in Rücksicht ihres Handels, der auch für Grossbrittanien höchst wichtig scheint, in eine Art von Abhängigkeit von Brasilien ständen, welches, bei vermehrter Seemacht, jeden Augenblick, von Montevideo aus, ihre ganze Kauffahrt hemmen könnte. Cedirt aber Brasilien Montevideo, so erwirbt es dadurch den grossen Vortheil eines vesten Friedens, nicht nur mit Buenos Ayres und den Plata-

Staaten, sondern auch mit den übrigen Amerikanischen Freistaaten, die bereits durch den General-Congress von Panama ein unverbrüchliches, mächtiges Schutz- und Trutzbündniss mit einander zu stiften suchen. — So realisirt sich die schönste Hoffnung eines dauerhaften Friedens in dem ungeheuern Raume eines ganzen Welttheils, und die Früchte dieses Friedens müssen auch Heil und Segen über Brasilien verbreiten. Begütigt dieses die Frei-Staaten durch die Abtretung von Montevideo, so werden diese wahrscheinlich an die monarchische Verfassung von Brasilien keinen Anstoss nehmen. Freilich ist es ein Fundamental-Gesetz des General-Congresses von Panama, „dass der freie Wille des Volks, der einzige Ursprung der Legitimität der Regierungen sei.“ Doch, so lange die Brasilische Nation ruhig bleibt, haben Amerika's südliche Freistaaten kein Interesse, sich in Brasiliens Angelegenheiten zu mischen, besonders auch, weil ein zweites Grundgesetz jenes Congresses deutlich ausspricht: „Dass keine Regierung sich die Macht anmassen dürfe, sich in die innere Regierung eines andern unabhängigen Staats einzumischen.“

Don Pedro I., den nun wahrscheinlich, nachdem dessen Anerkennung von Seiten Portugals durch einen feierlichen Act erfolgt ist, alle Europäischen Mächte als souverainen Fürsten anerkennen werden, kann also von jetzt an ungestört seine ganze Kraft aufbieten, um seinem ungeheuern, von der Natur so ausserordentlich begünstigten Reiche Wohlstand und Macht zu schaffen. Eine grosse Aufgabe, die einen grossen Mann fordert. In einem Aufsatze, den das Octoberheft dieser Zeitschrift mittheilte, *) sind

*) Brasiliens Bewohner. Nach G. F. Mathison's Schilderung.

die Hindernisse entwickelt, welche der Charakter der Brasilischen Bevölkerung jedem Besserungsplane entgegenstellen. Ein unbefangener Reisender, der alle Hauptpunkte Brasiliens mehrere Jahre lang zu beobachten Gelegenheit hatte, ist der Meinung: die einzelnen Provinzen Para, Maranham, Pernambuco, Bahia etc. würden leichter gedeihen, wenn sie eben so viele unabhängige Staaten bildeten; das zwingende Band einer gemeinschaftlich eingreifenden Herrschaft verhindere die freie Entwickelung ihrer individuellen Kräfte. — Ohne in diese Meinung, die auch das Vorbild der Vereinigten Staaten, die aus lauter selbstständigen Bestandtheilen bestehen, zu bestätigen scheint, näher eingehn zu können, diene ihre Aeusserung hier nur als Angabe einer neuen Schwierigkeit, die sich der Kaiserherrschaft über ganz Brasilien entgegenstellt. Auch lehrt uns die Geschichte, wie wenig selbst die kräftigsten Kaiser Deutschlands in dessen heterogenen Landesstücken auszurichten vermochten — und wie unendlich klein ist Deutschland in Vergleich mit Brasilien! — Die Provinz Minas Geraes allein, 11961 □Meilen, gleicht schon unserm Vaterlande an Grösse. Die Lage der Hauptstadt, Rio de Janeiro, zu tief nach Süden, also nicht im Mittelpunkte des Reichs, lähmt gleichfalls das wohlthätige Durchgreifen der Herrschaft. Indess lässt sich anderer Seits behaupten, dass ein neues Land zuvörderst nur der innern Ruhe bedürfe, um in der Entwicklung fortzuschreiten. Erhält sich der Kaiser diese Ruhe durch weise Maassregeln aufrecht, so ist dadurch vielem Guten der Weg gebahnt. Viele kostspielige Anstalten, welche die Zwistigkeit mit Portugal nothwendig machte, können nun aufhören und der bereits begründete Staatscredit wird sich immer mehr bevestigen.

Das für unabhängig erklärte Brasilien wird in jeder Hinsicht in Europa mehr Vertrauen finden, und, wenn auch langsamer, doch um so sicherer, dem Ziele zuschreiten, welches andere Amerikanische Staaten bereits erreicht haben.

Eine kurze Uebersicht der statistischen Bestandtheile Brasiliens, in dem Augenblicke, da es für unabhängig erklärt ward, wird hier vielleicht manchem nicht unwillkommen seyn.

Brasilien, vom Französischen Guiana (Cayenne), Colombia, Ober-Peru, den Vereinigten Plata-Staaten, der Banda oriental und dem Atlantischen Meere umgeben, enthält nach Balbi 140625 □Meilen, nach v. Schaffer 118135 □Ml. und 5,306418 Einwohner (nach Freyreis 7—8 Millionen), nach v. Martius 256000 □leguas, ohne die Banda oriental 135612 □Ml., (nach Hassel), mit derselben 146117. Es misst in der grössten Ausdehnung, von Süden nach Norden, 540 D. Ml. und von Osten nach Westen 584 D. Ml. (Die verschiedenen Angaben des Flächenraums rühren von der unbestimmten Aufnahme des wüsten Innern her.) Es erstreckt sich vom 3° 30′ N. Br. bis zum 34° 56′ S. Br., und vom 310° L. (Fort San Jose am Maranon,) bis zum 342° 40′ (Cabo San Augustin b. Pernambuco.) Blos das Russische Reich, China, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Brittische Reich, die auswärtigen Besitzungen mitgerechnet, haben ein grösseres Gebiet. Kein Land in der Welt aber hat eine so ununterbrochen zusammenhängende, an der besuchtesten Wasserstrasse des Welthandels, am Atlantischen Meeres, mit vielen bequemen Häfen gelegenen Küste, als Brasilien; sie miss vom Rio S. Leopoldo (Porto Alegre) in Süden, bis zum Cap Orange in Norden 770 Deutsche Meilen! —

Brasilien enthielt am Ende des Jahrs 1824: 15 Hauptstädte (cidades), 78 Städte (villas), 620 Dörfer und Missionen, 25 Eilande, grösstentheils nahe an der Küste, blos Fernando do Noronho liegt 58 Meilen östlich von Cabo de San Roque und die Insel Trinidad mit einem Nothhafen und den Martin Vaz-Klippen, 150 Meilen westlich von Vittoria.

Die eigentlichen Provinzen des Brasilischen Reichs sind: *)

A. An der Nordküste:	□Meil.	Einw.
Para (Grão Para) mit Rio negro am Maranon, Hauptstadt Cidade de Belem do Grão Para, 14000 Einwohner; kleinere Häfen: Porto de Moz am Marañon, Rebordello auf der Insel Caviana, Chaves auf der sehr bevölkerten Insel Joannes, Cometa am Ausflusse des Tocantin, Braganza, Gurupy etc.	52722	191380
2. Maranhão erstreckt sich im Westen an den Tocantin, Hauptstadt und Haupthafen San Luis de Maranhão, 15000 Einwohner. Kleinere Häfen: Guimaraens, Cortes, Alcanera, Hytacu etc.	6770	182986
3. Piauhy erstreckt sich in Süden bis zum Geb. Gurgea, 11° 30′ S. Br., Hauptstadt, Oeiras, 25000 Einwohner, am Parnahyba, 45 Meilen südlich von der Küste, in einer sehr bevölkerten Gegend; 60 Meilen südwestlich von Oeiras: Pernagoa an einem See, 678 Einwohner. Haupthafen: San Luis da Parnahyba	11996	166480
Latus	71488 □M.	540796 E.

*) Nach dem Viageiro do Brasil etc. por Ignacio Theotonio Monteiro da Franca. Lisbõa, 1825.

	□Meil.	Einw.
Transport	71488	540796
4. Ciara, eine kleine, im Innern sehr wüste Provinz. Hauptstadt und Haupthafen Cidade da Ciara (sonst Villa do Forte) mit 10000 Einw. Andere Häfen: Aracaty, Retiro etc.	1371	82116
5. Rio grande do Norte, am Capo de S. Roque, Brasiliens Nordost-Spitze, Hauptstadt und Haupthafen: Natal, 18200 Einw. Andere Häfen: Anacu, Toiras, Estremoz.....	1573	68736
B. An der Ostküste:		
6. Parahyba do Norte, südlich von Rio grande do Norte, Hauptstadt und Haupthafen, Parahyba do Norte, 5000 Einwohner. Andere Häfen: Villaflor, S. Miguel, Guja etc.	1920	182920
7. Pernambuco erstreckt sich südwestlich weit landeinwärts bis 14° 30' S. Br. an den Rio de S. Francisco hinauf, Hauptstadt Olinda mit dem Hafen S. Antonio do Recife de Pernambuco, 62325 Einwohner. Andere Häfen: Itamaraca, do Cabo am Cabo San Agostinho, Formoso, Unna etc.....	6480	602205
8. Dos Alagoas, ein kleiner Küstenstrich, der nicht weit landeinwärts geht, aber am nördlichen Ufer des Rio de Francisco ziemlich gut bevölkert ist, Hauptort Villa do Forte dos Alagoas, 2000 Einw. Andere Häfen: Porto Calvo, Atalaya. Penedo de S. Francisco etc.	910	120260
9. Sergipe d'El Rey (Campos) erstrekt sich, mit der Comarca de Jacobina dem westlichen Ufer des Rio de S. Francisco folgend, bis zum 14° S. Br. landeinwärts, und ist an der Küste und an den Flüssen ziemlich bevölkert. Hauptort Sergipe d'El Rey, 20000 Einw. Andere Häfen: Villa nova am S. Francisco, S. Amaro etc.	2950	267523
Latus	86692	1864556

	□Meil.	Einw
Transport	86692 :	1864556
10. Bahia, mit dem Distrikt dos Ilheos, nimmt einen Küstenstrich von 75 Meilen ein, und geht über 50 Meilen landeinwärts, allenthalben ziemlich bevölkert. Hauptstadt Bahia, die zweite Handelsstadt des Reichs, mit einem vortrefflichen Hafen und 186000 Einwohnern. Andere Häfen: do Conde, Abrantes, Valenca, Serinhehem, S. Jorge dos Ilheos etc.....	4500 :	882500
11. Espiritu Santo, ein schmaler, flacher, aber 75 Meilen langer Küstenstrich, Hauptort Vittoria, 19° 30′ S. Br. Andere Häfen: Belmonte, Porto Seguro, Alcobaza, Caravellas, Porto Alegre, Espiritu santo etc.....	1788 :	85676
12. Rio de Janeiro, Hauptstadt Rio de Janeiro, Residenz des Kaisers und Sitz aller Regierungs - Behörden, Corte des Reichs, 210000 Einwohner, mit dem grössten und gelegensten Hafen der Welt. Andere Häfen sind: Ilha grande, Parati, Porto d'Estrelho, Villa do Cabo Frio, Ubatuba etc.....	8718 :	982000
13. San Paulo stösst westlich an die Parana, welche S. Paulo von Paraguay trennt. Hauptstadt S. Paulo, 7 Meilen westlich von der Küste, Hafen: Santos, S. Vincente, Iguape, Paranagua etc. Im Innern: Sorocaba.....	8350 :	321262
14. S. Catarina, Insel und Küstenstrich. Hauptstadt und Haupthafen Cidade do Desterro, 3200 Einwohner.....	722 :	90996
15. Rio grande do Sul de S. Pedro erstrekt sich westlich bis an die Plata Provinz Uruguay; an die Küste liegt die grosse Laguna dos Patos. Hauptort Porto Alegre am Rio S. Leopoldo, 6700 Einw. mit einer blühenden Deutschen Colonie.....	2836 :	65222
Latus	113606 :	4292212

	□Meil.	Einw.
C. Im Innern: Transport	113606	4292212
16. Minas Geraes nördlich von Rio de Janeiro am S. Francisco. Hauptort Mariana, 7000 Einwohner. Vornehmste Handelsstadt Villarica 8598 Einwohner. Andere Handels-Oerter S. João d'El Rey, Villa nova do Principe im Diamanten-Distrikt Tejuco, Porto de Salyado.....	11961	400000
17. Goiaz, nördlich von Minas Geraes an Tocantin. Hauptort Villa boa (Cidade de Goiaz). 5000 Einwohner.....	49628	150000
18. Matto grosso (Urwald), westl. von Goiaz bis an die Gränze von Oberperu und Paraguay. Hauptstadt Villa bella, 15° S. Br., 11000 Einwohner und die Handelsörter Cuiaba und Villa Maria auf dem Wege nach Goiaz..	22315	170000
	126931	4877892

Brasiliens Staatseinkünfte betrugen im Jahr 1820: 9,771,171 Milreis, 1823: 9,538,974 Milreis. Die Seemacht zählte im Juni dieses Jahrs 1 Linienschiff, 10 Fregatten und 82 kleine Kriegsfahrzeuge auf den Werften; in Rio de Janeiro, Santos, Alagoas etc. wurden fortwährend Kriegsschiffe gebauet. Die Landmacht bestand im Juni dieses Jahr aus der reitenden Ehrengarde, 2 Schwadronen, 3 Cavallerie-Regimentern, 1ste Grenadier-Bataillon, 6 Compagnien, 2te Grenadier-Bataillon, 5 Compagnien; 4 Grenadier-Bataillonen Fremde, 5 Schützen-Bataillonen Fremde, 20 Bataillonen Brasilische Schützen (Caçadores). Polizei-Garde, 4 Compagnien Infanterie und 2 Compagnien Cavallerie; zusammen aus 25000 Mann regulairen Truppen; überdies giebt es eine Landwehr von 200000 Mann, wovon ein Viertheil unter den Waffen steht. R. Dr.

Republikanische Stimmung in Mexico.

Aus einem Briefe von Alvarado, den 13. Sept.

Sonderbar, dass man noch immer in Europäischen Blättern liest, dass Partheiwuth unser Land zerrütte, ja, dass wir sowohl, als unsere südlichen Nachbaren, uns nicht sehr um unsere Unabhängigkeit kümmern, sondern dass wir sehr gerne die Herrschaft des Mutterlandes anerkennen würden, wenn eine grosse Europäische Macht uns dazu aufmuntern sollte. Wie eitel sind doch solche Behauptungen! Kann denn wohl das Interesse der neuen Amerikanischen Republiken für ihre Unabhängigkeit mit dem Interesse der Altspanier für eine Constitution verglichen werden, um die sie kämpften — sie aber nicht errangen — weil ihnen nur höchst dunkle Vorstellungen von dem Werthe einer Constitution und der bürgerlichen Freiheit beiwohnten? Die Amerikaner empfinden die Folgen ihrer Unabhängigkeit — was könnte sie vermögen, ihre vormalige Abhängigkeit zurückzuwünschen? — In allen Gesellschaften des freigewordenen Amerika's dreht sich die Unterhaltung beständig um eine politische Frage, und höchst freimüthig äussern sich die Einwohner über die Angelegenheiten des Landes. Dies Recht, ohne Rückhalt seine Gedanken Mitbürgern mittheilen zu können, war Ursache und Wirkung der Entwickelung dieser Anhänglichkeit an den Staat; zur Zeit der Spanischen Herrschaft durfte Niemand in den Colonien frei reden. Mit patriotischen Motto's sind die Ränder der Shawls unserer Damen geschmückt. Jede Zeitung, jedes Schauspielzettel trägt solche Inschrift, nur die Schauspiele werden besucht, die Freiheit und Tyrannenhass athmen — und man giebt keinem Kinde einen Kuchen, bis es das Wort Independencia ausgesprochen hat.

Iturbide's Plan war, das Interesse der Altspanier und der eingebornen Weissen zu verbinden; er verfuhr nach halben verderblichen Grundsätzen; es war nicht möglich, die Altspanier mit einem Volke freundschaftlich zu verschmelzen, welches sie so lange beherrscht hatten; es war den Amerikanern nicht möglich, Vertrauen auf Menschen zu setzen, deren Geissel sie gefühlt hatten; aber menschenfreundlich war Iturbide's Plan; er gab den Spaniern Zeit, sich zur Abreise zu rüsten — doch diese spielten ihre Rollen schlecht; sie konnten den Verlust ihrer Vorrechte nicht verschmerzen; feige fürchteten sie die Creolen — und waren doch so unvorsichtig, ihre Verachtung gegen dieselben zu äussern; sie erhoben an öffentlichen Orten mit Entzücken den hohen Standpunkt ihrer Geistesbildung (*superior illustracion*), und vergleichen diese mit der rohen Unwissenheit (*ignorancia barbara*) der Mexikaner, und machte ein Ausländer die Bemerkung, diese Unwissenheit der Eingebornen, möge wohl die Folge einer ungerechten Vernachlässigung der Volksschulen, von Seiten der Regierung seyn — so erwiederten sie stolz: dies Volk sei jeder höhern Bildung unfähig und zum Gehorchen geboren. Wirklich sind die Altspanier in Mexiko aufgeklärter, betriebsamer (?) und edelmüthiger, als die Eingebornen. Der Spanische Kaufmann ist thätig und erfüllt redlich seine Verbindlichkeiten. Leider haben viele Unschuldige mit den stolzen Gapuchins leiden und für diese büssen müssen. Diese Gapuchins waren meistens Taugenichtse, die, in Spanien unbrauchbar, mit Empfehlungen nach Amerika spedirt wurden, um dort ihr Glück zu machen, d. h. durch die mehrjährige Verwaltung eines Amts — par fas et par nefas so viel zu erschwingen, dass sie nach Spanien zurückkehren und dort als sogenannte Indianos fortleben konnten.

Die Bewohner der Insel Cuba.

(Aus dem Amerikanischen Correspondenten.)

Die Eingebornen scheiden sich auffallend in zwei Hauptklassen, den Städter und den Landmann. Der Eine, der Repräsentant unglücklicher Halbbildung und unbeschreiblicher Demoralisation, der Andere, das Muster einer Roheit, die jedem Schritte zur Verbesserung der allgemeinen Lage sich eifrig entgegensetzt. Der erstere ist nur seit wenig Jahrzehenden aus der Dunkelheit einer beispiellosen Ignoranz hervorgetreten; denn nur dann erst, als die Häfen durch ein seit dreihundert Jahren schon nothwendiges Dekret im Augenblicke besonderer ministerieller Erleuchtung den Fremden geöffnet worden, erhielt die Bevölkerung der bedeutenden Küstenstädte einige Begriffe von der Aussenwelt. Allein, so wie der Kranke, dem die geschickte Hand des Arztes das Sehvermögen gab, bei plötzlicher Aussetzung gegen das Tageslicht wieder erblindet, so erging es auch dem Creolen, der ohne Kenntniss warnender Beispiele, ohne gediegenes Wissen und ohne Charaktervestigkeit das angebotene Neue gierig ergriff, und dadurch in einen weit übleren Zustand versetzt wurde, als seine Vorväter. Unbekannt mit den Fortschritten Europa's, war er nicht reif für die Aufnahme und die verständige Anwendung derjenigen politischen Grundsätze, die in bunter Vermischung als gute und böse, die Kinder der französischen Revolution waren. Der starke Zufluss von Fremden, besonders der verjagten Franzosen von S. Domingo, diente auch nicht, den Volkscharakter zu verbessern, besonders da die Moralität der Creolen ohnehin wankend genug ist. Die alte Hospitalität und alles, was im ächtspanischen

Charakter lobenswerth ist, ging darüber verloren; der Reichthum verminderte sich auffallend, als der Creole Gelegenheit bekam, seinem Hange zum Luxus zu folgen; man lernte Bedürfnisse kennen, die man befriedigen musste, war zu wenig an Arbeit gewöhnt, griff deshalb zu den schlimmsten Mitteln, Raub und Mord, — und so geschah es, dass in kurzer Zeit der Eingeborne die Gestalt annahm, die ihm jetzt natürlich geworden ist, und das Leben in seinem Lande so unangenehm macht. Nur im tiefen Innern darf man noch Menschen anzutreffen hoffen, die, vermöge ihrer Entfernung von den Haupthäfen, weder besser noch schlimmer geworden sind; die Population der Küsten hat seit zwanzig Jahren zwar Kenntniss der Welt erlangt, ist aber gradweise immer verdorbener geworden. Der Charakter des Creolen, dem sowohl kalte Vestigkeit als auch dauernder Enthusiasmus abgeht, bringt es mit sich, dass er alles Neue, Kindern gleich, ergreift, eine Zeitlang damit spielt — und es wegwirft. Aeusserst leidenschaftlich und leicht aufbrausend, vermag er riesige, aber unüberlegte Pläne zu machen und heroische Entschlüsse zu fassen, um in wenigen Tagen sie wieder ruhig fahren zu lassen. Für einen kurzen Moment zu allem bereit, wäre er im Stande für die bekannt gewordene Nationalfreiheit und Gleichheit zu den Waffen zu greifen; aber er würde sich eben so wenig schämen, sich davon loszusagen, sobald es ihm anfinge, zu langweilen, davonzulaufen, wo ihn eine Schwierigkeit erschreckte, oder knechtisch um Vergebung zu flehen, wo er einen mächtigen und kaltblütigen Widerstand anträfe. — Der Städter, durch sittenloses Leben und unbegränzten Luxus verweichlicht, ist zwar ein grosser Schwätzer aber selten im Stande, im Klima seines eigenen Vater-

landes die Beschwerden auszuhalten, an deren Ertragung sich der Fremde gewöhnt. Der rohe und abgehärtete Landmann nimmt an politischen Streitigkeiten keinen Antheil, der Sache selbst wegen; er ist dazu zu unwissend. Unruhen sind ihm nur willkommen, wenn er durch sie Gelegenheit zum Plündern der beneideten fremden Pflanzer, oder zum Strassenräuberleben erhält. Faulheit, im eigentlichen Sinne des Worts, Faulheit, die sich auf die plumpste und gemeinste Art ausspricht, ist allen Klassen der eingebornen Bevölkerung, vom Oberrichter bis auf den ärmsten Waldbewohner (los monteros) hinab, gleichmässig eigen und lieb. Indolenz im höchsten Grade und allem feindlich, was seine Bequemlichkeit nur entfernt stören könnte, sich in seiner Unwissenheit glücklich fühlend, hat der Creole nur Sinn für Vergnügen, vorausgesetzt, dass dieses nicht mit körperlicher Anstrengung verbunden sei. In den Städten besucht man Abendgesellschaften, fährt langsam spazieren und spielt Hazardspiele mit ungeheurem Einsatze, während der Bauer sein höchstes Erdenglück darin findet, sich Tagelang in der Hangmatte zu wiegen, abwechselnd Cigarren rauchend oder zu einer sehr einfachen Guitarre mit rauher Stimme einen unmelodichen Gesang durch die Waldwüste ertönen zu lassen. In einem Lande, wo die ewig grünende Natur und ein jungfräulicher Boden dem mässigen Bewohner seine Bedürfnisse fast ohne Mühe gewähren, wo eine zweimonatliche Arbeit zureicht, um Vorräthe auf ein Jahr zu erbauen, wo das Klima selbst zur Unthätigkeit einladet: da kann ein an sich schon indolentes Volk leicht auf die Stufe moralischer und wissenschaftlicher Indifferenz hinabsinken, auf der wir den Eingebornen Cuba's erblicken. Von jeher gedichen gründliche Wis-

senschaftlichkeit und sittliche Cultur besser im Schatten der nördlichen Eiche, als unter den tropischen Palmen. — Ohne Lust, aber auch ohne Thätigkeit, sich selbst auszuzeichnen, sind die Creolen stolz auf die blutigen Thaten ihrer Europäischen Vorfahren, und ohne wirklichen Muth, nicht zum offenen Kampf, sondern nur zum Meuchelmord geschickt, liebt er, in pompösen Ausdrücken die Welt herauszufordern und sich selbst als Muster von Bürgertugend und von politischer Entschlossenheit darzustellen. Wissenschaftliche Bildung ist weder gesucht noch geschätzt. Es giebt viele Familien im Innern, von denen oft weder der Vater noch der Sohn zu schreiben versteht; in den Städten sind manche Zweige feinerer Bildung, z. B. Musik, und einige Belesenheit, wenigstens in den besten Schriftstellern des Vaterlandes, nur erst Mode geworden, seit die Fremden sich zahlreicher eingefunden haben. Die reichen Familien halten nun auch wohl Lehrer für Musik und dergleichen, nur bringen es die Zöglinge nie zu einiger Vollkommenheit; hat man der Mode und einigem Stolze für ein Jahr Genüge gethan, so entlässt man den Lehrer, und greift wieder zur Drehorgel — einem Mobil, das in keinem guten Hause fehlen darf, und dessen Gebrauch keine grosse Verstandesanstrengung erheischt. So geht es in allen andern Fällen, denn nicht einmal Lektüre ist beliebt. Ist auch die klassische Litteratur Spaniens nicht beträchtlich, so fehlt es doch nicht an theilweise recht guten Uebersetzungen der vorzüglichsten Werke Englischer und Französischer Schriftsteller, die man, zwar um ihres eleganten Bandes willen, in den Französischen Modehandlungen kauft, aber nimmermehr zu lesen unternimmt. — Kenntnisse der Geschichte, Geographie und der politischen Ver-

hältnisse unserer Zeit, gehen dem Gebildetsten ab, mangeln selbst häufig den eingebornen Oberbehörden. Wo in Prozesssachen oder Angelegenheiten der Hafen-Capitaine der Name fremder Städte u. s. w. von Bedeutung wird, sieht man sich genöthigt, Ausländer über Probleme zu Rathe zu ziehen, die von den Schulknaben einer gewöhnlichen Erziehungsanstalt des nördlichen Europa's gelöst werden würden. Es kann aber auch nicht anders seyn, denn der junge Städter hält sich für übrig gebildet, wenn er einen leserlichen Brief zu schreiben gelernt hat, und wird in dem Zirkel der auch hier gedeihenden Zierbengel als Originalgenie bewundert, wenn er in abgebrauchten Phrasen die Reize seiner Schönen im Sonettgeklingel herzuzählen vermag. Im Nichtsthun aufwachsend, vertändelt er im Nichtsthun die Jahre des Mannes und Greises. Um öffentliche Erziehung bekümmert sich das Gouvernement nicht, und die, dem Namen nach, existirende Universität von Havanna ist eines der unwürdigsten Institute, das jemals jenen Namen führte. Es liegt ausser dem Zwecke dieser Fragmente, in Einzelnheiten einzugehen, darum nur soviel, dass die Facultäten jener Universität gemeiniglich für 6—8 Monate Ferien zu halten, die vereinigten Kollegien zusammen kommen, und sehr viele der bedeutendsten Wissenschaften gar nicht gelesen werden. Die höchste Bildung der oft sehr reichen Landbewohner (los hateros) besteht in der Kunst ein Breviar zu lesen, denn nur wenige bringen es zum Schreiben. Das weibliche Geschlecht wird noch mehr vernachlässigt. Im bequemen Armstuhl sich wiegend, fast immer mit einer glimmenden Cigarre im Munde, verbringen die Weiber, ohne Unterschied des Standes, die wärmere Zeit des Tages. Unter der Zeit erfordernden Arbeit der

Toilette vergeht, wenigstens den Vornehmeren, der Nachmittag, und in den kühlen Stunden des Zwielichts besteigen sie, wohl sehr luxuriös aber sehr geschmacklos gekleidet, ihre Volanten, (bequeme, zweirädrige Fuhrwerke mit Maulthieren bespannt,) um langsam durch die Strassen zu fahren, die Französischen Kaufläden nach eleganten Spielwerken zu durchsuchen, und um sich bewundern zu lassen, oder Intriguen einzuleiten. Sie lieben den Luxus und Verschwendung in einem unbeschreiblichen Grade, und brauchen bei ihrer nationellen Liederlichkeit und dem hohen Preise fremder Luxusartikel eine zweimal grössere Summe zur Befriedigung ihrer Sucht nach neuen und glänzenden Dingen, als eine gleichmässig „elegante“ Frau im Norden nöthig haben würde. Unter Gewöhnung an Sklavendiensten aufgewachsen, verstehen sie weder etwas von den Wirthschaftskünsten einer ächten Hausfrau, noch von den modischen Beschäftigungen — feinen Stickereien, künstlicher Stickarbeit u. s. w. — die, wenn sie auch ohne Nutzen sind, doch immer die Stunden einer vornehmen Europäerin auf eine mehr anständige Art ausfüllen, als die Cigarre der Creolin. Die Haushaltungen kosten daher unglaubliche Summen, ohne dass die Glieder derselben dabei sich stets angenehm befinden, und ohne dass der Ueberfluss sichtbar wäre, den man allerdings vermuthen sollte. Die Nation ist von jeher als schmutzig bekannt; alles wird auf die Aussenseite und Flitterputz verwendet, während im Innern, der dem Fremden unzugänglichen Haushaltung eine abschreckende Nachlässigkeit und Unreinlichkeit herrscht. Setzt man hierzu noch das gewaltig hohe Spiel der Männer, gleichviel, ob mit Charten oder bei Hahnenkämpfen, den Stolz, keinem in Geldverschwendung

nachstehen zu wollen, endlich die Abneigung gegen jede Beschäftigung, die mit vieler geistiger oder körperlicher Anstrengung verbunden ist, (auch ziemt es dem hidalgo nur, Kaufmann, Jurist, Soldat oder Geistlicher zu werden, denn Handwerke entehren), so bleibt es nicht länger räthselhaft, warum die Finanzen der meisten angesehenen Familien in unheilbarer Unordnung sind, und warum oft in einem reichen Hause nicht eine Unze (17 Spec. Thaler) aufzutreiben ist. Oft sind die beträchtlichen Einkünfte der Pflanzungen *) auf geraume Zeit voraus verkauft oder verschuldet, und daher bleiben zur Befriedigung der augenblicklichen Bedürfnisse nur die schlechtesten Mittel übrig. — — —

Man bietet sich gegenwärtig auf Cuba die Hände, wenn es darauf ankömmt, einen Betrug durchzusetzen, besonders wenn der Fremde zum Opfer auserlesen ist. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, dass viele reiche Familien in dem wohlorganisirten Piratengeschäfte, wohl verinteressirte Actien besitzen, und nicht minder wahr, obwohl dem Ankömmling aus fremden Ländern noch unglaublicher ist es, dass die Weiber und Töchter sehr vornehmer Familien häufig verkäuflich sind. Oft geschieht dieses mit Vorwissen der Angehörigen, wenn die Finanzen es erheischen, oft rächt sich die Ehefrau oder Tochter so an dem kargen Gemahl oder Vater. Die reichen fremden Kaufleute sollen darüber oft sonderbare Erfahrungen sammeln, da man ihnen vorzugsweise entgegen kömmt; die von den Unterhändlern in Empfang genommenen Marktpreise sind, wie man

*) Eine Kaffeepflanzung von 150 Negern giebt in guten Jahren — und diese sind gewöhnlicher, als die mittelmässigen — und bei den bestehenden Preisen, eine reine Einnahme von 32,000—40,000 Thalern.

sagt, ungeheuer, denn oft wird bei der Einleitung einer solchen Bekanntschaft 6 bis 8 Unzen (102 — 136 Thlr. nach dem in Cuba fixirten Goldwerthe) verlangt. Es giebt Ausländer, welche thöricht genug sind, für einige Schäferstunden, die obenein durchaus nicht gefahrlos sind, solche Summen zu zahlen. Bei dem herrschenden Volkstone schaden dergleichen Schritte dem Namen eines Mädchens nur wenig; ohnehin haben sie nicht nöthig, vor Indiscretion des Begünstigten bange zu seyn, da dieser, aus Furcht vor einem dann unvermeidlichen Messerstiche, gewiss so klug seyn wird, zu schweigen. Es möchte wenig Individuen geben, die sich über einen Mord, wenn er ohne Folgen für den Thäter verübt werden kann, grosse Gewissensscrupel machen würden, veranlasst sie Rachgierde oder Habsucht zur Begehung. Daher die zahllosen Morde in den Städten und auf den Landstrassen: in Havanna vergeht selten eine Nacht ohne eine blutige That, und es hat Fälle genug gegeben, dass man des Morgens sechs bis sieben Leichname aufhob, und dann ohne weitere Nachforschungen begrub. Die Polizei bekümmert sich nicht einmal um die Namen dieser Unglücklichen, besonders da das Loos, unter dem Messer zu fallen, häufig unvorsichtige Fremde ohne Familie und Bekannte trift. Muth fehlt bei aller seiner kaltblütigen Grausamkeit dem Creolen gänzlich, denn, wenn auch der in der Enge getriebene Pirat tapfer ficht, so zwingt ihn dazu seine Lage, und aus ihm handelt die Wuth der Verzweiflung. Von einem Kreutzer gepackt, bleibt ihm nichts übrig, als im Versuche, sich fechtend noch zu retten, durch eine Kugel zu fallen, oder zum Gefangenen sich ergebend, schimpflich am Galgen zu sterben. Wo nur eine solche Alternative bleibt, da ficht auch wohl der feigste

Strauchdieb. Viele, denen das Mörder- und Piratenhandwerk zu gefährlich scheint, legen sich auf Betrügereien, und in den Städten werden durch schändliche gerichtliche Proceduren bedeutende Summen erbeutet. Die Unbestimmtheit und Dunkelheit der Gesetze, die Bestechlichkeit aller Behörden, die Leichtigkeit, falsche Zeugen zu kaufen und diejenigen der Gegenparthei entweder zu verscheuchen, oder nöthigenfalls aus dem Wege zu räumen, die Gewandheit der völlig gewissenlosen Advokaten, und der Einfluss mächtiger Familien, macht es jedem möglich, auch in der einfachsten Angelegenheit Recht zu erhalten, der nicht darauf vorbereitet ist, seinen Gegner in Bestechungssummen zu überbieten. Und so handelt Einer wie der Andere aus Gelddurst, und jeder rennt nach dem grossen Ziele reich zu werden, unbekümmert, wie viele er auf der Bahn aus seinem Wege schaffen muss, unbekümmert, um die Mittel, die er ergreift.

Glatt und einschmeichelnd, ein grosser Freund und strenger Befolger der Vorschriften nationeller und ceremoniöser Höflichkeit, immer nüchtern und, scheinbar, bescheiden, fähig, die innigste Zuneigung zu heucheln, zuvorkommend aus Politik, verbindlich aus Interesse, lebhaft und selbst unterhaltend, wenn das Gespräch im Bereich des Alltäglichen bleibt, ist der feinere Creole der Städte für eine kurze Zeit kein unangenehmer Gesellschafter. Allein nur zu häufig liegen unter dieser Maske Stolz und Verachtung gegen den Fremden, oder ein Plan, ihn in das Netz zu locken, verborgen. Es ist wenigstens der Grundsatz aller, in Cuba lebenden Fremden, dass den Creolen nie zu trauen sei, und das mildeste Urtheil, was man über sie aussprechen kann, ist, dass sie unzuverlässige Menschen sind. Wie auch

der Eingeborne sich stellen möge, so bricht dennoch in Augenblicken von Unachtsamkeit die Flamme seines Hasses gegen alle Fremden unverholen hervor, gleichviel ob sie der alten oder neuen Welt angehören mögen. — Eine Hauptursache dieses Hasses liegt in dem beleidigten Selbstgefühle, da er sich selbst gestehn muss, wie sehr ihm der Fremde überlegen sei; eine zweite ist in der niedrigen Missgunst zu suchen, die sich, im Betreff des Reichwerdens, durch alle Stände ausspricht. Der Creole bemerkt mit erbittertem Hochmuthe, dass ihm die Körperstärke und geistige Bildung des Fremden abgeht, dass er von diesem insofern weit übertroffen werde. Ihm fehlt die Industrie, vermöge derer der arme Ankömmling nach wenig Jahren mit einem bedeutenden Vermögen aus dem Lande davongeht, für dessen einzig rechtmässigen Besitzer er sich hält; ihm fehlt die wissenschaftliche Cultur, ohne die er auf die einträglichen und rangverleihenden Stellen der Administration, welche man nothgedrungen immer an Fremde abgiebt, nicht Anspruch machen kann; er sieht sich hin und wieder in seinen anarchischen Versuchen von einem Häufchen Europäischen Militairs gehindert, oder in Unternehmungen aus Privatrachsucht von demselben ergriffen und bestraft; er ist unzufrieden mit den Gesetzen und hält sie für gewaltsame Eingriffe, wenn sie ein neuer reformirender General-Capitain aus Spanien vorschreibt, in der Absicht, der Sittenlosigkeit, der Verdorbenheit der Administration und der Unsicherheit durch sie ein Ende zu machen; er erleidet grosse Verluste durch die Wegnahme seiner Piratenfahrzeuge durch fremde Kreuzer; ihm setzen sich, bei seinen nutzlosen uud verkehrten Revolutions-Versuchen, Schaaren bewaffneter ausländischer

Pflanzer entgegen, denen das Gouvernement sichtbares Zutrauen erweist; er sieht sich, trotz allen Declamationen, als politische Null betrachtet und seine Drohung mit Neckerei oder Verachtung erwidert; ihm entgeht nicht die Abneigung, der Spott und die schweigende Verachtung des Ausländers: — genug Ursachen, um ihm einen gutverborgenen, aber desto tiefern Hass gegen alle Ausländer einzuflössen, den er auch bei geringer Reizung freien Lauf lässt, vorausgesetzt, dass ihm die Uebermacht gewiss, und seine eigne Sicherheit nicht allzusehr gefährdet ist. Unter den Fremden sind wohl die Amerikaner am meisten gehasst. Sie sind einmal die zahlreichsten und haben vom Handel gegen $\frac{5}{8}$ in Händen, dann thaten sie den vielverzweigten Piratencorporationen bedeutenden Schaden durch Wegnahme mancher Raubfahrzeuge vermittelst ihrer Kriegsschiffe, und endlich standen sie den Columbischen Kapern, die in der Auffangung Spanischen Eigenthums ziemlich thätig waren, zu Lande und See, so unverholt bei (selbst die Amerikanischen Nationalfahrzeuge) als der Anstand nur irgend erlauben wollte. Die Spanier sind nicht so gehasst, wie manche öffentliche Blätter erzählt haben. Adliche Familien halten es sogar für eine Ehre, wenn ein Europäischer Spanier gleichen Ranges sich durch Heirath mit ihnen verbindet. Ueberhaupt ist Stolz auf Geburt ein Zug des Creolen, wodurch er auf immer zum Republikaner untüchtig gemacht werden wird. Ein Mann, dessen Stammbaum rein von Einmischung mit farbigen Leuten erhalten worden, bildet sich schon darauf viel ein; der Titel „Don“ mit dem man in Alt-Spanien sparsam umgeht, wird in Cuba von jedem Eingebornen, gleichviel was er sei, in Anspruch genommen; das den Adel anzeigende Prädikat

„de“ wird hier, wo keine Wachsamkeit statt findet, von manchem usurpirt, dessen Vater vielleicht in Barcellona oder Cadix ein Gewürzkrämer ist; so strebt Einer immer mehr zu heissen als der Andere, wodurch oft höchst kindische, aber nicht immer folgenlose Wett- und Rangstreite veranlasst werden. Der vornehme Hochmuth derjenigen Familien, die sich von den „Conquistadores“ (den Europäischen Eroberern im 16. Jahrhundert) herleiten, ist gross, denn sie sind die Besitzer der grössten und schönsten Ländereien und alt-adliche Cortes und Marcheses. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass zum Theil von ihnen die wiederholten Versuche, sich von Spanien zu trennen, ausgegangen sind. Ihre Zahl ist zwar nicht bedeutend, aber ihr Einfluss desto mächtiger, und ihr Zweck der, sich ausschliesslich die vortheilhaften Posten des Staats vorzubehalten. Nach Verjagung der Spanier würden sie wenigstens nicht die Hand zum Baue einer Republik bieten, da ihr Interesse es erheischen würde, eine aristokratische Regierung zu errichten. — Unter den Europäischen Spaniern sind die Catalanen die zahlreichsten und fast ausschliesslich Kleinverkäufer, Gastwirthe oder nützliche Handwerker; in solchen Beschäftigungen findet man sie über das ganze Land verbreitet. Ihrem Charakter nach, nehmen sie unter ihren Landesleuten ohngefähr denselben Platz ein, den der Amerikaner dem sprüchwörtlich gewordenen Yankee zuertheilt. Sie bilden ein sehr industriöses, unermüdliches, nüchternes, aber schlaues Volk, helfen sich unter einander fort und halten so treu zusammen, als die Savoyarden. Nach Erlangung eines Capitals (oft von grosser Bedeutung) — denn höchst selten verheirathen sie sich auf der Insel — kehren sie später oder früher

immer nach ihrem Vaterlande zurück, um da die Früchte ihrer Thätigkeit bequemer geniessen zu können. Die auf diese Art aus dem Lande gezogenen Summen sind beträchtlich, und dieses, so wie die Maxime, sich nicht anders im Lande zu fixiren, als nur im Falle einer reichen Heirath, endlich der unaufhörliche Fleiss der Catalanen, erzürnen den faulen Creolen, der als „hijo de Tierra“ (Sohn des Landes) allein das Recht zu haben glaubt, Geld zu machen, so sehr, dass eine auffallende Partheilichkeit zwischen den Partheien herrscht, die jedoch den klugen Catalanen nie zu Dingen verleitet, die seinem eigentlichen Zwecke hinderlich oder nachtheilig seyn könnten. Die zahlreichen Franzosen sind gehasst, weil der uralte Nationalhass sich auf diese Seite des Weltmeers fortgepflanzt hat, und wiederholt durch die Begebenheiten unserer Zeit verursacht worden ist. Gegen die Engländer, die sich hier seltener, und deren Seemacht sich meistens in grossen und zahlreichen Schiffen sehen lassen, fühlt man, obwohl man sie eben nicht liebt, eine Art furchtsamer Achtung. Die wenigen Deutschen gehen unter der Menge der Fremden unter, so, dass sie kaum dem Namen nach bekannt sind; nur in Havanna macht man einen Unterschied, da dort sowohl einige Deutsche Häuser etablirt sind, als auch Hamburger Fahrzeuge ankommen. Man hält die Deutschen zwar für etwas indifferente, aber doch ehrliche Leute, und gute, stille Bürger. — — —

Baumwolle-Bau in Virginien.

Zu Richmond (Virginien's Hauptstadt, 30 Meilen südwestlich von Baltimore) ward am 30. September dieses Jahrs neue Baumwolle zu Markte gebracht, und

mit 17½ Cents (ein Dollar = 100 Cents, 1 Rthlr. 6 gGr. Conventions-Münze) das ℔ bezahlt. Während des Octobers oder Novembers wird nur wenig davon ins Ausland gehn, da die hiesigen Manufakturen alles aufkaufen. In Petersburg (bedeutenden Handels- und Manufakturstadt, 6 Meilen südlich von Richmond) nimmt die diesjährige Erndte denselben Weg und wird mit 14½ bis 16 Cents bezahlt. Auch die Manufakturisten in den nördlichen (Vereinigten) Staaten werden unsere Baumwolle gewiss brauchbar finden. Die Baumwolle scheint, je nördlicher sie gebaut wird, um so feiner zu werden, — ähnlich dem Balge der Pelzthiere, der auch in den nördlichen Gegenden am feinsten ist. Einige Pflanzer hoffen, dass schon in dieser Lese von dem ersten Versuche, der mit dem Anbau dieser Pflanze für die Ausfuhr gemacht wird, ihre Felder 15000 Pfund liefern werden und sind gerne erbötig, noch mehr Land, welches sonst dem nicht so einträglichen Tobacksbau gewidmet war, der Baumwollestaude zu widmen.

(*Richmond Compiler.*)

Schreiben aus Neu-Hamburg,

Distrikt Edgefield*), Süd-Carolina, am Savannah,

vom 10. September.

Unsere Stadt nimmt zu, das Klima bewährt sich als gesund, aus Augusta ziehn immer mehrere Familien hierher und jetzt sind schon über 45 neue Häuser im Baue begriffen.

Die Zwistigkeiten in unserm Nachbarstaate Georgien (s. Columbus, Augustheft S. 97) werden, ohne

*) 22 Deutsche Meilen nordwestlich von der Stadt Savannah.

dass der General-Congress einzuschreiten braucht, beigelegt werden. Man wird sich mit Ländereien derjenigen Creeks begnügen, die wirklich an den Cessions-Verträgen Antheil gehabt und mit den übrigen einen Waffenstillstand abzuschliessen suchen. Dass der dortige Gouverneur Troup, der alle demokratischen Umtriebe so geschickt niederzuhalten weiss und bei der Union geachtet ist, bei der nächsten Wahl von neuem erwählt werden wird, erleidet keinen Zweifel. Die Art, wie sich dieser Einfluss verschafft hat, wird man in Europa auffallend finden. Mittelst der Ländereien-Lotterie ist ihm jeder Mann im Staate gleichsam verpflichtet. Er hat nämlich unentgeldlich Loose dieser Lotterie austheilen lassen. Jeder Inhaber derselben kann darauf rechnen, dass ihm ein grösseres oder kleineres Stück Land bei der Ziehung zufällt, denn diese herrliche Lotterie hat gar keine Nieten. Der Gouverneur Troup ist aber der einzige Mann im Staate, der jenen Plan durchzusetzen Kraft und Geschick hat, unter der Bedingung nämlich, dass er die erste obrigkeitliche Person im Staate bleibt. — N.-S. Hier herrscht grosser Mangel an jungen Frauenzimmern. —

Organische Trümmer eines riesengrossen Meerungeheuers der Vorwelt, in Louisiana entdeckt.

Bekanntlich sind an vielen Stellen in Amerika, in den Vereinigten Staaten, am Paraguay, bei Areco, unweit des Rio de la Plata und der Stadt Buenos Ayres etc. etc., Knochen von Thieren der Vorwelt entdeckt und gefunden wurden, welche mit den Namen Mammuth, Ohio-Elephanten, Megatherium, Masto

don etc. bezeichnet werden. Sie haben von den grossen Thieren der jetzigen Schöpfung, in Rücksicht ihres Baues, nur eine ganz entfernte Aehnlichkeit. Auch bei Tiede, einem Dorfe unweit Wolfenbüttel, in Franken und Thüringen bei Mastricht, in vielen Höhlen Grossbrittaniens und Irland, am Jenesey in Sibirien und selbst an der Behringsstrasse sind solche organische Trümmer entdeckt, die aber fast alle von denen, die man in Amerika findet, in Rücksicht ihrer Gestaltung, wesentlich verschieden sind. So finden sich bei Burg Tonna, unweit Gotha, grosse Bären, *Ursus spelaeus*; diese sind unsers Wissens in Amerika, wo doch Ursus-Arten heimisch sind, nicht entdeckt. — Gewöhnlich nennt man diese Knochenreste antidiluvianisch, vor der Sündfluth herstammend. Der Naturforscher aber meint mit dem Worte Sündfluth die wahrscheinlich ganz allmälig vorgegangene und fortgeschrittene Erd-Revolution, wodurch z. B. die Atlantis im Atlantischen Meere untergegangen und Amerika von der chaotischen Meeresfluth frei geworden ist. — Die klassischen Werke von v. Strombeck &c. geben über diese höchst merkwürdigen Naturerscheinungen der Vorwelt nähere Belehrungen.

"Ein wackerer Bürger der Stadt New-Orleans, Herr Samuel W. Schofield, der sich eifrigst der Naturforschung widmet, hat in den niedrigliegenden Wiesengründen zwischen Plaquemines und den westlichen Abfluss-Seen des Mississippi *) eine

---

*) Der Mississippi bildet zu beiden Seiten seines Ausflusses in den Golf von Mexico gleich dem Nil, deltaartiges Marschland, (Plaques mines,) welches im Frühling während der Zeit der Ueberschwemmung unter Wasser

Anzahl organischer Ueberreste von ungeheurer Grösse ausgraben lassen. Sie gehören augenscheinlich einer Thierart an, die jetzt nicht mehr auf Erden lebt. Der grosse Elephas mastodon oder Amerikanische Mammoth, den Dr. Mitchel beschrieben hat, ist gleichsam nur ein Thierchen, gegen die Gebeine des neuaufgefundenen Ungeheuers. Da sich an der innern Seite der obern Kinnbacken-Knochen desselben ziemlich viel grauer Ambra (Ambra gris) vorfand, was allerdings merkwürdig ist, so scheint dasselbe dem Meere — anzugehören und die uralte Vermuthung, dass im Abgrunde der Meersfluth ungeheuer grosse Seegeschöpfe leben oder lebten — zu bestätigen, eine Vermuthung, welche die Sagen von Kraken und ungeheuren Seeschlangen einigermassen erläutert. Wachsen doch aus dem Grunde des Meeres riesengrosse Seegewächse auf! — Das aufgefundene Thier hat bei seinen Lebzeiten gewiss ein Geschöpf dargestellt, worauf die fabelhaften Beschreibungen des Kraken durchaus passen.

Der hohe Stand des Wassers verhinderte den Herrn Schofield, seine Nachgrabungen fortzusetzen, doch ist Hoffnung vorhanden, noch in diesem Herbste das ganze Skelett vollständig zu Tage zu fördern. Die

---

steht. Ausser seinem Hauptstrome, der südöstlich fliesst, entlässt er viele Abströmungen westlich, die dort grosse, aber flache Seen bilden. — Dieses aufgeschwemmte Erdreich bedarf, so gut wie unsere Elb-Ufer der Deiche, um anbaufähig zu seyn, und ist auch wirklich zum Theil schon eingedeicht. Diese Beschaffenheit giebt der Umgegend der Stadt Orleans den Charakter der Holländischen Wards und auch für einen Hamburger ist es leicht — sie sich zu vergegenwärtigen. Aber man denke sich bei der Tropischen Hitze die gewaltige Ueppigkeit des Pflanzenwuchses! — Anm. d. H.

bis jetzt ausgegrabenen Knochen lagen 20 Engl. Meilen südwestlich vom Fort S. Philipp, am nordöstlichen Ufer der Bastien-Bay (9 Deutsche Meilen südlich von New-Orleans) in dem, durch den Mississippi-Strom und jenen See aufgeschwemmten Erdreich, einem mergelartigen Sand, der dieselbe Präservations-Eigenschaft zu haben scheint, als die Haide-Erde (peak), welche den grossen Amerikanischen Mastodon bedeckt. Die Knochen wurden im Juny dieses Jahrs nach New-Orleans gebracht, wo sie am Bord des Dampfschiffes *Entreprise* für Jedermann zu sehn waren. Es sind:

1) Ein ungeheures Fragment der Hirnschale (cranium), etwa 22 Fuss lang, am breitesten Theile 4 Fuss hoch und 9 Zoll dick, es wiegt etwa 1200 Pfund. Auf der innern Oberfläche ist die tabula vitrea augenscheinlich, von der cancellis (Vertiefungen?) eine Strecke abwärts, (for some way down) getrennt; jene Tabula ist vollkommen vest und durchaus gut erhalten. Die Digital-Eindrücke, durch die Convolution des kleinen Gehirns (cerebellum) gebildet, sind völlig sichtbar und die foramina (Oeffnungen) zum Durchgang der Sinnes-Nerven deutlich unterscheidbar. Ein grosser Theil der innern Tafel der innern Seite ist durch eine ganz besondere schwammige Nath (sutura squamosa) verbunden. Die innere Oberfläche ist an vielen Stellen durch das niedrige Bett, wo der Knochen sich fand, gänzlich entfärbt. Im innern Theile des Schädels stellt die diploa (die innere Höhlung zwischen den beiden Knochenblättern) eine ganz eigne Erscheinung dar; die Höhlungen derselben sind sehr weit, zeigen oft Löcher von fast einem Zoll im Durchmesser und sind im Allgemeinen sehr regelmässig. An dem Theile, welcher als Schläfbein (os temporum) anzusehn

ist, erscheint ein höchst seltsamer Fortsatz (processus) oder eine Verlängerung; sie ist 8 Fuss lang, dreikantig, hat etwa 6 Zoll im Durchmesser an der Grundfläche und läuft allmälig in eine Spitze aus. Sie ist von schwammiger Substanz und hat eine rauhe, unebene Oberfläche. Es erscheinen an derselben keine Stellen zur Bevestigung von Muskeln, oder Oeffnungen für den Durchgang von Nerven- oder Blutgefässen. — Der Knochen muss der ganzen Länge nach mit einer Haut bedeckt gewesen seyn; die Vertiefungen (cancelli) sind höchst regelmässig. Die Nasenknochen und die Knochen der obern Maxille sind auf eine seltsame Weise mit einander vereint (of a singular consolidation). Sie sind nicht durch irgend eine Art der Näthe oder Sutura verbunden, wie sie sich bei den Säugethieren finden, sondern bilden Eine und dieselbe Masse, durchaus von gleichförmiger Consistenz. Ein weiter Einschnitt oder Canal zeigt sich in dem obern Theile dieses Maxillar-Knochens und an dessen Seite liegt bedeutend viel grauer Ambra. Er brennt mit einer schönen, hellen Flamme, und verbreitet beim Brennen den eigenthümlichen Wohlgeruch; er ist von fettem Gefüge, dem adipocere (?) ähnlich. Die Oeffnung für den Durchgang des Sehnervs ist von ungeheurer Grösse. Am untern Theile des Schädelknochens ist eine Gelenkvertiefung, worin wahrscheinlich der untere Kinnbackenknochen eingefügt war.

2) Unter den übrigen Knochen ist einer von cylindrischer Gestalt mit einem runden Kopfe, dem Schulterknochen der Säugethiere ähnlich. Er ist etwa 2 Fuss lang, hat 10 Zoll im Durchmesser, und zwei Fortsätze am Kopfende, ungefähr wie die Trocanter des Lendenknochens. Die knorpelartigen Enden fehlen

gänzlich. An dem andern Ende zeigt sich eine Oberfläche zur Einlenkung von 2 Knochen, von denen sich einer in der Sammlung befindet. Dieser Knochen ist über zwei Fuss lang und von flach-cylindrischer Gestalt. Seine Knorpel-Enden fehlen gleichfalls. Er ist von vesterem Gefüge, als alle übrigen Knochen, mit einer besondern Ausstralung (irradiation?) von knochichem Ansehn an der äussern Oberfläche. Diese beiden Knochen haben wahrscheinlich den Schenkel des Thiers gebildet.

4) Es sind auch Lenden-, Rücken- und Halswirbel (lumbra-, dorsal- and cervical vertebrae) des Thiers gefunden. Die cylindrischen Lendenwirbel haben 14 Zoll im Durchmesser, mit Queerfortsätzen, in jeder Rücksicht denen der Säugethiere ähnlich. Aus einer derselben ist die innere Wirbelsubstanz gänzlich ausgetrennt; sie hat 12 Zoll im Durchmesser, ist im Mittelpunkte 2 Zoll dick und wird nach der Seite zu allmälig dünner. Die Eingliederung dieser Wirbel hat viel Aehnliches mit der Eingliederung der menschlichen Wirbel.

Nach der Grösse des Schädels zu schliessen, war dieses Thier gewiss 200 Fuss lang. Höchst interessant wäre es, diesen Schädel mit dem des Cachelots (Physeter Macrocephalus, Blumenb.), der bekanntlich den grauen Ambra liefert, zu vergleichen. —

An derselben Stelle wurden 1799 mehrere organische Reste gefunden, unter andern ein grosser Malmzahn von einem fleischfressenden Thiere, und zu Schiffe nach Europa mitgenommen. Herr Schofield ist der Meinung, dass sich mit geringen Kosten noch sehr viel Merkwürdiges wird ausgraben lassen, und die Bürger von New-Orleans unterstützen ihn bereitwillig bei seinem rühmlichen Bemühen. (*Gazette de Louisiane.*)

Schulordnung für die öffentlichen Elementar-Schulen im Staate Pensylvanien. *)

1. Schulstunden von 9 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 Uhr Nachmittags. 2. Im Monat August sind 3 Wochen Ferien, auch ist der Sonnabend-Nachmittag frei. 3. Aeltern und Vormünder sollen sich zu keiner Zeit und bei keiner Gelegenheit in die Regierung der Schulen einmischen. 4. Sie sollen ihre Kinder nicht wegen Lustbarkeit oder um sie zu gebrauchen, im Hause behalten, sondern sie mit reingewaschenem Gesicht und Händen, gekämmt und anständig gekleidet zur bestimmten Zeit zur Schule schicken. 5. Aeltern und Vormünder sollen die Lehrer durch strenge Aufmerksamkeit auf die Sitten der Kinder, so lange sie zu Hause sind, unterstützen, sie zu jeder Zeit abhalten, dass sie nicht mit müssigen, lärmenden und unsittlichen Kindern auf den Strassen oder sonst wo herumlaufen, und sollen ihr ganzes Ansehn aufbieten, dass sie sich nicht an Fluchen, Lügen und andere Laster gewöhnen und ihnen mit guten Beispielen vorgehn; ihnen Gehorsam gegen ihre Lehrer und gebührende Ehrfurcht vor älteren Personen einprägen, oft die heilige Schrift mit ihnen lesen, am Sonntage mit ihnen den öffentlichen Gottesdienst besuchen oder sie dahinschicken und überhaupt alles aufbieten, um sie zu gottesfürchtigen, tugendhaften und fleissigen Menschen zu bilden. —

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika. Am 28. März starb zu Richmond (Hauptstadt Virginiens,

*) Zur Widerlegung eines Unsinns, den die Kirchen-Zeitung vom 21. Juny d. J. enthielt. — Anm. d. H.

12057 Einwohner, 30 Meilen südlich von Baltimore) ein reicher Junggeselle, William Gatt. Er wanderte 1775 von Schottland aus und fing als wandernder Krämer, mit dem Waarenbündel auf dem Rücken, seine Geschäfte in Amerika an. Damals besass er keinen Fuss breit Land; im Jahr 1825 hatte er ein Grundbesitzthum von drei Deutschen Meilen im Umfange. Dasselbe ist fast eine Million Dollars werth. Er sammelte sich ein grosses Vermögen, weil er den Pfennig zu sparen wusste. Uebrigens war er nur sparsam gegen sich, aber freigiebig gegen Andere.

Gleichfalls zu Richmond in Virginien trieb ein Mädchen ihren ungetreuen Geliebten am 16. September mit einer Hundepeitsche durch die Hauptstrassen; er lief, was er konnte, aber sie war noch schneller als er.

Am 5. April 1825 creirte die Universität zu Philadelphia nicht mehr als 110 Doctores der Heilkunde; 6 aus New-York; 2 aus New-Jersey; 34 aus Pensylvanien; 2 aus Delaware; 3 aus Maryland; 1 aus dem Distrikt Columbia (Washington); 40 aus Virginien; 9 aus Nord-Carolina; 7 aus Süd-Carolina; 7 aus Georgien. (Glück damit!!! —)

Mrs. Spencer hält in Philadelphia, Spruce-Strasse, Nro. 200, eine Schule für junge Frauenzimmer (Seminary) dort wird nicht nur jede weibliche Handarbeit gelehrt — sondern auch Rhetorik, Philosophie und — mirabile dictu! — Latein etc.! — In ihrer Schulanzeige in der National-Gazette ist zugleich ein Verzeichniss der, in ihrer Anstalt gebräuchlichen Lehrbücher beigefügt, z. B. Smiley's Geography (?) und die gewöhnlichen Elementar-Autoren (elementary authors?) im Lateinischen und Französischen.

In einer Knaben-Schulanstalt daselbst wird kein Latein, abes die Flächenmesskunst (mensuration), die Ausmessung des Inhalts der Körper (gauging, Visirkunst) und die Steurmannskunst (navigation) gelehrt. (Nützt den Knaben sicherlich mehr, als den Mädchen das Latein der Frau Spencer.)

Auf der Academie zu Germantown wird Latein, Spanisch, Französisch und Deutsch gelehrt. —

In Uchland, einer freundlich gelegenen Ortschaft in Canton Chester, 6 Meilen westlich von Philadelphia, ist eine Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen, wo Lesen, Schreiben, Englisch, Geographie etc. gelehrt wird! —

Zu Barre, Canton Orleans, Staat New-York, fiel die 16jährige Tochter des Herrn Asa Paine in einen 20 Fuss tiefen Brunnen; sie nahm keinen Schaden, aber der Schrecken machte sie taubstumm, ein Zustand, in dem sie sich nun schon, ohne sonst krank zu seyn, über 6 Monate befindet! —

Am 17. Juny ward bekanntlich ein grosses Fest, bei der Legung des Grundsteins zu dem Denkmal auf Bunkerhill bei Boston, gefeiert, wo am 17. Juny 1775 das erste regelmässige Gefecht in dem Freiheitskampfe der Independenten, unter Warren, gegen die Britten, unter Gage, vorfiel. Es war ein Volksfest ohne Gleichen, vom schönsten Wetter begünstigt. Der Grossmeister der Grossen-Loge zu Boston legte, unterstützt von seinen Beamten sowie von dem damals in Boston anwesenden General Lafayette und dem Prediger Webster, Präsidenten des Vereins zur Errichtung jenes Denkmals, den Grundstein. Auf dem Hügel selbst, der die schönste Aussicht gewährt, ward gespeist. Es waren Tische für 5000 Personen hingestellt und alle waren

besetzt. Bei dem Festmahl wurden Lieder gesungen, unter andern eines von Percival,*) welches folgende merkwürdige Strophe enthält:

Now the arch of empire swells
Proud and daring, fix'd and strong:
While the Hand of ruin fells —
Nations, that have flourished long.
Loftier the temple springs
Telling on its front sublime,
How it scorns the rage of kings
And the wasting tooth of time.

From its high and lifted brow
See! it sends a wakening light,
Where a world is slumbering now
In the shades of eastern night:
They shall feel the quickening fire —
Rise and run to meet the day,
And their hearts shall never tire,
Till their chains are rent away. —

Vierzig Greise, welche in jener Schlacht mit gekämpft haben, halfen diesen denkwürdigen Tag feiern. Der ihnen zu Ehren ausgebrachte Trinkspruch lautete: „Das Dunkel jenes Tags möge ihrer Erinnerung vorschweben, doch in der Klarheit dieses Tags empfinden sie, dass sie unter des Himmels Obhut kämpften.“ General Lafayette brachte bei dieser Gelegenheit folgenden Trinkspruch aus: „Bunkerhill! und der heilige Widerstand gegen Unterdrückung, der allbereits die Amerikanische Erdhälfte befreite! bei dem nächsten funfzigjährigen Jubelfeste erschalle der

*) Dr. James G. Percival, Herausgeber der Zeitschrift: „American Athenaeum,“ welche wöchentlich in New-York erscheint.

Trinkspruch: das befreite Europa!“ (to enfranchised Europe!)

Die Einnahme des Stadtschatzes von New-Orleans betrug nach ämtlicher Angabe im Jahr 1820: 119522 Dollars und 1824: 188000 Dollars.

Am 15. May wurden daselbst in öffentlicher Versteigerung 80 Sklaven aus Virginien, (Esclaves de Virginie) verkauft, unter diesem Namen bringt man die neueingeführten an den Mann.

Das Schiff Cyane, Capitain Creigton, hat mit grosser Mühe und vielen Kosten, breitgeschwänzte Schaafe aus dem Innern von Afrika nach Baltimore gebracht, um diese in Rücksicht der Wolle, des Fleisches und des köstlichen 8 zollbreiten Schwanzes, höchst brauchbaren Thiere in die Vereinigten Staaten einzuführen; es sind die ersten, die nach Nordamerika verpflanzt sind.

Die kleine Ortschaft Sherborne, Canton Herkemer im Staate New York, 40 Meilen nordwestlich von der Stadt New York, zählte 1825, 1239 männl. und 1265 weibl. Einwohner, im ganzen also 2504; davon sind 213 landwehrpflichtig, 472 Stimmgeber bei den Wahlversammlungen, 297 verheirathete Frauen unter 45, 286 unverheirathete Frauenzimmer zwischen 16 und 45 Jahr, 545 Mädchen unter 16. Es fanden 17 Hochzeiten statt; 45 Knaben und 30 Mädchen wurden geboren; 23 männl. und 13 weibl. Geschlechts starben; es giebt 40 farbige Leute, die keine Abgaben zahlen, 4 Farbige, die Abgaben zahlen; einen Fremden, 11 Arme, 5 Blödsinnige, 1 Wahnsinnigen, 15643 bestellte Aecker, 3139 Stück Hornvieh, 736 Pferde, 10900 Schaafe, 4011 Schweine. 1824 wurden 5446 Yards Tuch, 8702 Yards Flanell, 45304 Yards Leinen, Baum-

wollenzeug und Gas fabricirt; es giebt 6 Korn-, 10 Säge- und 6 Schrootmühlen, 6 Wollkrümpel-Maschienen, 2 Wollenfactoreien, 2 Distillationen und 4 Pottaschkochereien!

Durch eine Päbstliche Bulle ist Sr. Hochehrwürden der Herr Benedict Fenwick, zum römisch-katholischen Bischof von Boston ernannt, und wird am 1. Nov. daselbst feierlich consacrirt werden.

Ein Lehrer am Harvard College zu Cambridge, Massachusetts, nahe bei Boston, führt folgenden Titel: Benjamin Waterhouse, Med. D. et Lugd. Batav. Med. Theor. et Pract. Prof. Hers. et Col. Ins. Rhod. Hist. Nat. Prof. A. A. et M. M. S. et S. P. A. Soc. S. S. LL. PP. q. Manc. Bathon. et Preston. S. M. Lond. Schol. Med. Gall. et Acad. Scient. Lit. Eleg. Art. ac. Commerc. Massil. Soc. Corresp. (Buchstäblich aus dem dortigen Lektions-Catalog. —)

In Virginien, im Canton Charlotte, 25 Deutsche Meilen südlich von Washington, nahe an der Gränze des Cantons Campbell lebt ein Ehepaar von beispiellosem Alter. Der Mann, Alexander Berkley, ist 118 Jahr alt; die Frau 117 Jahr. Er war in Schottland geboren, diente unter dem Herzog Marlborough, und wanderte nach dem Tode der Königin Anna (starb den 12. Aug. 1714) nach Amerika aus, diente bei der Englischen Armee unter General Wolfe (starb 13. Sept. 1759), und befand sich bei der Niederlage des Amerikan. Generals Montgomery, im May 1777, in Quebek. Er ist 90 Jahr verheirathet und hatte mehrere Kinder, die aber sämmtlich gestorben sind.

Im Maymonat d. J. hat die Amerikanische Bibelgesellschaft zu Philadelphia 6032 Dollars eingenommen, und 6634 Bibeln und Neue Testamente vertheilen lassen.

Ein Herr Willhelm v. Lewis, aus S. Petersburg (in Russland) hat sich am 6 July d. J. zu Chelicothe, 90 Meilen westlich von Philadephia im Staate Ohio, mit einer Miss Sarah Claypoole, Tochter des Cassirers der Vereinigten Staaten, daselbst an jenem Orte vermählt. —

Der National-Gazette zufolge giebt es in den Vereinigten Staaten 6000 Taubstumme.

Zu Wood, Canton Shenandoah 25 Meilen westlich von Washington, in Virginien, wurden am 10. Juny d. J. ein Sklavenaufseher, 3 Negerknaben und ein Pferd, welche unter einem dickbelaubten Baume vor einem schweren Gewitterregen Schutz suchten, sämmtlich von Blitz erschlagen. —

Die Wittwe des unglücklichen Exkaisers Iturbide, lebt mit ihren Söhnen in Philadelphia.

Im August landete zu Philadelphia ein aus Londonderry angekommenes Schiff mit 160 Irländischen Auswanderern. Ein Theil derselben bestand aus Katholiken, ein andrer aus Protestanten. Sie hatten sich unterwegs über ihre Religions-Meinungen entzweit und beschlossen, bei ihrer Ankunft in Amerika die Sache mittelst eines Faustkampfs abzumachen. Dieser begann wirklich; aber die Polizeidiener legten sich ins Mittel und die Unbändigsten wurden in das, in der Archstrasse liegende Zuchthaus einquartiert.

Die Korn-Erndte ist in allen Theilen der Vereinigten Staaten ungemein gesegnet ausgefallen. Mehl kostete zu Philadelphia 4 Dollars die 100 Pfund, Weizen 90 — 92 Cents und täglich gingen die Preise noch niedriger. Auch dort klagt man über den Segen Gottes!

Das Dorf Cazenovia, Haupt-Ort des Cantons Madison in New York, 40 Meilen von der Stadt New York, vor 32 Jahren noch eine Wildniss, enthält jetzt 1000 Einwohner, 3 Kirchen, 120 Häuser, 2 Schulen, 13 Kaufläden, 3 Apotheker, 1 Druckerei und 3 Wirthshäuser. —

Ein Neger, William, dem Herrn Cockargee in Georgia gehörig, ist wegen einer an einem Weissen verübten Mordthat, unweit Greenville, im August d. J. lebendig verbrannt. —

Im Anfang des Septembers ist ein Schiff von Havre zu New York angekommen, mit 60 ausgewanderten Würtembergern. Sie begaben sich von dort nach Philadelphia.

Dr. Follenius, ein geborner Hesse, früher Professor zu Basel, und von dort 1824 seiner — Grundsätzen wegen vertrieben (?), hält jetzt Vorlesungen über das Römische Recht zu Philadelphia.

Das Bowdoin-College zu Brunswick, 26 Meilen nordöstlich von Boston, in dem nordöstlichen Staate Maine, hat im Mai dieses Jahrs 22 junge Männer, die sämmtlich Dissertationen eingereicht haben, zu Doctoren der Heilkunde befördert. Sie sind alle aus dem Staate Maine gebürtig.

Neun Penobscot-Indianer, drei Männer, drei Frauen und drei Kinder sind im July dieses Jahrs mit ihren Canots aus Baumrinden durch den Champlain-See und den Nord-Canal, den Hudsonstrom hinab nach Albany, New York's Hauptstadt, gekommen, und haben ihre Hütten nahe bei der Stadt aufgeschlagen, wo sie sich mit Korbmachen, Canot-Bau &c. beschäftigen.

(*Eastern Argus, Portland, Maine's Hauptstadt.*)

Ein Amerikanischer Protestantischer Geistlicher ward in einem warmen Wortstreit mit einem Römisch-Katholischen, der seinen Glauben hartnäckig vertheidigte, gefragt: „Welche Religion bekannte man denn vor Luther?“ Jener antwortete mit der Gegenfrage: „Wie sah Ihr Gesicht aus, ehe Sie sich diesen Morgen gewaschen haben?“ (*Baltimorean.*)

Am 16. July langte ein Boot von Albany in New-York an, welches mit 67500 Eyern beladen war.

Die New York Evening-Post vom 18. Aug. enthält folgendes: Personen und Sachen, die hier in der Hauptstadt (city) gesucht werden: Wir suchen Zimmerleute, Tischler, Mauer- und Bauleute aller Art, um alte Häuser niederzureissen und neue zu bauen — gute Bediente für jede Art von Beschäftigung, in und ausser dem Hause, Aufwärter, Köche und Köchinnen, Kammermädchen, Wäscherinnen und Kutscher; wir suchen alle Arten von Baumaterialien, Backsteine, Ziegel etc. etc., und allen und für alles zahlen wir höhern Lohn und bessere Preise, als in irgend einer grossen und kleinen Stadt der Vereinigten Staaten oder — der civilisirten Welt gezahlt wird. (NB. Die Sache ist Ernst! —)

In der Washington Gazette vom 18. May wird die Mädchen-Erziehungs-Anstalt, die ein Franzose, Bonfils, und Frau, von New-York dorthin verlegt haben, dringend anempfohlen. Die Preise sind enorm. Vierteljährlich wird für den gewöhnlichen Unterricht (the common and higher branches of education) und für die Englische und Französische Sprache voraus gezahlt 20 Dollars; für Italienisch 10 Doll.; für Spanisch 10 Doll.; für Zeichnen 10 Doll.; für Musik (nebst Gebrauch des Piano) 20 Doll.; für Tanzen 10 Doll.; für für die Kost — (board) 50 Doll; Holzgeld im Winter

2 Doll; für die Wäsche vierteljährig 6 Doll. Ein Mädchen, welches Kost und allen Unterricht geniesst, kostet also vierteljährlich 138 Dollars (172½ Rthlr. Ld'r.) Jedes muss Bett, Bettzeug, Handtücher, Messer, Gabel, einen silbernen Becher, Ess- und Theelöffel mitbringen. —

Die Sekte der Shakers (*Shaking-Quakers*) — Schüttler — in den Vereinigten Staaten, besonders in Union oder Shakertown im Canton Warren, Staat Ohio, 40° 30′ N. Br. 120 Meilen, westlich von Philadelphia, die das Neue und Alte Testament verwirft, ihre eigne Bibel und Güter-Gemeinschaft hat, Kinder von Armen aufnimmt, da sie die Ehe — als sündlich verwirft, Gott aber durch Tanzen verehrt — behauptet und vermehrt sich sogar. (Eine ähnliche Sekte, die Gichtelianer bestand im Anfange des 18ten Jahrhunderts in Altona, und fand auch dort Duldung. S. Adlers Kirchengeschichte, 1. Thl. Forts. S. 22.)

Durch einen Beschluss der gesetzgebenden Versammlung des Staats Vermont (an der Nordgränze der Vereinigten Staaten zwischen Canada, New-Hampshire, Massachusetts und New-York) wird ein Staats-Arsenal in dem Dorfe Middlebury, 50 Meilen nördlich von New-York, errichtet. Das Dorf hat für diesen Zweck dem Staate 5 Akker Landes abgetreten.

Zu Auburn, Hauptort des Cantons Cayuga im Staate New-York, 42 Meilen nordwestlich von der Stadt New-York, brach im Juny dieses Jahrs ein Dieb, oder vielmehr eine Diebsbande, ins Gefängniss des Cantons ein, leerte die Schneider- und Schuhmacher-Werkstätten und kehrte dann mit der Beute unentdeckt zurück. Ein Wunder ist es, dass sie ihre dort vestsitzenden 400 Spiessgesellen nicht befreit haben.

Zu Mobile, Seehafen am Mexikanischen Meerbusen, vormals zu Westflorida, jetzt zum Staate Alabama gehörig, entstand im Juny dieses Jahrs ein Streit zwischen zwei Indianern, vom Stamme der Choctaws, die in diesem Staate ein grosses Reservatgebiet besitzen, und deren viele sich in und bei der Stadt aufhalten, ohne sich den Gesetzen derselben zu fügen. Einer versetzte dem andern einen Messerstich und verwundete ihn gefährlich. Der Sohn des Verwundeten eilte herbei, und erschoss, ohne weitere Umstände, den Verbrecher, der sich auch ohne Murren der Strafe fügte und sich kaltblütig das Gewehr auf die Brust stellte. Weil aber der Verwundete den Streit angefangen hatte, so ward derselbe auch erschossen und mit seinem Gegner in dieselbe Grube eingescharrt.

(*Mobile Register.*)

Ein sehr reicher, gebildeter Jüngling, Herr David Minge, in dem Charles City Canton, nahe bei der Sandy Point, am James Rio (Virginiens Küste, 36 Meilen südlich von Baltimore), sesshaft, hat seine sämmtlichen Negersklaven, 80 an der Zahl, an Werth etwa 26000 Dollars, 3 Monate bis 40 Jahr alt, freigegeben, das Schiff Hannah und Elisabeth, Capitain Russel, für sie gemiethet und ausgerüstet, um sie auf seine Kosten nach Haïti zu bringen. Zwei alte Neger aber, zu schwach um die Reise zu machen, sind gleichfalls freigegeben, er versorgt sie aber im Lande selbst. Er hat ferner für die Auswandernden 1200 Dollars angelegt, um sie mit Pflügen und andern Ackergeräthen zu versorgen, sie überdies mit Kleidung, Kochgeschirr und Lebensmitteln reichlich versehn. Auf dem Schiffe zahlt er für sie 1600 Dollars Fracht. Am Tage der Abfahrt versammelte er die ganze Anzahl am Ufer des James-

Flusses unter einem Baum, gab jedem ein Päckchen mit 7 Dollars und ermahnte sie, sich als freie Männer in dem freien Lande edelmüthig zu zeigen. Präsident Boyer brauchte diesen Leuten also nichts zu geben, als Land zum Anbau. Herr Minge ist 25 Jahr alt, hat seine Studien auf der Harvard-Universität in Massachusetts vollendet, und besitzt ein so grosses Vermögen, dass er des Dienstes jener Sklaven nicht bedarf. Er hat keine andere Gründe, diese Leibeignen, mit deren Betragen er sehr zufrieden ist und die auch keine Ursache zu klagen hatten, zu entlassen, als den Hauptgrund, dass er es für abscheulich hält, Mitmenschen als Sklaven zu behandeln und dass er seinem Vaterlande einen Dienst zu erzeigen glaubt, wenn er sie als freie Leute fortschickt. Der Präsident Boyer hat ihm in einem sehr verbindlichen Schreiben Dank für seinen Grossmuth bezeugt.

Zu Schoharie, Hauptort des gleichnamigen Cantons, Staat New-York, 30 Deutsche Meilen nordwärts von der Stadt New-York, starb am 18. July ein hundertjähriger Greis, William Becroft, der achtzig Jahre in dieser Ortschaft gelebt hat. Er war aus Suffield, im Staate Connecticut gebürtig, und genoss bis ins 93ste Jahr einer Lebenskraft, dass er die schwerste Arbeit, wie der jüngste Mann, ertragen konnte. Seine Geisteskräfte blieben ihm bis wenige Tage vor seinem Tode; er las die kleinste Zeitungsschrift ohne Brille, hörte vollkommen gut, sein Gedächtniss war ihm treu, und er vermochte alle Vorfälle seines Lebens, selbst die kürzlich erlebten, genau und anziehend zu erzählen. Ueberhaupt war er immer munter und guter Laune. Er hinterliess von sechs, zum Theil verstorbenen Kindern, 25 Enkel und 36 Urenkel! —

Auf der Fahrt von Rio de Janeiro nach Triest entdeckte der Amerikanische Capitain Thomas Fanning am 25. Juny 1825, unter den 10° 7 M. N. Br. und 27° 32′ W. L. von Greenwich, eine Untiefe, die sich von N. O. nach S. W. mit einer Wassertiefe von 150 Faden erstreckt; an der Nordwest- und an der Südostseite fand der Capitain in 15 Klaftern Grund, auf körnigten Korallen. Die Nordostspitze schien viel seichter, da dort, von dem Mastkorbe aus, deutlich Seegewächse zu sehn waren. Auch bemerkte man in der Gegend, etwa 20 Englische Meilen weit, eine starke westliche Strömung.

Brittisches Amerika. Zu Montreal in Canada trafen im Juny auf zwei Dampfböten 700 Emigranten aus Irland ein, die die Englische Regierung dahin gesandt hat, sämmtlich arme, aber gute rechtliche Leute, durchaus keine Verbrecher &c. Sie wurden sogleich zu Wasser nach Ober-Canada abgeschickt, wo alles zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft ist. Sie werden aufs Beste verpflegt und versorgt. —

Daselbst in Montreal lebt der zehnjährige Sohn eines Bürgers, der 136½ ℔ wiegt; zwei andre Knaben einer von 11, der andre von 13 Jahren wiegen eben so viel; und zwei andre von demselben Alter nur 13 ℔ weniger; sie sind sämmtlich gesund, thätig und gar nicht ohne Talent. Ihre Eltern sind Leute von gewöhnlicher Grösse und Schwere! —

Auch die Turks Islands, im Südosten der Bahama-Bank (Brittisch), sind am 29. July von einem heftigen Orkan heimgesucht, der viele dort liegende Schiffe (man holt daselbst Seesalz) beschädigte. In dem dortigen Gerichtshause Falmouth ist eine Subscription eröffnet,

um eine Kirche für Presbyterianer zu bauen, und zwar mit sehr glücklichem Erfolge.

In den letzten fünf Tagen des Novembers 1824 wurden für 19000 Pf. Strl. Stockfisch aus dem Haupthafen S. Johns auf New-Foundland ausgeführt.

Die Stadt Montreal in Ober-Canada hat ein prächtiges Freimaurer-Haus (Masonic Hall) mit einem grossen Ballsaale, achtzig Zimmern, Bädern &c. nach dem Plane des Palais royal in Paris angelegt.

Colombia. Das Dampfschiff, welches seit Juny dieses Jahrs von Cartagena aus dem Magdalenenstrome bis Honda befährt, heisst Bolivar, und ist in New York gebaut. (Die Reise, die dasselbe macht, ist im Columbus Bd. 1. S. 390—429 beschrieben.) —

Durch ein Dekret Bolivars ist dem Distrikt Huamanga, wo die Schlacht bei Ayacucha vorfiel, den Namen Ayacucha beigelegt.

Mexico. Unter mehreren andern Minen-Gesellschaften besteht in London eine *Real of Tlalpuxahua Mining Association.* Diese lässt die reichen Silberbergwergke im Staate Mechoacan (Valladolid), die 16 Meilen nordwestlich von der Hauptstadt Mexico, in der Alcadia Tlalpuxahua liegen, bearbeiten.

Sie liefern ein reiches, stark mit Gold vermischtes Erz; die Umgegend ist, der hohen Lage wegen, 6 bis 7000 Fuss über die Meeresfläche, sehr rauh, doch gedeiht Weizen und Mais, und es wird mit Vortheil Schaafzucht getrieben. Die Bevölkerung des gleichnamigen Hauptorts beträgt etwa 5000 Seelen, theils Creolen theils Indianer. Er hat eine Hauptkirche, ein Hospital und ein Franszikaner Kloster.

Schreiben aus Santiago de Chile,

(s. Columbus Bd. 2 S. 265) vom 15. Juni 1825.

Am 10. bin ich hier eingetroffen; drei Tage lang war ich, ohne dass mich ein besonderer Zufall aufgehalten hätte, von dem Hafen Valparaiso bis hieher unterwegs. Die Strasse ist unbeschreiblich schlecht, und man entbehrt dort Alles; die erbärmlichste Bauerhütte in der Lüneburger Haide ist einladend im Vergleich mit den Ventas zwischen Valparaiso und Santiago, obgleich die Strasse täglich besucht wird; auch fallen oft Räubereien und Mordthaten vor, und fast alle Reisende gehn bewaffnet. Nirgend ist Speise und Trank zu haben; man sieht nichts als öde, kahle Berge und unfruchtbare Sandebenen, von aller Vegetation, Cistus-Arten und Dorngewächse ausgenommen, entblösst und fast gar nicht bewohnt. Man findet wenig fruchtbaren Boden, der angebaut Menschen und Vieh nähren könnte. Zufällig kommt man durch eine der schlechtesten Gegend von Chile, welche alledrings höchst fruchtbare Thäler hat; aber diese können ihre Erzeugnisse nur mit grosser Schwierigkeit auf die Hochebenen, die höchst stiefmütterlich von der Natur behandelt sind, aufwärts schaffen.

Hier in Santiago lebt Jedermann von einem Brodte, welches aus Amerikanischem Weizenmehl gebacken ist, allerdings eine merkwürdige Erscheinung in einem Lande, welches für Südamerika's Kornkammer ausgegeben wird. Jede Woche werden etwa 1000 Sack Mehl auf Maulthieren von Valparaiso nach Santiago geschleppt. Früher war das aus inländischem Waizen gebackene Brod so schlecht, dass es kaum zu geniessen war. Der Chilische Waizen ist unrein und von schlechter Beschaffenheit; er gilt jetzt etwa $2\frac{1}{2}$ Piaster der Scheffel. Ohne künstliche Bewässerung ist hier kein Anbau möglich, die verursacht den Bauern grosse Kosten und macht die Erndte höchst ungewiss. —

Ich bin erst seit wenigen Tagen in Chile und habe schon drei Erdstösse erlebt, wovon einer sehr merklich war, ob er gleich keinen Schaden anrichtete; auch wird davon nicht mehr gesprochen, als bei uns vom Winde und Regen. Die niedrigen Häuser sind geräumig und vest gebaut mit grossen Zimmern aber jetzt, bei der ziemlich starken Kälte, besonders wegen der steinernen Fussböden, höchst unangenehm. — Dabei ist hier alles theurer, als in Deutschland, etwa die Pferde

ausgenommen. Ein recht schönes Thier kann man für 20 Piaster kaufen. Daher reitet auch nicht nur jeder Mann, sondern auch jedes Frauenzimmer, und diese nehmen sich zu Pferde am Besten aus. In einem Gasthofe, den eine Irländerin hält, und wo man sich keineswegs so gut befindet als in den Wirthshäusern der kleinern Holsteinischen Städte, zahle ich 10 Piaster wöchentlich für Tisch und Logis. Sehr gutes Ochsenfleisch kostet 3 — 4 ß (etwa 2 gGr.) das ℔, ist also auch nicht wohlfeiler als in Hamburg; Hammelfleisch eben so viel, Schweinefleisch ist theurer; kleine magre Truthühner ¾ Piaster, Hühner ½ Piaster das Stück; Brod ist sehr theuer. Alle Kleidungs-Artikel sind theuer, auch die Englischen Waaren, die dabei gröstentheils so recht eigentlich für die Ausfuhr (*for exportation*) gearbeitet sind.

Die Einwohner sind sehr gutmüthig und gastfrei, und sehr für ihre freie Verfassung eingenommen; nur bei den alten Majoratsfamilien — die jetzt grösstentheils verarmt und verkommen sind — haben die Spanier noch einzelne Anhänger; selbst die Geistlichen sind für die Unabhängigkeit, und meistens höchst aufgeklärte Männer.

Eine Stadt Belfast in Maryland?

Eine geographische Rüge.

In einigen in Deutschland erschienenen geographischen Hand-Büchern, zum Beispiel in Cannabich, welches überhaupt von den gröbsten Schnitzern wimmelt, 9te Aufl. S. 629 giebt es in den Nordamerikanischen Freistaaten im Staate Maryland, Canton Ann Arundel, eine bedeutende Handelsstadt Belfast oder Arundel mit einem guten Hafen, die 12000 Einwohner zählt. Einen Hafen Belfast giebt es wohl im Staate Maine, Canton Hancock und eine Stadt Arundel im Staate Maine, Canton, York, aber im Canton Ann Arundel ist kein Belfast oder Arundel zu finden, wohl aber Annapolis, die Hauptstadt, und aus einer Verwechslung des Canton-Namens ist vielleicht jene Stadt, lächerlich genug, entstanden. Wieder ein Beweiss, dass solche geographische Büchermacher fix weg von einander abschreiben, ohne auch nur einmal auf die Landkarte zu blicken. —

B. —

Pittsburg.

Fabrikstadt im Canton Callegheny, Pennsylvania,

(45 Meilen westlich von Philadelphia.)

Zu jener Zeit, als das westliche Pennsylvanien zuerst von den Franzosen besetzt wurde, welche alle Ländereien westlich von den Allegheny-Gebirgen in Anspruch nahmen, war die Nachbarschaft von Pittsburg grösstentheils von den Shawanese- und Delaware-Indianerstämmen bewohnt; aber das Grundrecht scheint hier sowohl, als in manchen Gegenden Pennsylvaniens, den in New-York wohnenden 6 Nationen zuerkannt gewesen zu seyn, die in dem Traktat vom 5. Nov. 1768, den Eigenthümern von Pennsylvanien alles, innerhalb dieses Staats gelegene Land, südöstlich vom Ohio- und Allegheny-Flusse, abtraten, und ebenfalls durch den Traktat von 1784 alles Land, das westlich und nordöstlich vom Ohio- und Allegheny-Flusse liegt.

Im Jahr 1753 stand an dem Ufer des Alleghenyflusses, innerhalb der jetzigen Vorstädte von Pittsburg, ein kleines Indianerdorf, Shanapins genannt. Bei dem Zusammenflusse des Monongahela- und Allegheny-Flusses, eine Meile unterhalb Shanapins, bauten die Franzosen 1754 das Fort Du Quesne, welches sie bis zum Nov. 1758 behaupteten, wo es der General Forbes einnahm. Es wurde von den Brittischen Truppen sehr vergrössert und zu Ehren des damaligen Ministers von Grossbrittanien Fort Pitt genannt.

Pittsburg liegt innerhalb eines der Landgüter (Manors), welche durch eine Akte der General-Assembly unterm 27. Nov. 1779 den Nachkommen des William Penn zugesichert wurden. Die Stadt wurde von diesen, oder wenigstens auf ihre Veranstaltung, angelegt, und nimmt jetzt den ganzen Raum des Forts Pitt ein, von welchem aber bald jede Spur verschwunden ist.

Der Grund, auf welchem Pittsburg steht, ist eine angeschwemmte Ebene, 35 Fuss über dem niedrigen Wasserstand. — Es hat eine beinah dreieckige Form; an zwei Seiten ist es von dem Monongahela und dem

Allegheny begränzt, und an der andern Seite von Grants Hill. Der Monongahela-Fluss ist hier 1400 Fuss breit, und der Allegheny 1100 Fuss. Der Ohio-Strom ist in seiner ganzen Länge ungefähr 1800 Fuss breit. Der Allegheny entspringt im M'Kean County, in Pennsylvanien, und nachdem er sich mit dem Sinnamahoning (Arm von der Susquehanna) vereinigt, fliesst er nördlich in den Staat New-York, wendet sich wieder westlich und südlich nach Pennsylvanien, und vereinigt sich bei Warren mit dem Connewango.

Der Monongahela entspringt in Virginien, läuft bis 10 Meilen von Pittburg nördlich, wo er sich westlich wendet und den Allegheny beinahe in einem rechten Winkel berührt. Die vereinigten Gewässer dieser beiden Flüsse machen den Ohio, den die Franzosen sehr schicklich den „schönen Fluss" nannten, und welcher nördlich nach dem Canton Beaver fliesst, und nachdem er eine kurze Wendung macht, den Staat Pennsylvanien verlässt und die Verbindung mit New Orleans bildet.

Im Frühjahr ist der Monongahela-Fluss ungefähr 150 Engl. Ml. schiffbar. Das Land, durch welches er in Pennsylvanien fliesst, ist gut bewohnt. An seinem rechten Ufer, ungefähr 9 Meilen oberhalb Pittsburg, ist das berühmte Schlachtfeld, Braddocks-Feld genannt, wo Washington focht, Braddock fiel, und das 49. und 51. Regiment der Brittischen regulären Truppen von 50 Franzosen und 256 Indianern am 9. July 1755 beinahe gänzlich aufgerieben wurden — wo nach Verlauf von 70 Jahren noch die modernden Gebeine von Menschen und Pferden auf den Feldern (eine Meile im Umkreis) gefunden werden.

Schreiben eines Deutschen Ansiedler's

aus

Montgommery County, Staat Missouri (etwa 160 Meilen westlich von Baltimore), vom 26. July 1825.

— Die prompte Zahlung, welche jetzt beim Ankauf des Landes geleistet werden muss, und die grosse Landreise erforderten nicht unbedeutende Fonds, indessen

war diese Reise sehr lehrreich, indem unser Weg durch die Staaten Indiana und Illinois ging, welche sehr für die neuen Ansiedler angepriesen werden, doch sich im Ganzen mit dieser Gegend nicht vergleichen dürfen. Hier geniesse ich der Vortheile, welche den dortigen Anbauern nur einzeln und theilweise werden. Ich habe hier gutes Quellwasser, herrlichen Boden, üppiges Holz, gute Mauersteine, die Nähe des grossen Stroms und der Blei- und Eisen-Bergwerke an der südlichen Seite des Missouri, wo in wenigen Jahren eine Fabrikgegend entstanden seyn wird. Alles was dieser Gegend mangelt, ist — baares Geld. Die ersten Ansiedler, welche anfingen wohlhabend zu werden, verwandelten jeden Dollar zum Ankauf von Ländereien; eben so haben es die Bewohner benachbarter Städte, als St. Louis, St. Charleu, gemacht; der Gouvernements-Preis sank hierauf bis zu 1¼ Dollar *per acre*. — Die Neu-Ankömmlinge ziehen es meistentheils vor, bei dem billigen Preise, vom Gouvernement zu kaufen, und all' dies Geld, so die Regierung durch Veräusserung der Ländereien erhalten hat und täglich erhält, ist gleichsam ausser Umlauf gesetzt für diese Gegend. Indess dies wird sich in kurzer Zeit ändern, indem das gute Land in meiner Nachbarschaft fast alles aufgekauft ist, und die benachbarten Städte fangen an, wieder aufzublühen. Die hiesigen Steuern sind kaum des Namens werth. Jeder, der seit 1823 Land kauft, bezahlt in den ersten fünf Jahren keine Steuern davon; nach Umlauf dieser Frist wird von jedem 100 Dollars des Kaufschillings 25 Cents jährlich bezahlt; ausserdem wird von Negern, Pferden, Kühen, Kutschen, Uhren u. s. w. Steuer bezahlt, von jedem 100 Dollars Werth, 25 Cents. Alsdann hat jeder Mann 50 Cents Kopfsteuer zu tragen.

Weil ich mich noch nicht als Bürger dieses Staates habe einschreiben lassen, so bezahle ich letztere Steuer nicht. Meine Steuer beträgt für dieses Jahr 11½ Cents. (5 Sgr. 7½ Pf.)

Das hiesige Klima sagt dem Deutschen sehr gut zu — wenigstens bin ich gesund und stark. Schon um die Mitte des Märzes war das Gras so hinreichend in den Wäldern, dass das Vieh kein trockenes Futter mehr bedurfte. Der April war mässig warm, mit häufigen Gewitterschauern begleitet; eben so war es bis zum 20. May, dann bis zum 22. Juny sehr warm, mit unbedeutendem Regen, mein Thermometer zeigte in dieser Zeit mehreremale 96° Fahrh.; in diesem Monat July stand es selbst auf 98°, indessen hatten wir öfters erfrischende Gewitterschauer. So wie der letzte Winter ungewöhnlich milde war, so soll auch dieser Sommer, wie die hiesigen Bewohner sagen, ungewöhnlich warm seyn.

Den angenehmen Gesang der Nachtigall und der Lerche habe ich zwar entbehren müssen, indessen giebt es doch auch hier einige Arten leidlicher Singvögel, unter andern der Mock-Bird (Spottvogel), der jeden fremden Gesang nachzuahmen sucht. Angenehm wurde ich überrascht, als ich in meinem Garten den ersten Colibri umher schnuren sah. Diese lieblichen Thierchen sind hier ziemlich häufig, halten sich aber nur die Sommerzeit hier auf; Papageyen bleiben selbst den Winter hindurch hier — so auch die wilden Puter, welche in starken Flügen sich hier vorfinden und im Winter sehr feist werden. Hasen giebt es hier nicht, dagegen ein Mittelschlag zwischen Hasen und Kaninchen, der sein Lager gewöhnlich in hohlen Bäumen hat. So war es mir auch nicht wenig interessant, hier fliegende

Eichhörnchen, Beutelthiere, Waschbären &c. — zu betrachten. Ein ungeheures Feld findet sich für den Botaniker vor; überhaupt scheint das Pflanzenreich hier am meisten von der Natur begünstigt zu seyn. Manche Blumen, welche in Deutschland als Zierpflanze gebaut werden, säen sich hier von selbst, unter diesen ist die Kaiserkrone, der Rittersporn u. s. w. Mein kleines Maisfeld hat den besten Anschein, eine gute Erndte zu liefern; ich pflanzte es am 24. May und jetzt steht es in voller Blüthe. Dieser wilde Grund, der kurz vor dem Besäen aufgebrochen wurde, liefert Pflanzen, welche meist alle 9 bis 10 Fuss Höhe haben. Ich denke meinen Bedarf für nächsten Winter davon zu ziehen. So habe ich in dem bloss einmal umgehackten Garten, schöne Melonen und Gurken.

Ich lebe bis jetzt noch bei einem Nachbar, der eine Englische Meile von meiner Pflanzung sein Gut hat. Dort habe ich wöchentlich einen Dollar Kostgeld zu bezahlen und dann, was die Wäsche beträgt.

Sollten sich vielleicht junge Leute finden, welche Neigung hätten sich in dieser Gegend anzusiedeln, so müssten es entweder Kaufleute seyn, oder Leute, die mit Ackerbau umzugehen wissen, und wenn ihrer nicht viele zusammen sind, so müsste jeder wenigstens ein Kapital von 1000 Dollars mitnehmen. Gelehrte und Künstler finden ihr Brod hier nicht. — So müssen sie sich darauf gefasst machen, die kleinen Dienstleistungen, welche im Vaterlande gewöhnlich der Johann verrichtet, hier selbst zu thun, wenn sie sich keinen Neger kaufen können, denn die Weissen sind alle Gentlemen, und würden glauben, ihre Freiheit litte unter Verrichtung dergleichen Arbeit. Wer sich darüber hinwegsetzen kann, oder, wie ich, sich schon daran gewöhnt hat, der

lebt hier so frei, ohne allen politischen Zwang, unter schönem Himmel, auf einem fruchtbaren Boden, und selbst Kapitalisten in unserm Vaterlande, könnten in diesen Zeiten nichts besseres thun, als ihren Blick auf hiesige Gegenden zu richten; denn wenn ich bedenke, dass vor 25 Jahren hier noch alles wüst, bloss von Indianern bewohnt war, und sehe, was es jetzt ist, so leidet es bei mir nicht den mindesten Zweifel, dass nach kurzer Zeit Missouri einer der reichsten Staaten seyn wird. Die Masse von Erzen und von Salz, welche hier gewonnen wird, und dabei die Lage an den beiden grossen Strömen Missouri und Mississippi rechtfertigen diese Behauptung vollkommen.

Nachschr. Du musst entschuldigen, dass, trotz deinem sehr guten Dinten-Recept, diese wiederum mit der niederträchtigsten Dinte, die je existirt hat, geschrieben ist; der Brief kommt aus dem sogenannten *back-wood-country*, wo man nicht, wie in Europa, nur wenige Schritte hat, um die Ingredienzien aus der Apotheke zu holen.

Amerikanische Anekdoten.

Die neue Welt.

Die Zeit ist gekommen, dass Amerika den Namen: die neue Welt eingebüsst hat. Es giebt eine neuere Welt als Amerika, deren Namen noch nicht vest bestimmt ist. (?) Man nennt sie: Australien, Australasien, Polynesien, auch wohl Oceanica!!! — Dass dieser fünfte Welttheil auch in Rücksicht der Cultur und der Produkte gezählt zu werden verdient*), beweisen die

*) Allerdings! R. —

ungemein schnellen Fortschritte der Colonien auf Neu-Holland und auf Van Diemens Land und die jährlich anwachsende Wichtigkeit von Neu-Seeland, so wie der Salomons-, der Freundschafts-, der Gesellschafts- und besonders der Sandwich-Inseln für die Südseefahrt. — Sie sind schon jetzt für den Europäischen Welthandel, was Amerika in der Mitte des 18. Jahrhunderts war, — und sind es in 40 Jahren geworden.

Ein Landprediger der Vereinigten Staaten ward gebeten, einen jungen Geistlichen für sich predigen zu lassen, welches in jenen Gegenden nicht allgemein Gebrauch seyn muss. — Er antwortete: „Ich möchte mich nicht gerne weigern, aber predigt der junge Mann besser als ich, so wird meine Gemeinde nachmals mit mir nicht zufrieden seyn, und predigt er schlechter, so sollte er, meine ich, überall nicht predigen.“

Als Sir Guy Carleton, der menschenfreundliche Brittische Gouverneur von Canada, im Jahr 1776 die Vestung Ticonderoga eingenommen und die Armee der Independenten zurückgetrieben hatte, berichtete ihm ein Capitain, Richard England, ein Haufe Flüchtlinge sey in der Nähe und könnte leicht abgeschnitten und gefangen genommen werden. General Carleton aber entgegnete: „Was wollen Sie mit ihnen machen? Haben Sie in dieser Wüste Lebensmittel für sie übrig? Wollen Sie sie nach Quebec schicken und unterwegs vor Hunger umkommen lassen? Nein, lassen Sie die armen Leute nach Hause gehn, und erzählen, dass wir menschlich denken, das wird unserm Könige mehr nützen, als ihre Gefangenschaft.“ Ohne Zweifel, die beste Art, Rebellen zu besiegen und wirklich rettete Carleton durch diese Gesinnung seinem Könige die wichtige Provinz Canada, die noch jetzt schlechterdings nicht unabhängig von Grossbrittanien seyn will. —

Eine sehr liebenswürdige, junge Amerikanerin ward gefragt, welchen Unterschied sie zwischen den Männern ihres Vaterlandes und Deutschlands finde: „Meine Landsleute,“ sagte sie, „sind roher, aber die Deutschen sind närrischer“ (*more foolish.*)

Charles Stuart Cochrane's

Flussreise auf dem Atrato nach dem Seehafen Cartagena. *)

„Wir haben unsern Lesern im ersten Bande dieser Zeitschrift Capitain Cochrane's Reise von dem Colombischen Hafen La Guayra, (dem Punkte, wo er landete,) nach der Hauptstadt Bogota, so wie seine Schilderungen derselben und deren Umgebung, mitgetheilt (s. I. Bd., Seite 369 flg. S. 465 flg.). Der zweite Band, Septemberheft, hat (Seite 309 flg.) die höchstbeschwerliche Reise durch das Innere von Colombia, bis zu dem Städtchen Novita, etwas 90 Meilen südlich von dem bekannten Hafen Cartagena, geliefert. Hier erfolgt nun die Fahrt auf dem Atrato nach Cartagena und somit der Schluss des merkwürdigen Reisewerks, wovon wir das Wichtigste ausführlich mitgetheilt zu haben glauben. Die allgemeinen Betrachtungen (*general Observations*) über den Freistaat Colombia, womit unser Verfasser, der mit dem Capitain J. M. Dundas Cochrane, welcher vornämlich durch eine sehr abentheuerliche

*) Aus Capitain Charles Stuart Cochrane's *Journal of a Residence and Travels in Colombia during the years 1823 and 1824. II. Vol. p.* 416—482. London 1825.

Fussreise durch ganz Russland bis nach Kamtschatka bekannt ist, und am 12. August dieses Jahrs auf einer Fussreise durch Colombia in Valencia, unfern des Hafens Puerto Cabello, starb, nicht zu verwechseln ist, sein Werk schliesst, können ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, später folgen. Nicht jener unermüdliche Fussgänger, sondern Capitain Charles Stuart Cochrane ist ein Sohn des Brittischen Admirals Sir Alexander Cochrane, der wiederum mit dem Brasilischen Admiral Lord Cochrane, über dessen Thaten in Chile und Brasilien das künftige Januarheft dieser Zeitschrift Nachrichten enthalten wird, nicht zu verwechseln ist. Sonderbar genug hat ein Londoner Blatt, *Courier de Londres* vom 18. October, bei Gelegenheit der Mittheilung der Nachricht von dem Absterben des Dundas Cochrane beide Reisenden zuerst confundirt und diese Confusion ist aus diesem (beiläufig gesagt, überhaupt sehr unzuverlässigen) Blatte, welches bekanntlich denen, welche der Englischen Sprache nicht kundig sind, oft als sogenannte Eselsbrücke dient, in manche Deutsche Zeitungen übergegangen, —“ D. R.

Choco's Goldgruben, Handelsverkehr &c.

Am 3. Februar (1824) war ich in Novita angelangt (s. Septemberheft S. 249). Der Postverwalter, Señor Hurtado, Verwandter des jetzigen Colombischen Gesandten in England, bei welchem ich die gastfreundlichste Aufnahme fand, sagte mir, ich müsse sofort einen Boten nach dem 22 Dtsch. Meilen nördlich von Novita liegenden Citera schicken, um mir von dort einen Canoe zu holen, welcher stromaufwärts bis Tambo de S. Pablo (7 Meilen nordwestlich von Novita) fahren müsse, um mich von dort abzuholen; thäte ich das nicht, so

könnte ich einen Monat lang in Tambo warten, bis dort zufällig einmal ein Canoe ankäme. Auch in Citera würde ich wohl einen Monat oder sechs Wochen liegen bleiben müssen, weil dieser Ort kein Schiff besässe, welches den Atrato abwärts und so nach Cartagena fahre. Oft käme in 3 bis 4 Monaten keine Champane (Fluss-Ever) von Cartagena stromaufwärts; erst die Woche zuvor sey von dort eine abgegangen und es sey nicht wahrscheinlich, dass so bald eine wiederkomme. — Ich musste mich fügen: denn dass zu Lande nicht fortzukommen sey — davon war ich überzeugt. Der Bote erhält zehn Piaster. Er braucht anderthalb Tage, um nach Citera zu kommen, ein oder zwei Tage, um dort einen grossen Canoe zu besorgen, und drei Tage, um damit wieder zum Tambo zurück zu kommen.

Ueber die Goldminen in Choco zog ich vom Herrn Hurtado folgende Nachrichten ein: „Die sämmtlichen Goldminen von Choco, dessen Hauptort Novita ist, liefern jährlich nicht mehr, als 18 bis 20 Quintal (100 Pf. Englischen Gewichts) Gold und etwa 10 Quintal Platina. Früher lieferten sie mehr, aber der Krieg hat ihnen die besten Neger entzogen und das Emancipations-Gesetz des Congresses hat die übrigen hingerafft; denn jeder Neger, dem sein Herr missfällt, hat nur nöthig, sich bei dem Commandanten zum Kriegsdienst zu melden, dann muss ihn der Herr gehn lassen, und erhält dafür einen Schuldschein von der Regierung für den Werth des Negers, welche Schuldscheine aber damals schon 10 Jahre auf Einlösung harrten. Dem Emancipations-Gesetze zufolge, wird jedes Negerkind freigegeben, der Herr aber muss es unterhalten, bis es 18 Jahr ist und es dann zum Kriegsdienst anbieten; bedarf man des Rekruten nicht, so darf er hingehn, wo

er will. Ueberdies wird von jeder Verlassenschaft eines Verstorbenen drei Procent Abgabe bezahlt, und daraus in jedem Distrikt ein Fond gebildet, wofür die Sklaven, die sich am besten aufführen, losgekauft werden. Auf diese Weise wird in dreissig Jahren kein Sklave mehr in Colombia seyn. Gewiss eine menschenfreundliche Einrichtung, welche der Regierung zugleich die Unterstützung der schwarzen Bevölkerung sichert, aber das arme Choco geräth dabei in Noth; die ganze arbeitsfähige Bevölkerung wird aus freien Schwarzen bestehn, die zu träge sind, in den Minen zu arbeiten, und die sich damit begnügen werden, Plantanen und Mais für ihren Bedarf zu bauen.

Die besten Minen in Choco tragen jetzt die Kosten nicht aus; ein freier Neger fordert täglich sechs Realen (22 Groschen Sächsisch), Maschinen sind bisjetzt nicht vorhanden. Es giebt nicht einmal Pumpen, um das Wasser aus den Gruben zu ziehen; und um einen grossen Stein von der Stelle zu schaffen, braucht eine Anzahl Neger mehrere Wochen. Durch Anwendung der Pumpen und des Schiesspulvers zum Sprengen, liessen sich die Minen mit grossem Nutzen bearbeiten; aber in der ganzen Provinz giebt es keinen Mann, der die Kosten der Einrichtung stehen kann. (Bekanntlich hat eine Londoner Minengesellschaft auch die Bearbeitung dieser Gruben übernommen.)

Die Platina wird mit dem Golde gefunden und auf folgende Weise davon geschieden: Wasser, Quecksilber und Goldstaub werden sorgfältig zu einem Brey gemischt; dann wird dieser in kleine Tigel gethan, darin zusammengepresst, bis er eine veste Gestalt annimmt, und die Klumpen auf ein Eisengitter, welches man rothglühend macht, gestellt; über das Gitter wird eine

Retorte gestellt, und unter dasselbe ein Gefäss mit Wasser. Das Quecksilber entweicht in die Retorte, die Platina fällt ins Wasser und das Gold bleibt vest und rein ausgeschieden — auf dem Gitter oder Heerde. Man hält nur die Minen für bauwürdig, die 2 ℔ Platina in 6 ℔ Gold geben. Es liegen aber noch viele ungebaut, die 6 bis 8 ℔ Platina in 2 ℔ Gold liefern. Die Regierung sucht alle Platina aufzukaufen, und lässt sie nach Bogota bringen, um sie — münzen zu lassen. Aber Brittische Kaufleute, die 8 bis 10 Piaster fürs Pfund (also einen Spottpreis) bieten und baar bezahlen, erlangen 5/6 des Gewonnenen, und schaffen es mittels Schleichhandels nach Jamaica. Es ist höchst unweise, dass der Congress einen Theil des alten Handel-Zwanges beibehalten hat; hätte die Regierung einen mässigen Zoll auf die Ausfuhr des Goldes und der Platina gelegt, so würde sie sich eine recht bedeutende Einnahme gesichert haben; jetzt da die Ausfuhr der edlen Metalle gänzlich verboten ist, wird fast alles nach Jamaica geschmuggelt, und zwar für einen wohlfeilen Preis. Niemand will Goldstaub in irgend eine Münze schicken, da die Regierung das Hingeschickte mit Beschlag belegt und dafür nur Schuldscheine giebt.

Eben so schlecht berechnet ist die Maassregel, dass selbst noch durch die neueste Zollverordnung der wichtige Fluss Atrato, nächst dem Magdalenenstrom, der einzige bedeutende, der an der ganzen, 300 Deutsche Meilen langen Nordküste mündet, dem auswärtigen Handel verschlossen hat. Kein Schiff darf vom Atrato ab und gerade nach Jamaica gehen, keines von dort stromaufwärts nach Citera kommen, sondern muss, wie zur Zeit der Spanischen Herrschaft, nach Cartagena gehen.

und dort auskliriren, welches unnütze Kosten macht und wobei viele Zeit verloren geht.

Auch hat der Congress die Alcabala, eine mässige Consumtionssteuer, abgeschafft; diese brachte dem Staate viel ein, ward gar nicht empfunden und niemand beklagte sich darüber, am wenigsten in Choco. Statt dessen ist ein Einkommensteuer eingeführt, die grosses Missfallen erweckt und wenig einbringt, da viele Einwohner sich nichts aus einen Meineid machen, wenn ihr Eigennutz dabei ins Spiel kommt.

Gold kostet hier 200 Piaster das Pfund, es hält 21 bis 22 Quitates (Karat?) und ist also das edelste, welches sich irgendwo findet. In Jamaica ist es 250 Piaster werth — ! —

Die Umgegend von Novita liefert viele Gummi-Arten und Balsame, die gewiss in der Folge schätzbare Handels-Artikel werden, z. B. Leche de Liria, die als Klebmittel gebraucht wird; Leche de Cauche, woraus man eine Dinte bereitet, und die, so wie sie frisch aus der Pflanze kommt, Regenmantel, Stiefeln, Hüte etc. vollkommen wasserdicht macht; Leche de Sande, woraus man Kerzen giesst; u. a. m.; ferner das Copal-Gummi, das in den Kirchen als Weihrauch nutzt und mit dem Canimé-Oel einen vortreflichen Firniss giebt. Dieses Canimé-Oel ist sehr anwendbar zum Malen.

Ferner giebt es in Choco äusserst schöne und schätzbare Hölzer; aber man kann sie nicht fortschaffen, weil es an Landstrassen fehlt und selbst Citera ist dermassen von Morästen umgeben, dass es fast unmöglich scheint, in die Urwaldung einzudringen.

Die Stadt Novita.

Während der Zeit meines Aufenthalts regnete es fast unaufhörlich und war dabei empfindlich kalt. (Novita liegt unter den 4° 40′ N. Br., aber wenigstens 10,000 Fuss über der Meeresfläche.)

Die Stadt ist klein, besteht nur aus einer kurzen Strasse und liegt in einer Schlucht, wovon der Ort bloss den Vortheil hat, dass er reichlich mit Wasser versehn ist, welches aber nicht aus Quellen kommt, sondern wegen des häufigen Regens von den Höhen herabfliesst. Eine ebene Stelle, etwa eine halbe Stunde südwestlich davon, hart an dem Flusse Tamina, ist ausgezeichnet, um darauf ein neues Novita zu erbauen, bei welcher Veränderung der Verkehr der Einwohner wesentlich gewinnen wird.

Am 6. Februar, wo ein schreckliches Donnerwetter nebst Platzregen mich zu Hause hielt, wünschte ich mir ein Buch zum Lesen — aber obgleich ich mich in dem vornehmsten Hause befand, so war doch keins zu haben. Der Postverwalter sagte mir: Er habe nie die Bibel oder das neue Testament in Spanischer Sprache gelesen, und sehne sich recht nach einem Abdruck, der in der ganzen Provinz nicht zu haben sei. — Die Brittische Gesellschaft zur Ausbreitung der christlichen Erkenntniss sollte also eilen, einen guten Vorrath Spanischer Bibeln nach allen Theilen von Colombia zu senden; es giebt jetzt einen Britischen General-Consul in Bogota und Consuln in allen Haupthafen; diesen muss man die Bibeln zum Vertheilen senden, aber ja Sorge tragen, dass sie nicht den Pfaffen in die Hände gerathen; diese würden sie mit Bücklingen annehmen, aber sie gewiss eilends vernichten, weil sie überzeugt sind, dass ihr tyrannisches Reich über die armen Seelen

nicht lange währt, und dem Volke über ihre Ränke, Heuchelei, Habsucht und Schändlichkeiten die Augen geöffnet werden, so wie Gottes Wort allgemein gelesen wird.

Lebensmittel sind in Novita nur wenig zu haben; es werden bloss Schweine geschlachtet; Rindfleisch kommt von Bogota und kostet 1 Schilling 6 ½ Sterling, sind 11 Groschen Sächsisch, das Pfund.

Am 8ten Februar, Sonntags, kamen die Neger, welche die Woche über in den Minen gearbeitet hatten, zur Stadt, um die Messe zu hören.

Die ganze Bevölkerung beträgt etwa 1000 Seelen, fast sämmtlich Schwarze; sie gehn sehr reinlich und ihre Weiber putzen sich mit grellen Farben. Diese Neger sind alle gesund, die Weissen aber sehen sehr bleich aus. Ein Europäischer Körper kann die fortwährende Feuchtigkeit nicht ertragen und ist Wechselfiebern ausgesetzt.

Fahrt nach Citera.

Am 9. Februar früh Morgens bestieg ich mein Maulthier und ritt mit dem Señor Hurtado nach dem Zollhause an der Tamina, unweit der Stelle, wo Neu Novita gebaut werden soll, und bestieg dort einen ziemlich grossen Canoe mit zwei Negern. Sehr rasch fuhren wir mit dem Strom südwestlich abwärts, da der starke Regen während der Nacht den Fluss sehr angeschwellt hatte. Wir kamen bei vielen kleinen Plantanen-Pflanzungen vorbei. Nach drei Stunden erreichten wir den S. Juan, wo die Tamina mündet. Der S. Juan fliesst südwestlich ins stille Meer, welches man von Novita aus ganz bequem in drei Tagen erreichen kann.

Glücklicherweise war der S. Juan, den wir nördlich aufwärts mussten, sehr niedrig und begünstigte un-

sere Fahrt. Das Schiffchen ward mit Stangen fortgeschoben. Als wir in den Fluss einfuhren, änderte sich unser Lauf westlich und längs dem Flussufer aufwärts. Bei dem Zusammenfluss mit der Tamina ist der San Juan etwa 400 Fuss breit und hat nicht viel Fall, doch so wie man weiter hinauf kommt, wird er enger, seichter und reissender. Ein wenig nach Sonnen-Untergang erlangten wir das Dorf San Pablo, wo mehrere Goldminen bearbeitet werden. San Pablo liegt am westlichen Ufer; — der Tambo, (Einkehr- oder Zollhaus) von S. Pablo aber liegt an der Ostseite (Novita Side!) Wir stiegen dort aus, um von dort am nächsten Morgen über die Stromscheide (Isthmus), welche den Rio de S. Pablo, einen Nebenfluss des S. Juan, von dem Flussgebiete des Atrato scheidet, überzusetzen. In dem Tambo trafen wir den Alcalden, der hier abseiten der Regierung von jeder Waarenlast, die über den Isthmus geht, einen Real fordert. Er zeigte sich als ein sehr feiner Mann und suchte uns diesen Ort so angenehm als möglich zu machen. Der Tambo liegt schlecht, an dem morastigen Strande des Flusses, der oft so anschwillt, dass er das Haus gänzlich umgiebt. Dreissig Ellen davon ist eine Anhöhe, eine weit bessere Stelle für ein solches Haus.

Der Alcalde und seine Gattin waren sehr gesprächig und bewiesen grosse Vorliebe für die Engländer. Ich fragte die alte Dame: Welchen Vortheil ihr die Revolution gebracht habe, und ob sie es unter der Spanischen Herrschaft schlimmer gehabt hätte, als jetzt unter den Fittigen der Republik? O, erwiederte sie, jetzt können wir Englische Waaren für ein Drittel des Preises kaufen, den wir zur Zeit der Spanischen Herrschaft zahlen mussten! — Diese Antwort erhielt ich von sehr vielen Colombiern, denen ich dieselbe Frage vorlegte.

Hier war es recht angenehm kühl. Bei Tagesanbruch liess ich durch die Peons mein Gepäcke nach dem zweiten Tambo am Rio de S. Pablo bringen; es wog 25 Pfund und ich zahlte dafür 2 Real Zoll. Auch meinem Sillero gab ich 3 Piaster.

Dieser Tambo ist sehr vest und dicht von Bambus-Rohr erbaut und steht etwa 10 Fuss über den Boden; er ist an allen Seiten offen, bloss in einer Ecke sind zwei kleine Gemächer für den Alcalden. Seine Länge beträgt 50 Fuss, seine Breite 30 Fuss, und seine Höhe 20 Fuss. Unter diesen Schuppen wird das Gepäcke (die tercios) gelegt und die Reisenden können dort auch liegen. Für die Schweine sind im untern Raume Kofen eingerichtet.

Erst gegen Mittag legte sich der Regen und ich fuhr nordwärts den kleinen Rio de S. Pablo hinauf *) in einem sehr kleinen Canoe, den ein Neger und seine Tochter mit Stangen fortstiessen. Das Mädchen war schön und jung, über den Schultern hatte sie quer hin ein Tuch gebunden, welches eine Brust bedeckte und die andere bloss liess, eine wahre Amazone. Mit Stärke und Gewandheit regierte sie die Ruderstange, sprang aus dem Canoe, um ihn von einem Felsen abzuhalten und hüpfte wieder hinein, ihn rasch fortstossend.

Nachdem wir dieses kleine Gewässer, welches an vielen Stellen durch das dicke Laub der überhinhän-

*) Auf der neuen trefflichen General-Karte von Süd-Amerika, von v. Spix und v. Martius, ist jene Stromscheide und höchst merkwürdige Flussverbindung mit bewundernswerther Genauigkeit, weit sorgfältiger, wie auf der, dem Cochraneschen Werken beigelegten Karte, die gar nicht mit der Reisebeschreibung stimmt, dargestellt.
R., Dr.

genden Baumgewächse den Sonnenstralen gänzlich verborgen ist, etwa eine Stunde Wegs hinaufgefahren waren, hörte es auf, schiffbar zu seyn. Ein enger Waldpfad öffnete sich; der Canoe ward an einen Baum bevestigt und nun begann unsere Wanderung. Der Weg war stellenweise ganz abscheulich. Mein Stuhlträger, auf dessem Rücken ich mich tragen liess, (m. s. Septemberheft, S. 236,) musste über mehrere Brücken, die aus einem einzigen Baumstamme bestanden, und diese Brücken führten über Abgründe, wo ich, wenn sein Fuss ausglitschte, ganz gewiss den Hals gebrochen hätte. Die Spanier unterhielten hier früher einen guten, sogenannten Knüppeldamm aus Baumstämmen (wie in Russland). Dieser ist jetzt ganz in Verfall gerathen. Nachdem wir eine Stunde unterwegs waren, erreichten wir die Anhöhe, die den Rio de S. Pablo von dem Rio de Quito, einem Quellflusse des Atrato, scheidet (*"from one,"* sagt Capitain Cochrane, *"on the Citera Side"*). Beide Ströme sind nur 400 Ellen weit von einander getrennt und die Höhe des Bodens, der beide scheidet, beträgt 70 Fuss. Man hat den Plan, diese Stromscheide zu durchstechen, und einen Canal anzulegen, der den Rio de Quito mit dem Rio de Pablo, mithin den Atrato mit dem S. Juan und folglich das Westindische Meer, dem der Atrato schiffbar zufliesst, mit dem stillen Meere vereinigen soll. Aber der Boden, der durchschnitten werden muss, ist vester Fels; auch würde es nothwendig seyn, beide Ströme eine Stunde Wegs weit auszutiefen, eine Unternehmung, die wenigstens 50000 Piaster kosten könnte. *)

*) Sonderbar ist es, dass unserm Reisenden ein, bereits seit 1788 bestehender, für kleine Böte schiffbarer, Canal entgangen ist, der ganz nahe östlich von dem Wege liegt,

Nach einer Stunde erreichten wir den Tambo de Citera; er war ganz leer und so gebaut, wie der den ich am Mittag verlassen hatte, und von Morast umgeben. Ich entliess hier meine aus Cartago mitgebrachten Peons (Packträger) bis auf einen, und beschloss hier zu warten, bis der für mich bestellte Canoe anlangen würde.

Ich musste hier mein Mittagsmahl, gesalzenes Rind- und Schweinefleisch in Asche gebraten, und gekochte Eyer selbst bereiten, und meine Chocolade in meinem zinnernen Töpfchen kochen. Um sie abzukühlen, setzte ich sie in den vorbeifliessenden Bach. Dann legte ich mich in dem, an den Tambo stossenden Gemach zu Ruhe.

Bis Mittags den 11. Februar musste ich in meiner Einsamkeit harren; da erschien endlich mein Canoe und nahm mich und mein Gepäck auf. Wir steuerten westwärts; der Rio Quito ist sehr schmal und seicht. Zahlreiche Baumstämme erschwerten uns die Fahrt, meine Fährleute, sehr gewandte Indianer, mussten jeden Augenblick heraus und den Canoe fortschieben. Nachdem wir zwei Stunden abwärts gefahren waren, kamen wir an den Einfluss eines andern Flusses, der Raspadura, der von Südosten kommt, und nun west-nordwestlich läuft und immer breiter und tiefer wird, mit nur wenigen Bäumen an den Ufern. Um

---

den er überstiegen. Ein Pfarrer führte diesen, mit Hülfe seiner Pfarrkinder, durch die Schlucht (Quebrada) der Raspadura hin, und Böte mit Cacao beladen, gehn durch denselben hin und wieder. Er verbindet unterhalb der Stelle, wo Capitain Cochrane landete, den Rio de S. Pablo mit dem Rio de Raspadura, s. F. A. v. Humboldt's Neu-Spanien. I. S. 32. — Dieser Canal ist auf Cochrane's Karte aber ganz falsch angegeben. A. d. H.

fünf Uhr Abends erreichten wir einen leeren Tambo, el Platanero, unsern Ruheplatz für die Nacht. Ich liess meine Hangmatte ans Land bringen. Doch kaum hatte ich den Tambo betreten, so kam ein Indianer (wahrscheinlich vom Stamme der Noanamas) mit seiner Familie, einem Weibe und zwei Kindern, die auch im Tambo ein Obdach für die Nacht suchten. Die Frau machte uns ein treffliches Feuer, woran sie uns ein leidliches Abendessen kochte. Ich versorgte den Indianer mit etwas Fleisch, wofür er herzlich dankte. Er sagte mir, dass er in der Gegend von Citera Mais und Plantanen baue, und diese in verschiedenen Gegenden verkaufe. Er kehrte gerade von solcher Verkaufsreise zurück. Die Frau und Kinder waren mit vielen silbernen Zierrathen geschmückt.

Ich fragte meinen Steuermann, warum dieser Tambo verlassen sey. Er sagte, er habe vormals Indianer gehört, welche dort Plantanen baueten. Alle Indianer starben, und keine andre Eingebornen wollten nun den Tambo beziehen, weil die Sage ging, dass die Gespenster der abgeschiedenen Indianer sich hier bei Nacht sehen liessen. Ich legte mich in meine Hangmatte und schlief ruhig, ohne dass sich ein Indianer-Gespenst blicken liess. Der Indianer breitete einige Felle aus; der Mann legte sich mir zur Seite, zwei Kinder in die Mitte und die Frau an die andre Seite; die Familie war mit zwei wollenen Decken zugedeckt.

Am 12. Februar brachen wir bei Tags Anbruch auf. Ich kochte mir Chocolade im Canoe, eine treffliche Magenstärkung in der feuchten Morgenluft. Um 1 Uhr erreichten wir, fortwährend nach Norden stromaufwärts fahrend, den Sespida, der von Südosten kom-

mend hier die Raspadura aufnimmt, und sich dann nordwestlich wendet. Der Fluss wird dort 5 Ellen breit und hat nur wenige Stromschnellen (obstructions?). Um eine lange Wendung des Flusses zu vermeiden, fuhren wir durch einen engen Abfluss, der gerade zu geht. In demselben stiessen wir auf den Grund, und die Indianer mussten den Canoe überschleppen. So wie dieses geschehen war, tödtete der Steuermann eine giftige Schlange mit seinem Ruder, die gerade an der Stelle lag, wo er stand; glücklicherweise hatte er sie nicht getreten. Wenn man die Schlangen nicht verletzt, so greifen sie selten an; aber sie mögen nicht aus dem Wege gehen. Bei starkem Regen erreichten wir einen kleinen Ort, el Pato, am westlichen Ufer, wo ich etwas Chocolade erhielt und etwas Aniesbranntewein kaufte; aber die Indianer genossen davon so reichlich, dass sie alle betrunken wurden. Doch der Mond schien so helle, dass wir bei seinem Glanze die wenigen Gefahren des Stroms leicht vermeiden konnten. Um 11 Uhr Nachts machten wir bei einer kleinen Hütte Halt, wo ein Grobschmidt, Nicolas Rocha, mich freundlich aufnahm. Ich schlief ruhig in meiner Hangmatte.

(In dieser Nacht hatte Capitain Cochrane noch zwei Flüsse beschifft; es fliesst gleich oberhalb el Pato die Sespida in die Anegada, die von Osten kommt, und unweit der Schmidtwohnung in die breite Citara strömt.)

Die Stadt Citera am Atrato.

Morgens am 13. Februar stand ich um 6 Uhr auf, und kleidete mich, um anständig in der Stadt Citera zu erscheinen, fuhr dann (auf der Citera) weiter und erreichte bald die von Indianern bewohnte Vor-

stadt, die aus kleinen runden Hütten besteht; ihr gegen über vereinigt sich die Citara dem Atrato, der von Südosten kommt; der vereinigte Strom ist breit und nimmt sich schön aus. Bald daranf zeigte sich am östlichen Ufer die Stadt selbst, wo wir um 9 Uhr landeten. Mich empfing freundlich ein Zollbeamter, und führte mich in die mir bestellte Wohnung. Dort hohlte mich Dr. Robert Key ab, ein Engländer, der als Oberwundarzt bei dem General San Martin in Peru angestellt gewesen war. Er begleitete mich ins Haus des Gouverneurs Don Jose Maria de la Torre. Ich überreichte ihm meinen Pass, den er las und mir zurückgab; er sagte mir jeden Beistand zu, meinte aber, vor Ablauf eines Monats würde ich wohl keine Gelegenheit finden, von hier abzureisen. Dr. Key führte mich bei dem einzigen hier wohnenden Englischen Kaufmann, Herr Higson, und bei dessen Handelsgesellschafter, Herr Coutin, aus Jamaica gebürtig, der eine Frau aus Citera geheirathet hat, ein; Herr Higson ist ein angenehmer, gut unterrichteter Mann. Dr. Key theilte mir Nachrichten von Bekannten in Peru und Chile mit, die im Jahre 1820 dort verlassen hatte. —

Ich hatte auf der ganzen Reise, seit Cartago, am Wechselfieber gelitten, welches alle fünf oder sechs Tage wiederkehrte. Ich nahm starke Dosen China, welche mich aus dem Grunde heilten. Am 20. Febr. ging Dr. Key nach Novita ab, und seitdem wohnte ich in dem Hause, wo er gewohnt hatte, die beste Wohnung, die in Citera zu haben ist, aber dennoch höchst elend.

Citera ist übrigens ein weit besserer Ort als Novita; das Klima ist wärmer, aber weit angenehmer.

An dem nördlichen Ende der Stadt liegen die Soldaten-Casernen. Die Häuser, nur ein Stockwerk hoch, sind mit flachen Latten aus Guadua-Holz beschlagen und die Flur ist vier Fuss über den Boden erhaben. Die Guadua-Holzlatten sind leicht mit einem scharfen Messer zu durchschneiden, und dies veranlasst Diebstähle; dergleichen fielen mehrere während meines Aufenthalts vor und man hielt allgemein die Soldaten für die Thäter; doch blieben sie ungestraft. Die Strassen sind sumpfig, obgleich an den Ufern des Flusses viele Kiesel liegen; damit die Strassen zu pflastern, daran denkt Niemand. Die Einwohner sind sehr gesellig, aber ungemein arm und mit 130 Mann Soldaten belastet, die ihnen monatlich 1100 Piaster kosten. Ich weiss nicht, wo sie das Geld hernehmen, und was hier die Besatzung soll. Sie hatten bereits eine Bittschrift an den Congress erlassen, ihnen diese Last abzunehmen.

Ich zog hier Erkundigungen über die unveräusserten Ländereien (tierras baldias) an den Mündungen des Atrato ein; eine Strecke von drei Tagereisen an beiden Ufern südlich von der Mündung, also bis zum Einfluss des Sucio, ist noch unveräussert, aber keines Anbaues fähig, da 50 Ellen weit an jeder Seite bloss Morast steht. — Am Sucio giebt es schönes Land, aber dort herrscht eine Mittel-Temperatur von 82 — 86° Fahrenheit, die für Europäer nicht passt. Ich schrieb also meinem Freund Jones, der sich dort Land hatte anweisen lassen, bei der Regierung den Austausch gegen anderes, welches in einem gemässigteren Klima liegt, zu bewirken.

Trockene Tage sind für Citera ein grosses Unheil; die Sonnenhitze bewirkt dann ein schnelles Verfaulen der Vegetabilischen Substanzen; diese erfüllen

die Luft mit pesthafter Ausdünstung und es entstehen Fieber-Epidemien. So wie der Regen fällt, wird die Luft reiner und die Kranken erholen sich. Glücklicherweise regnet es auch hier fast täglich.

Sonntags Abends versammelt sich in Citera alles zum Tanze; auch hier wird viel gewalzt, die Musik besteht aus Geigen, Flöten und Trommeln. Jünglinge und Mädchen aber sind nicht hübsch, ja hässlich, und tragen selbst im Frühlinge des Lebens starke Spuren des ungesunden Klima's auf den bleichen Wangen. Auch fehlt ihnen Erziehung und einnehmendes Betragen.

Am 6. März Nachmittags verkündigten Flintenschüsse die Ankunft einer Champane aus Cartagena. Es war ein grosses bequemes Bootschiff, für den Fluss zweckmässig gebaut; es war mit Kupfer beschlagen und das erste Schiff, welches also versehn den Strom aufwärts gekommen war, und daher auch eine weit leichtere Fahrt gehabt hatte. Die Ladung bestand aus allerlei Waaren, von der Art, welche die Nord-Amerikaner notions, Stückgüter, nennen. Aber in Citera war nichts anzubringen; man braucht Jahre, um einen kleinen Vorrath abzusetzen, aber wenn man Bezahlung erlangt, gewinnt man 100 bis 300 pCt. Die Ankunft des Schiffes brachte doch einiges Leben in den Ort.

Tags darauf gieng ich frühe mit Herrn Higson, von zwei Negern begleitet, in die nahe Urwaldung, um mir einige Exemplare der Livia oder des Palo de Vaca-Baums und andere Sträuche, die gegen den Schlangenbiss dienen, zu sammeln. Gleich hinter der Stadt ist der Weg so verwachsen, dass die Neger uns mit ihren Handbeilen (machettas) einen Pfad hauen mussten; auch blickten sie sorgfältig um, um uns im Nothfalle

vor den Schlangen zu warnen. Nach einem Spaziergange von einer Stunde fanden wir Palo de Vaca; wir hieben zwei Bäume nieder, und ich nahm davon Zweige und Früchte; auch fand ich einige junge Schösslinge dieses Kuhbaums. Seine Milch schmeckt nicht angenehm, soll aber gesund seyn. Die Neger zu Escondie am stillen Meere trinken sie in Menge, und werden sehr fett davon. Die Schösslinge pflanzte ich in Kasten, um sie nach Jamaica und von dort der Gesellschaft des Gartenbaues (*Horticultural-Society*) in London zu überbringen, nebst einigen Aracatcha- und Rascadera-Wurzeln, die ich mir gleichfalls verschafft hatte. Nach Jamaica kamen sie ganz frisch; aber der Schiffer, der sie von dort nach England bringen sollte, liess sie unterwegs vertrocknen, und sie verdärben sämmtlich. So war meine Mühe vergebens.

Ausser dem Safte des Kuhbaums giebt es noch viele, gewiss zum Theil in Europa noch unbekannte Pflanzen, welche die Neger gegen den Schlangenbiss brauchen und daher Curandoes nennen. Auf jenem Spaziergange habe ich keine Schlangen getroffen; sie halten sich gewöhnlich an den Ufern des Atrato auf; wenn das Wasser anschwillt, bringt der Strom Schlangen in Menge bis in die Stadt, und es ist daher gefährlich, Abends ohne Laternen auszugehen. Kurz vor meiner Ankunft in Citera wurden vier Leute nahe bei Herrn Higson's Hause, welches nahe am Ufer liegt, gebissen. Zwei starben, weil sie nicht bei Zeiten Heilkräuter anwandten, die beiden andern wurden, nachdem sie drei bis vier Tage schwere Pein gelitten, hergestellt. So wie der Biss geschehen ist, muss der verletzte Theil mittelst einer Lanzette wohl geöffnet

werden; jemand, der gesunde Zähne und Zahnfleisch hat, muss die Wunde ganz trocken aussaugen; dann werden Tobacksblätter und Rum aufgelegt, nebst frischen Blättern des Guaduabaums, wenn sie zu haben sind, sammt den jungen Zweigen der Guacha zermalmt; kann man sie nicht frisch haben, so wendet man sie getrocknet an. Dieser Umschlag muss vest um das verwundete Glied gebunden werden und der Leidende muss eine starke Gabe Rhabarber nehmen.

Fahrt auf dem Atrato.

Am 11. rüstete ich mich zur Abreise; am Mittag stieg die Hitze auf 80—82° F.; doch der fast ununterbrochen wehende Nordwind kühlt die Luft sehr, und überdies fällt täglich mehr oder weniger Regen.

Am 12. um 5 Uhr Abends fuhr ich in der Champane ab, welche, da sie keine Rückfracht finden konnte, mit Ballast abgehn musste. Wir begrüssten die Stadt mit Flintenschüssen und verloren sie bald aus dem Gesichte. Der Mond schien hell und wir schwammen den stolzen Strom langsam hinab; seine beiden Ufer sind in dieser Gegend voll hoher Bäume, in deren Laub der Mondesschimmer spielte und glänzte. Oft wurden wir von den Bewohnern der am Ufer liegenden ranchas begrüsst; unsere Bootsleute (Peons) antworteten und durch die Stille der Nacht wiederhallte das Echo der Waldung den Ruf. Nach Mitternacht brach eine Sündfluth von Regen ein und zwang mich in mein Bett, welches, aus Palmenbrettern bestehend, die Mitte des Boots einnahm, aber mit einem vesten Baldachin bedeckt war.

Der Morgen (den 13. März) war sehr heiter. Die Peons hatten einen guten Fisch, denton (vielleicht

eine Stör-Art?) gefangen, der uns ein Frühstück darbot. Noch immer sahen wir Hütten am Ufer, aber die Pflanzungen erstrecken sich nur 50 Ellen weit ins Innere, wo alles Morast ist. Nachmittags wurde wieder gefischt; die Peons setzten einen Canoe aus, hielten hinter dem Schiffe und warfen ein Streichnetz aus; in vier Zügen fingen wir über 200 Bocachicas (Kleinmäuler?). Der Schiffspatron war ein gesitteter, sinniger Mann, der mir auf meine Fragen verständige Antwort gab. Wir nahmen eine bedeutende Menge Zuckerrohr ein, welches die Peons begierig assen.

Während der Fahrt am 14. März sahen wir am rechten Ufer des Flusses eine Strecke Hochland; übrigens war die Aussicht höchst einförmig.

In der Nacht vom 14ten auf den 15ten passirten wir den Fluss Niapippi (besser Naipi), der etwa 180 Englische (36 Deutsche) Meilen unterhalb Citera liegt, also nicht nahe an der Mündung der Atrato. Er ist zum Theil schiffbar, aber die Fahrt auf demselben höchst gefährlich; hier einen Kanal oder eine Eisenbahn nach dem etwa 10 Deutsche Meilen westlich gelegenen stillen Meere zu anzulegen, scheint unmöglich, wenigstens behauptet dieses Major Alvarez, ein Colombischer Officier, den ich in Citera kennen lernte, welcher auf diesem Wege nach Panama gereist ist. Er fand die Naipi seicht, reissend und felsig, der Weg zu Lande nach dem nächsten Hafen Tupica geht über drei Reihen hoher Anden, welche die Gebirge der Landenge Darien mit der Bergkette der Cauca verbinden.

Bald nach Tagesanbruch hörten wir das Geschrei von Schiffern, die Stromaufwärts kamen. Der Patron brachte seine Drehbasse und seine Flagge in Ordnung, und als eine Colombische Flechera (bewaffnetes Boot)

erschien, begrüsste er sie; sie war klein und hatte kein schweres Geschütz. Bald darauf sprachen wir zwei Kauffartei-Böte, das eine war leer, das andre beladen; jenes hatte, wegen eines heftigen Sturms auf dem Meere, die Ladung über Bord werfen müssen. Mittags nahmen wir Plantanen für die Seereise ein, die, nachdem Wind und Wetter dienen, einen oder funfzehn Tage dauern kann. Weiter Stromabwärts sind keine Lebensmittel zu haben.

Früh Morgens, am 16., landeten wir in der Vieja am östlichen Ufer, wo wir während der Nacht angekommen waren, und bis Tagesanbruch fürchterlich von Moskiten gequält wurden. Diese Vieja ist der vorderste Wachtposten am Atrato, mit acht Mann und einem Feldwebel besetzt. Der Feldwebel kam an Bord und untersuchte alle unsere Pässe. Ich trat ins Wachthaus; es ist schlecht, liegt aber gut an einer kleinen Landzunge, um die herum sich der Fluss windet, so dass ein Boot dem Wachthause zweimal vorbei kommt. An diesem Platze nahmen wir unsere Masten und Segel ein, die die Champane bei der Stromauffahrt hier zurückgelassen hatte, und suchten damit Stromabwärts zu kommen; konnten aber, wegen des stark wehenden Nordwindes nicht weit fort.

Am 17. legten wir um Mittag an, um Holz zu fällen. Die Peons zündeten einen Theil des Gebüsches an, die Flamme verbreitete sich schnell, und verzehrte einen grossen Theil des Waldes. Diese Ufergegend scheint eine Anschwemmung des Flusses zu seyn. Zur Ebbzeit erhebt sich das Land zwei Fuss über den Wasserstand; aber während der Fluth wird es ganz überschwemmt, so dass man nur die Krone der Bäume sieht;

diese Strecke Landes oder vielmehr Laguna dehnt sich 20 Deutsche Meilen weit in jeder Richtung aus.

Am 18. hatte sich während der Nacht der Wind gelegt; stromabwärts schiffend, sahen wir am westlichen Ufer das von den Cuna-Indianern bewohnte Gebirge (*highland*), in früherer Zeit von den Schiffern sehr gefürchtet. Jene unbezwungenen Wilden lauerten oft dieselben auf, tödteten die Schiffsmannschaft mit ihren Pfeilen, nahmen die Schiffe und führten ihre Beute davon. Jetzt hat die Republik einen Frieden mit ihnen geschlossen und verschont sie mit Bekehrungsversuchen; daher reisen die Schiffe ungehindert vorbei.

Fahrt auf dem Meerbusen Choco.

Am 19. bei Tagesanbruch richteten wir die Masten auf und rüsteten uns zur Seefahrt. Am Mittag passirten wir die Mündung Barbacoa, die von den neun Mündungen des Atrato für die beste gehalten wird; sie hat gewöhnlich eine Wassertiefe von vier Fuss. Die Hauptmündung, la Candelaria, ist die tiefste; sie hat aber gefährliche Sandbänke. Bei der Ausfahrt mussten wir anlegen, weil der Wind stark aus Norden bliess und die Brandung des Meers uns entgegen war. Am Nachmittag kam uns der Capitain zweier Kanonenböte an Bord; durch Zufall entdeckte unser kleiner Canoe diese Kriegsfahrzeuge, die unfern von uns um eine Ecke vor Anker lagen. Der Capitain war ein Mulatte, ein gutmüthiger Mann in einem bunten Matrosenhemde und Pumphosen. Er sagte, er wolle uns eine Strecke weit convoyiren lassen, weil sich ein Seeräuber-Schooner an der Küste habe blicken lassen.

Am 20. März wehte der Wind stark aus Norden. Der Capitain sagte, da in dieser Nacht die Nachtgleiche

eintrete, so werde sich das Wetter wahrscheinlich ändern. Mit dieser Hoffnung nicht zufrieden, sammelte er von uns allen Geld ein. Er bekam etwa 4 Piaster; diese hing er in einem Beutel um die Spitze des Mastbaums auf, als eine Opfergabe für die heilige Jungfrau. Sie sollte in Cartagena einem Geistlichen gegeben werden, um Messe zu lesen, wenn der Wind günstig werde. Ich fragte ihn, was damit begonnen werde, wenn der Wind ungünstig bliebe, und suchte ihn von seiner Narrheit zu bekehren, aber er meinte, es würde auf jedem Fall doch zu einem guten Zwecke verwandt; endlich gelang es mir, ihn in seinem Aberglauben irre zu machen. (Die Mühe hätte der Capitain Cochrane sich doch wahrlich sparen können. —)

Ungeachtet des guten Einverständnisses mit den Indianern, liess mein Schiffspatron nach Sonnenuntergang alles Feuer und Licht auslöschen, damit umherstreifende Indianer uns nicht entdecken möchten. Doch Anstalten zur Gegenwehr machte er nicht. Ich hielt meine Waffen zur Hand und in Bereitschaft.

Am 21. März war der Wind gelinder. Wir blieben indess an einem Baumstumpf liegen. Abends machte ich mir eine kleine Bewegung am Strande; doch weit mochte ich nicht gehn; denn es wuchs viel Geröhricht in der Nähe, wo sich oft Tieger und Aligatoren verbergen. Die Peons brachten mir einige sehr gute Kokos-Nüsse.

Erst am 23. legte sich der Wind und die Brandung, so dass wir bei nun westlich gewordenem Winde um Tagesanbruch durch den sehr engen Kanal schiffen konnten, in dem das Fahrzeug mit Ruderstangen fortgeschoben ward. Doch Wind und Fluth trieben uns in die Sturzfluthen (breakers), an deren Rand wir ge-

riethen; glücklicherweise gingen sie nicht so hoch, dass sie über uns her brachen, sonst wären wir verloren gewesen. Die Peons arbeiteten wacker, wir kamen durch, setzten Segel bei, fuhren eine Strecke und — ankerten dann wieder ohne alle Ursache an einem Felsenriff. Die Leute gingen ans Ufer und suchten Kokos-Nüsse.

Küstenfahrt nach Cartagena.

Am 24. März um 11 Mittags ankerten wir wieder bei Punta de Arenas, der äussersten Nordostecke des Meerbusens von Choco (Golfo de Darien del Norte), worin sich der Atrato ergiesst, um Ruderstangen zu suchen. Es waren keine zu finden, aber statt dessen eine Pipe recht guten Rum, der mit Schiffstrümmern ans Ufer getrieben war; die Peons füllten ihn in Flaschen, und brachten ihn an Bord, fingen an zu trinken, und wurden bald betrunken. Am 25. fuhren wir bei Tagesanbruch um Punta de Arenas herum, und nun ward der Wind günstig; wir mussten durch Klippen, die etwa 4 Engl. Meilen an der Ostseite von Punta de Arenas liegen, mit fürchterlicher Brandung; wäre der Wind umgesprungen, so wären wir hineingerathen. Ehe es dunkel ward, sahen wir das Inselchen Fuerto, und segelten die Nacht hindurch, bei dem Golfo de Morosquillo, woran Tolu liegt, vorbei, auf die San Bernardo-Inseln zu. Um 8 Uhr Morgens (den 26. März) passirten wir die Inseln San Bernardo, welche weit ab von der Küste liegen, und sehr flach und gefährlich sind. Der Wind wehte lebhaft, und bald erreichten wir die Insel Barù, fuhren an deren Südseite vorbei, und trafen dann eine anscheinend undurchdringliche Stelle, aus Gebüsch bestehend, welches aus einem Sumpfsee wächst. Wir nahmen hier die Segel

ein und griffen zu den Ruderstangen; als wir um eine Spitze fuhren, öffnete sich ein schmaler Kanal, der sich durch ein Labyrinth von Sumpfinseln windet. An den Zweigen der Mangle-Gebüsche findet sich eine Menge kleiner Austern. Wir begegneten viele Markt-Böte, die von Cartagena kamen. Um 5 Uhr ankerten wir an ein Pfahlwerk, welches die Spanier errichtet haben, um das Eindringen der Insurgenten abzuwehren. Es ist dort nämlich der Ausgang der Watte (Passo Cabello) in die grosse, tiefe, etwa 1½ deutsche Meilen breite Hafenbay, von Cartagena *). Hier liegt ein kleines Dorf, vormals ein Posten der Spanier. Da die Champana hier die Nacht bleiben wollte, so miethete ich mir einen Canoe; der Mann versicherte mich in 3 Stunden nach Cartagena zu bringen! Es war 6 Uhr, der Weg beträgt über 2 Deutsche Meilen; wir waren erst um Mitternacht dort; als wir längst dem Molo hinfuhren, rief ich die Schildwache an, liess ihr einen

*) Vielleicht hat keine Stadt in der Welt eine so seltsame Lage als dieser wichtige Hafen an Colombia's Küste. Sie berührt im Nordwesten mit dem Fusse ihrer Häuser fast das Meer; doch dort können wegen der Brandung keine Schiffe nahen. Diese müssen, wenn sie von Europa kommen, drei Meilen weit die Westküste der breiten Tierra bomba umsegeln, dann an dessen Südseite durch die schmale Meerenge Boca chica fahren, nun um die weit nach Osten laufende Ostseite der Tierra bomba herum wieder nach Norden gehen, und so die Ostseite der Stadt erreichen, wo sich der Landungsplatz befindet. Die Stadt selbst liegt auf einer ganz schmalen Landenge, die durch einen wenige Ellen breiten Damm südlich mit der Tierra bomba und nordöstlich durch eine Brücke mit einer Halbinsel zusammenhängt, die im Süden mittelst eines breiten Isthmus ans veste Land stösst! — Chassereaux's Plan von dieser Stadt macht die Lage derselben deutlich.

D. H.

Piaster in die Hand gleiten, und stieg über das Pfahlwerk. So kam ich ins Wachthaus, wo ein Feuer brannte, die Soldaten lagen umher, in ihren Hoanas schlafend; die Waffen standen in einer Ecke aufgestellt; ich bat den wachthabenden Feldwebel, mich in die Vestung — zu lassen, für welche Gefälligkeit ich ihm ein Geschenk versprach. — Er sagte aber, er selbst sey ausgeschlossen, und vor 9 Uhr Morgens (?) werde das Thor, ausserordentliche Fälle ausgenommen, nie geöffnet. Wollte ich aber in der Wache schlafen, so wäre ich willkommen. Dort aber war es mir gar zu schmutzig. — Ich kehrte also in meinen Canoe zurück, ruderte den vielen im Hafen liegenden Schiffen vorbei, rief mehrere an, und fand endlich ein Englisches Schiff. Dort hatte ein Schotte die Wache, der mich freundlich an Bord kommen liess, mir aus Segeln ein Bett bereitete und mir Brodt, Käse und ein Glas Grog zum Abendessen gab. Dann legte ich mich ruhig nieder, und mit einer getheerten Leinewand (awning) bedeckt, schlief ich bis an den Morgen.

Cartagena.

Am 27. März bei Tages-Anbruch kamen der Capitain und der Eigner des Schiffs an Bord, und waren nicht wenig überrascht, einen Gast zu finden, behandelten mich aber sehr höflich. Ich fuhr dann ans Land und nahm in Aveline Bonote's, französischem Gasthofe, Quartier. Ich fand dort einen alten Bekannten, Herrn Elvers, und den Obristen le Lieu. Abends besuchte ich den Brittischen Consul, Herrn Watts, einen sehr angenehmen Mann. Er hatte vor kurzem Italien verlassen und die Versetzung nach diesem Platze schien er schmerzlich zu empfinden, da es hier nur wenig

Umgang giebt. Tags darauf speiste ich bei dem Consul, lernte die Geschäftsführer des Hauses Hislop et Comp. und einen Schotten, Herrn Rennie, kennen, der mit Waffen für die Republik angelangt war und nach Bogota wollte, um sich Landbewilligungen von der Regierung zu verschaffen. Ich bin der Meinung, dass, so wie die Anerkennung von Seiten Englands erfolgt ist (die seitdem wirklich erfolgte), viele Speculanten nach Colombia ziehen werden. In England liegen viele Capitalien unbenutzt; Colombia bietet dem Unternehmungsgeist einen grossen Spielraum, mit der günstigsten Aussicht des Erfolgs, dar, wenn er mit Ausdauer und Sachkenntniss verbunden ist.

Am 30. machte ich dem Gouverneur von Cartagena, dem General Montilla, meine Aufwartung; ich fand ihn beim Frühstück; er hat viel Einnehmendes, sprach meistens Englisch, und wir unterhielten uns wohl eine Stunde.

Die Vestungswerke sind an der Landseite sehr stark, aber an der Seeseite (im Westen), sehr schwach; dort ist nicht einmal ein Graben; die Werke lassen sich leicht von der Seeseite zu ersteigen, wenn man in Fahrzeugen mit flachem Boden landet; es giebt doch durchaus kein Hinderniss als einige grosse Steine, welche die Spanier dort aufgestellt haben, um die Brandung zu mehren, doch zwischen denselben können Böte landen; die innern und äussern Vestungswerke sind durch Wasser getrennt und durch Zugbrücken verbunden. Die östliche Vorstadt, halb so gross als Cartagena, heisst San Felipe oder San Lazaro, und beherrscht, weil sie höher liegt, die Stadt; sie ist stark bevestigt, wird aber wieder von dem noch höher liegenden Hügel, la Popa, beherrscht, von wo aus man gleichfalls Cartagena be-

streichen kann. La Popa ist aber nicht bevestigt, obgleich die Besetzung dieses Punkts durch feindliche Truppen mehr als einmal die Uebergabe dieses so wichtigen Hafens zur Folge hatte. Die Colombier wollen jetzt dort Vestungswerke anlegen. Das äussere Thor wird Abends um 6½ Uhr geschlossen; die Zugbrücke zwischen S. Lazaro und Cartagena bleibt aber die ganze Nacht hindurch offen. Der Hügel Popa ist 560 Fuss über der Meeresfläche erhaben; ein Pfad, der sich durch Gebüsch windet, führt hinauf. Oben fand ich einen metallnen 18Pfünder, den Morillo hinauf bringen liess, und Ueberbleibsel von Schanzkörben und Batterien, die Bolivar errichten liess, als er Cartagena angriff. Die Position ist höchst wichtig und leicht mit geringer Mannschaft zu vertheidigen. Auf dem Gipfel der Popa ist eine herrliche weite Aussicht. Unterhalb erscheint der Hafen S. Felipe mit seinen Vestungswerken; Cartagena auf der Halbinselähnlichen Landenge (*pen-insular slip of land* *), und eine andere grosse Vorstadt auf einer Insel (Zenany?), welche mit der Stadt durch eine Brücke in Verbindung steht. Im Westen erblickt man einen grossen Theil des Oceans und im Süden die herrliche Hafenbay von Cartagena, von Böten, Schaluppen, Kauffahrtei- und Kriegsschiffen aller Art belebt; einige vor Anker, andere in Bewegung, ein höchst anziehendes Panorama bildend. Auf dem Gipfel am westlichen Abhange der Anhöhe liegt das berühmte Augustiner-Kloster Nuestra Señora de la Popa, einst sehr reich, weil dasselbe ein wunderthätiges Marienbild besass. Als einst die Seuche der Kinderblattern eine Zeitlang in Cartagena auf eine schreckliche Weise

*) M. s. oben die Anm. zu S. 489.

gewüthet hatte, warteten die Mönche bis das Wetter sich gänzlich änderte, zogen dann mit dem Bilde umher und gewannen zehntausend Piaster. Die Aenderung des Wetters that der Krankheit Einhalt, aber der Einfalt der Einwohner ward vorgespiegelt, die Prozession habe diese Kraft geübt. Die Figur ist aber jetzt gestohlen — nach S. Domingo geschickt und dort für vierzigtausend Piaster verkauft. In dem Kloster sah ich das Zimmer, in welchem Bolivar während der Belagerung im Jahre 1820 sich eines Tags befand; eine Kanonenkugel traf und zerschmetterte das Fenster, schlug über des Generals Kopf hin gegen die starke Mauer, flog rückwärts, prallte an die Seitenmauer und wich aus einem andern Fenster; Bolivar, so oft in Lebensgefahr, von dem Schutzgeist der Freiheit beschirmt, blieb unverletzt *). — Das Kloster liegt fast in Trümmern und wird nur von einem Klosterbruder bewohnt, der sich dadurch etwas Geld macht, dass er die noch verschont gebliebenen Zimmer Personen vermiethet, die hier einer kühleren Luft geniessen wollen, wie die in der Stadt, welche unerträglich heiss seyn würde, wenn nicht der fast beständig wehende Seewind sie milderte; dennoch kann hier Niemand ein Tuchkleid, nicht einmal ein leinenes Halstuch tragen. Cartagena ist freilich ganz von Salzmarschland umgeben, aber doch sehr gesund, weil die Fluth regelmässig etwa zwei Fuss hoch diesen Boden (täglich zweimal) überschwemmt. In der Ferne nach Osten erscheint Hochland, und gegen Boca chica zu, also weit vom Ankerplatz, blidet Tierra bomba Hügel. Kriegsschiffe

*) Erst im Jahre 1822 ward Cartagena von den Independenten wieder erobert.

können bisweilen an der Nordseite der Stadt auf der offnen Rhede im Westindischen Meere ankern, und schicken, nach vorgängig empfangener Erlaubniss des Gouverneurs, ihre Böte durch Boca grande (einem schmalen Kanal, der hart an der Nordseite der Stadt durchführt) in den Hafen. So gross war die Furcht der Spanier vor feindlichem Ueberfall (den freilich im 16. Jahrhundert sogar Seeräuber [die berühmten Bucaniers] versucht hatten), dass sie selten Böten gestatteten, diese Durchfahrt zu benutzen, und dass sie allen Fremden diese Einfahrt zu verhehlen suchten; um Schiffen die Durchfahrt durch diesen Kanal zu wehren, versenkten sie dort mehrere Fahrzeuge, so dass er nur hinreichende Tiefe für Ruderböte behielt. Die Colombier werden jetzt diese Hindernisse wieder hinwegräumen und die versenkten Schiffe durch zweckdienliche Maschinen herausschaffen; ist dies geschehen, so wird die Strömung bald den angehäuften Sand fortschwemmen, und die nach dem Hafen bestimmten Schiffe werden durch Boca grande leicht an die Stadt kommen können. Weil diese Einfahrt verschlossen ist, so sind (m. s. d. Anm. oben zu S. 489.) die Schiffe genöthigt, die Tierra bomba zu umfahren, in Boca chica einzulaufen, und einen Umweg von 6 Deutschen Meilen zu machen, um die gewöhnliche Rhede für Fregatten zu erreichen, die eine kleine Deutsche Meile südöstlich von der Stadt liegt. Würde ein Damm (jetty) aufgeworfen oder ein Molo (chainpier) an der Nordseite der Stadt errichtet, welches leicht ausführbar ist, so könnte eine beständige Verbindung mit den Schiffen, die dort ankern, unterhalten werden, und das Landen fände dort keine Schwierigkeit.

Der General Montilla, immer einfach und bürgerlich gekleidet, behandelte mich sehr zuvorkommend; ich lernte bei ihm einen seiner Adjudanten, einen sehr talentvollen Officier, den Baron Adlerkreuz, Sohn des Schwedischen Generals, kennen; er dient bei der Cavallerie, hat ungemein viel Einnehmendes und ist sehr aufmerksam gegen Fremde. Montilla besitzt viel Witz und Sinn für erheiternde gesellige Unterhaltung. An seiner Tafel gieng es sehr lustig her und es herrscht hier die gute Gewohnheit, zwischen der Haupttafel und dem Nachtische, aufzustehn, sich erst zu erholen, und sich dann wieder niederzusetzen.

Wild und wildes Geflügel giebt es in der Umgegend von Cartagena in Menge, und die Jagd ist doch eine Lieblingsbeschäftigung.

Hier, so wie allenthalben in Colombia, sind Schulen für den gegenseitigen Unterricht angelegt. Priester giebt es nur wenige, da die meisten durch einen Beschluss der Regierung nach der Hauptstadt Bogota gebannt sind; aber diese wenigen haben doch noch einigen Einfluss. Die Kathedrale hat eine schöne Kanzel von weissem Marmor und enthält gute Gemälde; die übrigen Kirchen haben nichts merkwürdiges.

Der Pallast der Inquisition ist an den Meistbietenden verkauft und jetzt für Regierungsbureaux vermiethet. Die Marter-Werkzeuge, womit die fromme Wuth des Officiums Andersdenkende quälte, lässt man selten sehen.

Mangel an gutem Trinkwasser ist eine grosse Unbequemlichkeit in Cartagena. In der trocknen Jahrszeit wird es sogar selten und muss ziemlich weit herbei geholt werden. Jedes Haus hat eine Cisterne, worin das Regenwasser aufgefangen wird. Die Brunnen

die man gegraben hat, liefern ein brackiges (seesalziges) Wasser.

Der Aussatz (Elephantiasis), der früher hier grassirte, kam in den letzten Jahren weit seltner vor. Während der langen Belagerung der Spanier (im Jahr 1815) gerieth die Stadt in grosse Hungersnoth; Pferde, Maulthiere und Hunde wurden verzehrt; viele starben, die Aussätzigen zuerst. Das Hospital S. Lazaro auf der Tierra bomba ist wieder für sie eröffnet, es ist dabei ein Arzt angestellt und es wird so gut versorgt, als es nur in Colombia möglich ist. Es sind nur 32 Kranke darin. In der Stadt giebt es noch zwei Hospitäler, eines fürs weibliche Geschlecht, S. Juan de Dios, und ein allgemeines Siechhaus für die Bürger. (Giebt es nicht auch ein Militairhospital in S. Lazaro?)

Der Handel ist noch in der Kindheit, doch die herrliche Lage wird diesem Platz bald einen bedeutenden Verkehr zuführen. Bedeutendere Geschäfte werden in diesem Küstenstriche zu S. Marta, welcher Hafen dem Schleichhandel grosse Erleichterung gewährte, gemacht; bei der neuen Zolleinrichtung aber sind diese grösstentheils nicht mehr vorhanden. Auch sind wirklich von S. Marta die Waaren bequemer ins Innere zu schaffen. Man arbeitet aber jetzt an einen Canal, durch welchen zu jeder Zeit im Jahre Frachtschiffe von Cartagena in den Magdalenenstrom gelangen können; jetzt ist die Fahrt 4 — 6 Monat im Jahre offen. Die Frachtschiffe gehn durch die Watte, die ich befuhr (s. oben S. 489) längs der Ostseite der Insel Barù, dann östlich in den Canal el Digue, den man jetzt erweitert und dessen Einfahrt 5 Deutsche Meilen südlich von Cartagena liegt, und so 8 Deutsche Meilen nach Mahates, einem kleinen lebhaften Ort, der 1822 ab-

brannte, aber grösstentheils schon wieder aufgebaut ist. Von Mahates gehn die Waaren auf Maulthieren und Eseln 6 Meilen nordöstlich nach Barranca und von dort auf dem Magdalenenstrom nach Honda, (s. Columbus I. S. 390—429, wo diese Reise, wie sie Capitain Cochrane machte, geschildert ist.) Im Falle eines feindlichen Einfalls bietet Cartagena den dort liegenden Gütern grössere Sicherheit dar, als Santa Marta, und bei der Fahrt von Cartagena nach dem Magdalenenstrom ist weniger Gefahr, als bei der Fahrt von S. Marta her. Im Jahre 1823 gingen fünf grosse Bongos (Lastschiffe) verloren, als sie die Barre am Eingange der Cienega passirten. (S. Columbus I., S. 387, wo auch diese Fahrt geschildert ist.) Von December bis April ist die Strömung stark; es wehet ein beständiger Nordostwind, erregt eine heftige Brandung auf der Barre, und macht die dortige Ueberfahrt für die Bongos beschwerlich. Auf dem Wege von Cartagena sind die Waaren gesicherter, und keinen Räuber-Ueberfällen der Indianer ausgesetzt, die sich an der Cienega aufhalten.

(Der vom Herrn Elvers eingerichteten Dampfbootfahrt von Cartagena nach dem Magdalenenstrom, ist bereits in Columbus I S. 551 Erwähnung geschehen.)

Die Umgegend von Cartagena ist bisher wenig angebaut, doch nimmt der Anbau zu. Kaffee wächst bei Guadua am Magdalenenstrom, wird in kleinen Quantitäten nach Cartagena gebracht, und dort zu 8 Piaster der Zentner verkauft, ein Preis, womit die Pflanzer sehr zufrieden sind. Zucker gilt 3 bis 4 Piaster der Zentner; Mehl wird, gleichfalls in kleinen Quantitäten, aus dem 44 deutsche Meilen südlich gelegenen

Ocaña gebracht, und gilt etwa 2 Piaster pr. Barrel. Hauptsächtlich versorgen die Nordamerikaner den Ort mit Lebens-Bedürfnissen; diese und viele andre Waaren sind nicht im Ueberfluss vorhanden, weil die Fracht für die weite Reise, die sie nach dem Seehafen machen müssen, zu theuer ist; und weil sie oft umgeschifft und umgeladen werden müssen, so veranlasst dieses grossen Aufenthalt. Die Collys dürfen nicht schwerer als 200 ℔ seyn; doch allen diesen Uebeln ist bereits durch die Dampfböte abgeholfen. Ausfuhrwaaren von Cartagena und S. Marta sind: viel Baumwolle, gute Waare, aber schlecht gereinigt, viel Rothholz (S. Martens-Holz); Cacao, Häute, Chinarinde, Ipecacuanha und Sarsaparille.

Am 11. April verliess ich Cartagena auf dem Kauffahrer Isis, Capitain Forrest; um Mittag fuhren wir durch die Boca chica, welche Meerenge im Norden durch das starke gleichnamige Fort, und die Batterien S. Felipe und S. Jago, und im Südosten durch das Inselfort S. Jose vertheidigt ist. Widriger Winde wegen mussten wir in S. Marta einlaufen. Der Seewind war kühl und angenehm, und wie wir in den kleinen Hafen hineinsegelten, war es uns, als kämen wir in einen starkgeheissten Ofen, so dass man sich kaum denken kann, wie dort zu leben möglich ist. — Der Gouverneur lud uns an Land, und wir wohnten Abends einer Prozession zu Ehren der heiligen Jungfrau bei, bei welcher Gelegenheit sich das ganze weibliche Geschlecht blicken liess; wir liessen die Damen Musterung passiren, fanden aber keine Schönheit. Das Schiff nahm hier noch etwas Fracht ein; der ganze Werth der Ladung betrug 230000 Piaster. Abends am 19. verliessen wir S. Marta, und

am 30. d. M. 1824 erreichten wir den Hafen Port Royal auf Jamaica.

(Ende der Reise des Capitain Stuart Cochrane.)

Handel der Colombischen Häfen La Guayra und Puerto Cabello.

Vom 1. Juli 1824 bis den 30. Juni 1825.

In La Guayra (vergl. Columbus I S. 446) sind angelangt:

	Schiffe.	Werth d. Ladung.
Aus England	17	413143 Piaster.
Aus Frankreich	8	171749 „
Aus Hamburg	6	270143 „
Aus Bremen	1	54641 „
Aus den vereinigten Staaten. .	73	799587 „
Aus den Colonien (?)	44	257946 „
Spanische Prisen	11	116876 „
Einfuhr	160	2,084085 Piaster.

Abgegangen sind:

	Schiffe.	Werth d. Ladung.
Nach England	12	255004 Piaster.
Nach Frankreich.	7	259463 „
Nach Hamburg	4	78797 „
Nach Bremen	2	43440 „
Nach den vereinigten Staaten .	59	672954 „
Nach den Colonien	29	52173 „
Nach Amerika.	1	1584 „
Ausfuhr	114	1,363415 Piaster.

In Puerto Cabello sind angelangt:

	Schiffe.	Werth d. Ladung.
Aus England	5	190390 Piaster.
Aus Bajonne	1	17748 „
Aus den Vereinigten Staaten .	30	222211 „
Aus den Colonien	12	422809 „
Aus der hohen See — . . .	2	12272 „
Spanische Prisen	14	178577 „
Einfuhr	124	1,043957 Piaster.

Abgegangen sind:

	Schiffe.	Werth d. Ladung.
Nach England	9	110556 Piaster.
Nach Bajonne	1	19601 „
Nach den Vereinigten Staaten .	23	161920 „
Nach Hamburg	1	19692 „
Nach den Colonien	55	229531 „
Ausfuhr	80	541300 Piaster.

Der Erie-Kanal*).

Am 26. October 1825 fuhr das erste Boot aus dem Erie-See in den grossen Canal und trat die 100 Deutsche Meilen weite Fahrt nach der Hauptstadt New-York an. Im Jahre 1808 ward der Gesetzgebung des Staats zuerst der Entwurf über diesen Canal durch Joshua Foreman aus Onondago vorgelegt. James Geddes nahm den ganzen Lauf desselben im Jahre 1809 auf; im Jahre 1810 wurden die ersten Commissaire ernannt, und 1811

*) Hassels Karte des Staats New-York, welche für 8 Ggr. in den Buchhandlungen zu haben ist, enthält einen sehr richtigen Riss dieses höchst merkwürdigen Kanals.

erstatteten sie der Gesetzgebung einen günstigen Bericht und diese setzte eine Summe von 15000 (?) Dollars aus, um das Werk zu beginnen. Im Jahre 1817 wurden Commissaire ernannt, um den Bau anzufangen, und der Boden ward am 4. Juli desselben Jahrs zuerst bei Rome, dem Hauptorte des Cantons Oneida, aufgerissen. In der Sitzung von 1819, und nachdem viele tausend Dollars aufgewandt waren, ward alles aufgeboten, um das Werk rückgängig zu machen, und mit einer kleinen Stimmenmehrheit beschloss das Haus der Assembly (der Repräsentanten des Staats,) für diesen Zweck keine weiteren Bewilligungen zu machen. Aber im Jahre 1820 ward die grosse Anleihe fast einmüthig beschlossen und jede Widersetzlichkeit wich kühnem Unternehmungsgeiste und betriebsamer Thatkraft. — Die Wälder wurden gelichtet, Moräste ausgetrocknet, hohe Felsenreihen niedergeworfen; den Flüssen eine andere Richtung gegeben, und endlich ward am 26. October der unwiderlegliche Beweis gegeben, dass das Riesenwerk vollendet sey. —

Abschiedsrede des Herrn Barbour,

Staatssecretair des Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten.

an die Kadetten der Militairschule zu Westpoint, *)

(gehalten am 11. *Juny* 1825.)

Kadetten! Im Begriff, mich von Ihnen zu trennen, war es mein Wunsch, von jedem einzelnd Abschied zu nehmen. Doch, da dieses Schwierigkeiten hat, so

---

*) Westpoint, eine starke Vestung am westlichen Ufer des Hudsonstroms, 11 Deutsche Meilen nördlich von der

habe ich Sie aufgefordert, sich zu versammeln, und ich benutze diese günstige Gelegenheit, Ihnen die Gesinnungen zu äussern, die mein Besuch mir eingeflösst hat. Mit höchster Freude erkläre ich vor dieser Versammlung, dass ich vollkommen befriedigt bin; ich war darauf vorbereitet, viel zu sehn, was mich erfreuen würde, aber mit Wahrheit kann ich sagen, dass ich meine Erwartungen weit übertroffen fand. Nur das bedaure ich, dass ich, da meine Geschäfte gebieterisch über meine Zeit herrschen, abreisen muss, ohne die Prüfung aller Klassen beiwohnen zu können. Doch das, was ich gesehn habe, überzeugt mich völlig, dass jede weitere Prüfung nur meine Zufriedenheit vermehren würde.

Kadetten! In Ihrem Benehmen und in Ihren Leistungen sehe ich mit unaussprechlicher Freude den genügendsten Beweis Ihres Fleisses, Ihrer Talente und Ihres moralischen Werths.

Officiere der Anstalt! In den schönen Früchten, welche die Prüfung Ihrer Zöglinge mir darbot, habe mit Vergnügen den Eifer und die Treue, womit Sie Ihre wichtigen Obliegenheiten erfüllen, wahrgenommen. Wo Alle ihre Pflicht erfüllen, wäre es gehässig, einen Unterschied zu machen; ich will es nicht versuchen; aber ich muss Ihnen sagen, Kadetten, dass Obrist Thayer, Ihr erster Vorgesetzter, Ansprüche auf Ihre

---

Stadt New-York, ist mit einer Militair-Akademie, die nach dem Muster der polytechnischen Schule, welche Bonaparte nach Carnots Plan in Paris anlegte, die jetzt aber nicht mehr existirt, vortrefflich eingerichtet. Herr Barbour besuchte auf einer Umreise diese wichtige Bildungsanstalt, deren Beaufsichtigung ganz besonders zu den Pflichten seines Amts als Kriegsminister gehört. — A. d. H.

Dankbarkeit, und ich will hinzufügen, Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes hat. Söhne! — denn als solche achte ich Sie, seit die Verhältnisse Sie unter meine besondere Aufsicht gestellt haben — ich empfinde als Vater für Sie alle, und ich schätze es für einen der glücklichsten Zufälle meines Lebens, dass wir durch diese genaue Verbindung vereinigt sind. Seyn Sie versichert, dass ich an Allem, was Sie betrifft, den wärmsten Antheil nehme. Ich muss es Ihnen Allen, Officieren, wie Kadetten, laut bekennen, dass die Nation mit Hoffnung, Stolz und liebevoller Sorglichkeit auf diese Anstalt blickt. Officiere! Sie werden die Ehre, die Ihnen das Vaterland durch den Beruf, dieser Anstalt vorzustehn, erweist, als den höchsten Beweis des Vertrauens, zu würdigen wissen. Das Ihnen anvertrauete Amt ist hoch und herrlich. Sehn Sie hier die Lieblings-Söhne der Nation; sie sollen künftig Amerika's Wehrmänner werden. Gut aufgezogen, sind sie dessen Zierde im Frieden — im Kriege dessen Schild und Schwerdt. Bildung des Geistes muss sich mit Sittlichkeit, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe einigen. Die Aufrechthaltung Ihres Ansehens durch eine strenge Zucht, ist für die Jünglinge, wie für das Institut, gleich nothwendig. Doch, vergessen Sie nie, dass diese Jünglinge jung und unerfahren ihrem väterlichen Heerde entnommen sind. Die Hand der Zärtlichkeit sorgt nicht mehr für ihre Bedürfnisse. Sie, Officiere! vertreten die Stelle des abwesenden Vaters; mildern Sie also das Rauhe des gebieterischen Ansehns durch Handlungen der Güte und des Wohlwollens; diese sind mit jenem gar wohl vereinbar und in ihrer gehörigen Mischung besteht die höchste Trefflichkeit Ihres Berufs; Ihre Belohnung ist das Bewusstseyn, Ihre Pflicht erfüllt zu

haben, überhaupt in der Masse des Werths und der Erkenntniss, die Sie jährlich der Gesellschaft zollen, und in der Billigung des Vaterlandes.

Kadetten! das Vaterland hat grosse Ansprüche an Sie; unter Tausenden von durchgefallenen Bewerbern, sind Sie als Pfleglinge der Nation ausgewählt. Vergelten Sie diesen Vorzug durch Ihr musterhaftes Benehmen und durch Ihre wissenschaftlichen Leistungen. Gehorsam gegen Ihre Vorgesetzten ist Ihre erste, vornehmste Pflicht. Sie ist zu Ihrer eignen Wohlfahrt unerlässlich. Wenn auch die an Sie gemachten Forderungen Ihrer Unerfahrenheit unnütz strenge scheinen, so erinnern Sie sich, dass Ihre Väter, an deren Liebe Sie nicht zweifeln können, sie vorgeschrieben haben; sie sind das Resultat der durch Erfahrung erleuchteten Weisheit. Achten Sie sie also, der Quelle wegen, aus welcher sie geflossen sind. Zwei Wege liegen vor Ihnen; die Zeichen des Einen sind: Tugend, Ruhm und Glück; die Zeichen des Andern: Laster, Entehrung und Verderben. Giebt es irgend einen unter Ihnen, dessen Geist so entartet wäre, bei der Wahl zu zaudern? Der Eine ist voll Befriedigung; das Bewusstseyn, Ihre Pflicht erfüllt zu haben, wird Ihre Aeltern erfreuen und Sie selbst auf Ihrer Laufbahn ermuntern. Der Andere hat keinen Reiz, als die augenblickliche Befriedigung der gröbsten Lüste, derer Lohn Schande und Elend ist. Jetzt mögen Sie noch aus Unerfahrenheit nicht völlig einsehen, wie wesentlich das Glück Ihrer Aeltern und die Wohlfahrt Ihres Vaterlandes an Ihr Schicksal geknüpft ist. Setzen Sie voraus — doch was brauch' ich einen solchen Fall vorauszusetzen, da wir ihn noch gestern erlebten — es war ein Vater gegenwärtig, der völlige Väterlichkeit blicken liess — bewegt von den

kämpfenden Regungen der Furcht und Hoffnung, als sein Sohn zur Prüfung berufen ward. Die ängstliche Verlegenheit war Allen peinlich — bis der Sohn mit Meisterhand die schwierigsten Aufgaben der tiefsten Wissenschaft (der Mathematik) genügend auflöste; als ein freudiges Murmeln des Beifalls entstand — da schwand des Vaters Besorgniss und seine Hoffnung verwandelte sich in Vertrauen und da, das Maas seines Glücks zu füllen, ihm gesagt ward, dass die Leistungen seines Sohnes noch unter seinem moralischen Werth ständen, da entquollen Freudenthränen seinen Augen, und unwillkührlich dargebracht umschwebte Vatersegen das Haupt des geliebten Kindes. Wahrlich, diejenigen von Ihnen, die nicht die Freude hatten, Ihren Vater hier zu sehn, ahnden doch, dass derselbe, wo er auch seyn mag, nicht weniger Besorgniss für Ihr Schicksal hegt. Mit Aengstlichkeit erwartet er das unpartheiische Zeugniss der ausgezeichneten Männer, die zu Ihrer Prüfung berufen sind. Diejenigen von Ihnen, die halb verwaist sind, deren gedenkt die verlassene Mutter, die Ihrer Kindheit pflegte, an Ihrem Krankenlager wachte oder, wenn Sie gesund waren, mit Ihnen scherzte — deren Glück Sie in Ihrer Hand haben und die, wenn sie sich Nachts auf ihr Lager zur Ruhe legt, Ihren Namen im Gebete vor den Thron der Barmherzigkeit bringt, mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott! schütze und fördere mein Kind!“ — und mit wonnigem Hoffen in die Zukunft schaut, wo das Vaterland den geliebten Sohn mit den Lorbeeren des Verdienstes krönt. Wer unter Ihnen ist so entartet, dass er für diese heiligen Empfindungen fühllos wäre? Ist dieses der Fall, so giebt es einen andern Pfad, den Sie wandern müssen. Mit dem Brandmal des Vorwurfs an

der Stirne, mit dem Bewusstseyn der Verdienstlosigkeit, suchen Sie feige das väterliche Haus auf, und bringen Schande in den Schooss der Familie, die erst gestern bei Erwähnung Ihres Namens Hoffnung und Erwartung beseelte. Doch dieses Gemälde ist zu schaurig, um es zu vollenden. Mich mit Abscheu davon abwendend, flehe ich unsern gemeinschaftlichen Vater an, dass keinem von Ihnen dieses Verhängniss drohe.

Noch auf einen Gegenstand wünsche ich Ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zu lenken. Unser Vaterland ist wegen seiner Ausdehnung und für den Zweck Geographischer Unterscheidung in vier Abtheilungen, Ost, West, Norden und Süden, (East, West, North and South) getheilt *). Darauf muss sich diese Eintheilung beschränken; verbinden Sie damit keine Vorurtheile noch Eifersucht; verbannen Sie mit Verachtung jede Aeusserung und jedes Streben, welche dieselben anfachen. Erinnern Sie sich, dass Ihre Väter als Amerikaner kämpften, als Amerikaner siegten. Unter demselben Namen und als Eine Familie schufen sie sich die jetzige Constitution Ihres Vaterlandes, das edelste Werk des Menschengeistes, auf deren Schicksal die letzten Hoffnungen der menschlischen Freiheit beruhen, so dass wir durch diese einzige Erfindung dem Welt-

*) Zur Section Ost gehören die Staaten: Neu Jersey, Delaware, Pennsylvania, Maryland, der Distrikt Colombia, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina und Georgien; zur Section West: die Gebiete Nordwest, Arkansas und Missouri, die Staaten Missouri, Tennessee, Kentucky, Ohio, Illinois, Indiana und Michigan; zur Section Norden: die Staaten New-York, Connecticut, Rhode Island, Massachusetts, Vermont, Neu-Hampshire und Maine; und zur Section Süden: die Staaten Louisiana, Mississippi, Alabama und die Floridas.

theile Europa alles vergalten, was wir demselben für die Künste und Wissenschaften, die dort ihren Ursprung nahmen, schuldig waren. Erinnern Sie sich, dass Sie bestimmt sind, einen ausgezeichneten Platz in den Jahrbüchern des Vaterlandes einzunehmen, dass sie zu dessen Wohlfahrt oder Entwürdigung viel beitragen können, und erinnern Sie sich auch, dass Ihr Vaterland nicht allein in Betracht kommt. An die Spitze der Freistaaten dieser Erdhälfte gestellt, ist unser Vorbild wichtig geworden, nicht allein für diese Freistaaten, sondern für die ganze Menschheit. Daher ist die Erde Ihr künftiger Schauplatz und das Menschengeschlecht richtet die Augen auf Sie. — Wenn die grosse Aufgabe, woran wir arbeiten, des Menschen Fähigkeit, sich selbst zu regieren — (of self-government) und sich nicht von ererbten Herrschern regieren zu lassen, misslingt, so ist des Menschen Hoffnung und Sehnsucht nach Freiheit für immer dahin!

Endlich, meine Söhne! in welche Lage Sie auch Ihre Bestimmung versetzen mag, halten Sie sich immer vor Augen, was Sie Ihrem Vaterlande schuldig sind; kommt je die Stunde der Noth, so blickt die Nation auf Sie, als auf fähige, furchtlose Kämpfer für ihre Freiheit, ihr Glück und ihre Ruhe. So sage ich Ihnen Allen, Officieren und Kadetten! ein liebevolles Lebewohl! —

(Die Versammlung beschloss den Druck dieser Rede und die Vertheilung der Abdrücke an sämmtliche Kadetten).

Erdbeben auf der Insel Trinidad.

Das Erdbeben, welches im September 1825 die so oft erschütterte Nordküste von Süd-Amerika (die sogenannte Tierra ferma) heimsuchte, hat sich auch nach Gegenden verbreitet, wo nie oder selten diese Landplage verspürt ward. Am 21. September Abends um 8½ Uhr durchstrich ein Erdstoss die bedeutende Britische Insel Trinidad, die durchaus keinen vulkanischen Boden hat, von Nordosten nach Südwesten, währte etwa 30 Secunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, dass in der Hauptstadt Spanishtown fast jedes Haus Schaden litt und manche den Einsturz drohten. Eine Menge Uhren, Glaswaaren, Porcellain zertrümmerte, Stühle, Bettstellen und Tische stürzten um. Selbst das Haus des Britischen Gouverneurs zu S. Ann hat sehr gelitten und durch den Fall der Gläser &c. sind mehrere Diener schwer verletzt. Die schöne Protestantische Kirche hat beide Thürme eingebüsst und muss abgebrochen werden. Die neue katholische Kirche (die meisten Einwohner sind katholisch, da die Insel bis 1799 Spanisch war), hat nicht gelitten. Im Innern und an der Ostküste wirkte der Stoss eben so stark. Getödtet ist Niemand, aber viele sind, doch nicht gefährlich, beschädigt. Das Wetter war sehr heiss. So lange die Insel entdeckt ist, hat dort nie ein Erdbeben solchen Schaden angerichtet.

Auch in Demerara (Britisch Guiana), gleichfalls eine Gegend, wo sonst Erdbeben nicht gewöhnlich sind, ward um dieselbe Zeit ein heftiger Erdstoss verspürt.

Mexiko's Finanzen im Jahre 1825.

Nach einer officiellen Angabe ward die Staats-Einnahme der Bundes-Republik Mexiko fürs Jahr 1825 auf 12,377371 Piaster berechnet. Zu dieser Einnahme liefern:

Die Aus- und Einfuhrzölle . . .	3,275733	Piaster.
Die Consumptionssteuer	1,868223	„
Die Toback-Regie	1,084710	„
Die Schiesspulver-Regie	84303	„
Das Postamt	39784	„
Die Lotterien	164246	„
Die Salzbergwerke	80000	„
Das Gebiet des Bundesstaats . . .	26517	„
National-Eigenthum	42245	„
Die Zehnten	529990	„
Die Renten des Bischofsitzes Mexiko	86930	„
Beitrag der Staaten	2,317128	„
Auswärtige Anleihe	2,476316	„

Die übrigen sind kleinere Einnahmen.

Die Staatsausgaben sind:

Innres und auswärtiges Departement	105787	Piaster.
Justiz-Departement	77220	„
Kriegs-Departement	6,999889	„
Marine-Departement	1,310786	„
Finanz-Departement	1,083143	„
Rückstände	724871	„
	10,292637	Piaster.
Hoffentlicher Ueberschuss	2,084733	Piaster.

Die wirkliche Zolleinnahme betrug in den ersten 6 Monaten, die mit dem 30. Juni endigten, 3,100000 Piast., wozu der Hafen Alvarado allein 1,900000 Piaster

steuerte. Folglich wird jene Einnahme bei weitem die Erwartung des Finanzministeriums übertreffen, so wie überhaupt alle Staatseinnahmen ergiebiger ausfallen, als sie in jener Berechnung angenommen sind.

Naturhistorische Reise in Brasilien.

Die Vossische Zeitung, die überhaupt gute Original-Nachrichten aus Amerika liefert, enthält folgenden kurzen Bericht über die Reisen Deutscher Naturforscher in Amerika, die der Wissenschaft eine neue reichliche Ausbeute verheissen. „Es ist wahrhaft erfreulich, sagt der rühmlich bekannte Einsender dieser Nachrichten mit Recht, zu sehen, wie der wissenschaftliche Eifer der Deutschen unter jedem Himmelsstriche und aller (in Amerika vornehmlich von allen Seiten sich darbietenden) Schwierigkeiten ungeachtet, sich Bahn zu brechen weiss und ihre, nicht genug zu schätzende, Bereitwilligkeit zur Mittheilung, von aller selbstischen Rücksicht fremd, auch die entfernten Freunde der Wissenschaft gern mit dem bekannt macht, was aus so mühsamen Forschungen sich ergeben hat.“

„Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Villa rica (schreibt einer der Reisenden unter dem 20. März 1825) verliessen wir am 7. September 1824 die Stadt mit ihren umliegenden hohen Gebirgen, gingen über Mariana, Bento-Rodriguez, Inficionado, Catas altas nach Brumado. Mariana ausgenommen, sind alle diese kleine Städtchen (Arayales), die am Fusse der grossen, gegen 6000 Fuss hohen, Serra de Carassa liegen und deren Bewohner fast alle Gold waschen. Am 12. September war ich in dem, unter einer Höhe von

beinahe 5000 Fuss gelegenen, kesselförmigen Thale, wo das Kloster Nossa senhora a mai dos homens liegt. Es war die Jahreszeit, wo man in dem Gestrüpp und den grasigen Campos Feuer anzulegen pflegt, und daher hier alles dürr und schwarz ist, weswegen ich auch meinen Aufenthalt nicht verlängern mochte. Von Brumada gingen wir zurück nach dem Gute Gongo socco, wo seit zwei Jahren eine ausserordentliche Menge Gold gefunden wird. Klumpen gediegenen Goldes kommen zwischen den Wurzeln der Pflanzen und an der Oberfläche des Bodens zum Vorschein. Von Gongo socco giengen wir über die Goldberge nach Villa Goëthé, wo wir acht Tage blieben und von wo aus ich die, zwei leguas entfernte, Serra de piedade, auf deren höchsten Punkt eine Kapelle steht, besuchte, und eine reiche Aernte von Gebirgspflanzen machte. Am 28. October erreichten wir die schöne, am Rio das Velhas gelegene und von hohen Gebirgen umschlossene Stadt Sabara. Die Vegetation erneuete sich: ein Teppich der schönsten und mannichfaltigsten Blumen bedeckte den Boden. Am 3. October waren wir in dem, auf einer Anhöhe belegenen Städtchen, Santa Luzia, welches einen bedeutenden Handel mit Baumwolle, Häuten und Leder treibt. Wir wurden in dem Hause eines reichen Kaufmanns freundlich aufgenommen und erhielten von dem Besitzer einen kleinen Kredit, der uns in den Stand setzte, unsere Reise etwas weiter auszudehnen. Am Fusse dieses Städtchens schlängelt sich, in einer tiefen Schlucht, der hier schon breite, lehmige Rio das Velhas hin, dessen ansteigende Ufer mit Waldungen von einer hohen Palmen-Art, die man hier Macahú nennt, bedeckt sind, wodurch die Gegend ein sehr malerisches Ansehn erhält. Wir verweilten in Santa Luzia

bis zum 12. October und giengen von hier nach der Lagoa santa, wo ich eine ganz besondere Vegetation fand und eine Menge von Pflanzen sammelte. Leider war hier kein längerer Aufenthalt möglich. Wir schlugen jetzt die kleinen Wege durch die Campos ein, gingen von einer Fazenda (Landgut) zur andern, und überall beherbergte man uns unentgeldlich. Da Ignacia Faguara, Casa branca, Joao Marcus, sind die bedeutendsten Güter, deren Besitzer 100 bis 300 Sklaven haben. Man baut hier schon Waizen, Roggen, Gerste, auch ist die Viehzucht nicht unbedeutend.

Am 16. October erstiegen wir die Serra de Lappa und gelangten in ein angenehmes Gebirgsthal, welches mit den mannichfaltigsten, herrlich blühenden Pflanzen angefüllt war. Jetzt trat die Regenzeit ein und unser Aufenthalt ward dadurch bis auf drei Wochen verlängert. Des nassen Wetters ungeachtet sammelte ich täglich und trocknete in den Nächten mein Papier am Feuer. Dreihundert Pflanzen waren die Frucht anstrengender Arbeit. Eine besonders grosse Ausbeute von Rhexiae und Eriocaulon (40 Arten) gewährte der sandige und kiesige Boden. — Am 4. December verliessen wir dies so anziehende Thal und giengen über einige Bergrücken, durch enge Schluchten und über morastige Wiesen nach Congonhas und Pataúna, wo der Diamanten-Bezirk anfängt. Hier wurden die Pässe und Portarias *) nach Tejuco, der Hauptstadt des Bezirks, zur Intendanz geschickt, von der man die Erlaubniss, den Bezirk zu bereisen, haben muss. Uns wurde nicht die geringste Schwierigkeit gemacht und wir durften schon am folgenden Tage weiter reisen.

*) Kaiserliche Erlaubnissscheine.

Ueber die Cachoeira (Wasserfall) Bandurinha kamen wir am 11. December in Tejuco an, und wurden im Wohnhause des Intendanten sehr freundlich aufgenommen und bewirthet. In den vierzehn Tagen, während welcher wir uns hier aufhielten, durchwanderte ich die naheliegenden Gebirge, die besonders reich an Barbaceniae und Vellosiae sind, bis an den, drei Legoas südlich von hier fliessenden, ehemals diamantenreichen, Fluss liguitinonha. Am 29. December traten wir unsere Rückreise an, nahmen, bis Congonhas, dieselbe Strasse, auf der wir gekommen waren, erstiegen an einer, dem früheren Aufsteigepunkt, fast entgegengesetzten Seite die Serra de Lappa am 3. Januar 1825 zum zweiten Male, und wurden durch das anhaltende Regenwetter glücklicherweise bis zum 9. Januar in derselben aufgehalten. Der Weg, die Serra hinunter, war, im Regenwetter, einer der gefährlichsten, die wir während der ganzen Reise gehabt hatten. Wir giengen nun, am Fusse der Gebirgskette, abwechselnd durch Campos und Urwälder, mussten, des beständigen Regenwetters wegen, mehrere Flüsschen durchschwimmen und kamen endlich, am 20. Januar, über die Serra de Piedade auf die früher bereiseте Strasse von Coëthé und Gongo Socco. Hier trennte ich mich von meinem Reisegefährten, der die alte Strasse bis Villa rica verfolgte; ich hingegen überstieg und durchkreuzte die ganze Gebirgskette de Carassa, in der ich mich oft genöthigt sah, sowohl die Ladung als das Lastthier die schroffen Felsen hinanziehen zu lassen; eine achttägige, mühvolle und gefährliche Reise, die sich aber durch die Findung der Burmannia bicolor, Lavradia montana und alpestris, und vieler anderen seltenen Pflanzen, hinlänglich belohnte. Am 8. Februar verliessen

wir Villa rica und nahmen die nächste Strasse über die Serra d'ouro branco zur Villa Queluz und Barbacena über den Rio Paraïbuna und Paraïba, wo man wieder die Provinz Rio de Janeiro betritt."

„Mit welcher Anstrengung und Thätigkeit ich arbeiten musste, ist kaum zu glauben. Am Tage war ich zu Pferde mit einer Mappe auf dem Rücken, die von Stunde zu Stunde schwerer wurde. Kamen wir des Abends, durchnässt und ausgehungert in einer Strohhütte an, so musste ich, natürlich, meine Pflanzen zuerst besorgen, und in der Nacht, während alles um mich her schlief, musste ich, für den folgenden Tag, mein Papier am Feuer trocknen. Die Belohnung für diese Anstrengungen liegt indess in dem Erfolge meiner Arbeiten; denn ich habe, während dieser schnell gemachten Reise, 1500 Arten und gegen 25,000 Exemplare gesammelt, getrocknet und beschrieben."

(Von einer Reise, welche der Botaniker im Herbste des gegenwärtigen Jahres von Rio de Janeiro über St. Paul, Goyaz, Matto grosso, Maranhão, Para und zurück durch die Provinzen Piauhi, Pernambuco, Bahia und Minas geräes zu machen gedachte, und auf welcher er mithin Brasilien ganz durchreisen wird, erwarten wir im künftigen Jahre nähere Nachrichten).

Verzeichniss der sämmtlichen Banken in den Vereinigten Staaten nebst dem Cours ihrer Noten von Ende August 1825.

(Die beigesetzten Zahlen bedeuten pCt. Verlust.)

	pCt.		pCt.
Vereinigte Staaten Bank u. ihre Filiale (Branches)	½	Massachusetts. Boston Banken	2
New-Hampshire Banken..	2	Worcester Bank.....	2
Vermont,.....	3	Springfield Bank.....	2

	pCt.
Hampshire Bank	2
Phönix, zu Nantucket	2
Salem Banken	2
Andre Massachusetts Noten	2
Rhode Island.	
Providence Banken	1
Burrillville Bank	1
Freeman's Bank	1
Franklin Bank	2
Washington Westerly	2
Andere R. I. Noten	2
Connecticut.	
Hartford Bank	1
Phönix zu Hartford	1
Adler-Bank zu New-Haven	1
New-Haven Bank	1
Middletown Bank	2
Bridge-Port Bank	2
Derby Bank	2
Norwich Bank	2
New-London Bank	2
New-York.	
Stadtbanken von New-York	—
Jacob Barker's Bank	95
Washington & Warren Bk.	81
Albany Banken	1
Mohawk Bank	1
Troy Bank	1
Lansingburg Bank	1
New-Burg Bank	1
Deren Filial zu Ithaka	1
Catskil Bank	1
Middle Distrikt Bank	1
Auburn Bank	1
Utica Bank	1
Geneva Bank	1
Bank des Canton Hudson	1
Orange Canton Bank	1
Ontario Bank zu Utica	1
Plattsburg Bank	5
Canada Bank	8
Bank von Montreal	8

	pCt.
New-Jersey.	
Bank von New-Brunswick	1
Staatsbk. v. Newbrunswick	pari
Trenton Bank	pari
Jersey Bank	pari
Cumberland Bank	pari
Landbauer (Farmers) Bank zu Mount Holy (?)	pari
Staatsbank, Camden	pari
do. Elisabethtown	1
do. Morristown	1
do. Patterson	1
Pennsylvanien.	
Philadelphia Banken	pari
Harrisburg Bank	pari
Reading Bank	1⅛
Landbauer Bank zu Lancaster	pari
Northampton Bank	pari
Easton Bank	pari
Germantown Bank	pari
Montgomery-Canton Bank	pari
Chester Canton Bank zu West-Chester	pari
Delaware Canton Bank zu Chester	pari
Lancaster Bank	1
Landbauer Bank, Bedford Canton	1
Carlisle Bank	1⅛
York Bank	1¼
Chamberburg Bank	1⅓
Gettysburg Bank	1⅓
Pittsburg Bank	1⅓
Northumberland Union u. Canton Bank zu Milton	15
Centre Bank	12½
Greenburg Bank	12½
Brownsville Bank	12½
Delaware.	
Bank von Delaware	pari
Wilmington Bank u. Filiale	1

	pCt.
Landbauer-Bank u. Filiale	1
Handels Bank	pari
Filial zu Milford	8
Laurel Bank	50
Maryland.	
Baltimore Banken	¼
Stadtbank in Baltimore	1
Annapolis Bank	1
Havre de Grace	1
Bank von Westminster	1
Elkton Bank	1
Hagerstown Bank	1
Frederikstown Bank	1
Filial zu Easton	1
Bank von Carolina	15
Virginien	
Richmond Bank und Filiale	1
Bank des Thales (Valley)	1
Filial zu Romney	1
Filial zu Leesburg	1
Filial zu Charlestown	1
Nordwest-Bank von Virginien zu Wheeling	5

	pCt.
Distrikt Colombia.	
Banken zu Washington	1
Franklin-Bank von Alexandria — ohne Umsatz (no sale)	
Nord Carolina.	
Staatsbanken zu Raleigh u. Filiale	5½
Cape Fear Bank	5½
Newbern Bank	5½
Süd Carolina.	
Staatsbanken	8 à 8½
Georgien.	
Staatsbanken	5
Kentucky und Tennessee (ohne Umsatz).	
Ohio.	
Chelicothe Bank	5
Marietta	8
Steubenville	8
Die meisten andern ohne Umsatz.	
New-Orleans.	
Stadt-Banknoten	6½

Glücklicher Streifzug des Colombischen Kapers, General Santander.

(Bericht des Kapitains Northrup, datirt Gibraltar den 24. May 1825.)

Unser Kreuzzug begann vor vier Monaten auf der Höhe von Havana; unsere erste Prise von Wichtigkeit war ein nach Jamaica bestimmter Schooner, mit Stückgütern beladen, werth 80 — 100000 Piaster. Am 22. Februar trafen wir das Spanische Schiff Vigoroso, mit 10 langen 18 Pfündern und 50 Mann, werth 50 — 60000 Piaster; in 33 Minuten wurden diesem Schiffe alle Masten niedergeschossen; es ergab sich, und wir

schickten es nach Colombia. An der Küste von Cuba verbrannten und vernichteten wir 30 bis 40 Segel, machten aber nur zwei Prisen von Wichtigkeit. Dann gingen wir nach New-Orleans, nahmen dort Wasser und Proviant ein, und segelten dann nach Europa bei Cuba vorbei, wo wir noch einige Schiffe verbrannten. Am 12. May erblickten wir die Spanische Küste bei Cap S. Vincent, wo wir eine kleine Brigg nahmen und besetzten, die 15 — 20000 Piaster werth ist; am 13. passirten wir die Meerenge von Gibraltar, und caperten zwei Felucas; am 15. trafen und nahmen wir die schöne Spanische Brigg S. Felice, von Havana nach Barcelona bestimmt, 30000 Piaster an Werth; am 16., Nachmittags um 4 Uhr, trafen wir die Spanische Brigg Tonto von 6 Karonaden und 40 Mann; nach einem Gefecht von 40 Minuten war sie genommen; sie ist für 22 Kanonen gebohrt, und segelt sehr schnell; werth 30 — 50000 Piaster. Da wir mehrere Leute verloren hatten, liefen wir hier ein, und werden bald wieder absegeln. Die Colombischen Briggs Vencedor und Little Eagle liegen hier; die erstere hat bei Cap Spartel ein Gefecht von 10 Minuten mit einer Spanischen Brigg von 14 Kanonen gehabt; die Spanische Brigg ist unglücklicherweise untergegangen. Der Vereinigten Staaten Schiff, Nord Carolina, ist auch hier, und sieht gross und prächtig aus. —

Auszüge

aus brieflichen Mittheilungen und den in Amerika erscheinenden Blättern.

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika.

Die Gesetzgebung des Staats Illinois, (Hauptstadt Van-

dalia, 150 Deutsche Meilen, westlich von Philadelphia), hat eine Geldstrafe von 25 Dollars auf den Kauf und Verkauf von Spielkarten, Würfeln, Billardkugeln und allen übrigen, zum Commerz- oder Hazard-Spiele dienenden Dingen, gelegt; eben so stark ist jedes Spiel in öffentlichen oder Privathäusern verpönt; die Friedensrichter, Sheriffs &c. sind, bei Strafe von 100 Dollars und Amtsentsetzung, angewiesen, den Behörden von jedem Uebertretungsfalle Bericht zu erstatten. (New-York Commercial Advertiser.)

Der Staat Maine ward im October v. J. von einem schrecklichen Waldbrand heimgesucht. Ein Strich von 100 Engl. Meilen stand in Flammen; in Ripley und an drei benachbarten Orten wurden 150 Acker Waldung verzehrt; 21 Häuser und 25 Scheunen verbrannten; Exeter ward ganz zerstört; in Monmouth verbrannten 14 Heuschober mit 600000 Pfund Heu. Das Feuer verbreitete sich eine Engl. Meile weit in 4 Stunden. —

Zu Jackson (?) hat die neue Hochschule des Staats Louisiana, dem bisjetzt eine solche wissenschaftliche Anstalt fehlte, ihren Sitz. Der Präsident derselben (der Rector) empfängt 3000 Dollars, jeder ordentlicher Lehrer (Professor) 1500 Dollars, jeder Aufseher (Tutor) 1000 Dollars, und jeder Lector (Teacher) 750 Dollars jährlich, in vierteljährigen Raten und in Münze der Vereinigten Staaten.

Ein Capitain im 14. Regiment der New-York Bürgermiliz liess einen Feldwebel, den er von seiner Compagnie entlassen hatte, als einen liederlichen, nichtsnützen und versoffenen Kerl in öffentlichen Blättern bekannt machen. Doch der Feldwebel, Asher Prigg mit Namen, erklärt dagegen seinen Capitain für einen

unwissenden Menschen, der nichts vom tic-tac (er meint tactic und darunter versteht man in Amerika die Exercierkunst,) wisse, den er für einen Lügner erklären müsse, wenn er behaupte, er habe ihn, den Feldwebel, der bereits wieder an einer andern Compagnie angestellt sei, betrunken (*tipsy*) gesehn, wohl aber wisse die ganze Compagnie, dass jener Herr Capitain beim Exerciren mehrere male so betrunken gewesen sei, dass er vor der Compagnie nicht habe auf den Füssen stehen können und — dies bezeugen dem Feldwebel zehn Bürger mit ihrer Namens-Unterschrift. (So geht's, wenn einer durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern sein Müthchen an einem Feind zu kühlen denkt; die Antwort bleibt nicht aus und schmerzt oft mehr, als die Rachsucht erfreuen kann.)

Der 8te Bezirk (*Ward*) der Stadt New-York enthielt 1820: 13766 Einwohner; jetzt, in zwei Bezirke (der 8te und 10te) vertheilt, enthält der 8te Bezirk für sich allein 21000 Einwohner oder 4600 Familien, 2300 Häuser, 130 steinerne, öffentlichen Zwecken gewidmete Gebäude, 13 Kirchen, eine höhere Lehranstalt für Knaben, eine für Mädchen, die New-York Freischule Nro. 5; eine neue Akademie, ein römisch-katholisches Waisenhaus, einen Circus und ein Schauspielhaus, 2 Märkte, mehrere grosse Branntwein-Brennereien, Mühlen &c. Die Bevölkerung dieses Bezirks hat sich in fünf Jahren fast verdoppelt; die Bevölkerung der mehr nach dem Meere zu gelegenen Bezirke haben sich nicht so stark vermehrt, und ist in einigen geblieben, wie sie war. Wegen des Zuwachses in den oberen und mittleren Bezirken aber lässt sich (im October 1825) die Bevölkerung von New-York auf 170000 Seelen annehmen.

New-York enthielt	1780:	17080	Einw. *)
„	1790:	33131	„
„	1800:	60489	„
„	1810:	97373	„
„	1820:	123726	„

Nimmt die Bevölkerung in diesem Maase zu, so zählt New-York binnen 70 Jahren 1½ Millionen Einwohner. Albany, die Hauptstadt des Staats New-York, zählt jetzt 16000 Einw. (1820: 12500).

Der Gouverneur Troup in Georgien ist mit grosser Stimmenmehrheit wieder erwählt; von den 53 Cantonen, woraus dieser Staat besteht, stimmten nur 2 — 3 gegen ihn. Warum? Man sehe, Columbus II. Novemberheft S. 435.

Im Herbst dieses Jahrs brachen in allen Theilen von Nord-Amerika fürchterliche Waldbrände aus; in Ober-Canada, in New-York, Maine (s. oben) und New-Brunswick, die ungeheuren Schaden anrichteten und selbst bis nach Philadelphia mit dichtem Heerrauche die Luft verfinsterten. Sollten diese Waldbrände meteorologische Ursachen haben? —.

Zu Wake Forest im Staate Nord-Carolina lebt ein Mann, Namens Arthur Wall, 104 Jahr alt. Er ist im Canton Northumberland, in demselben Staate, geboren. Sein ältester Sohn ist 82 und sein jüngster Sohn 20 Jahr alt.

Die gesetzgebende Versammlung des Staats Georgien hat an die Richter der Cantongerichtshöfe die Verordnung erlassen, alljährlich, im Anfange des Novembers, an den Gouverneur des Staats geographisch-statistische Berichte über ihren Canton einzusenden.

---

*) S. Pfennig's Erdbeschreibung, 5. Aufl., S. 428.

Die Berichte sollen folgende Punkte erörtern: 1. Den Boden, sowohl dessen Beschaffenheit, als die Quantität und Qualität der Erzeugnisse. 2. Handel und Manufakturen. 3. Naturhistorische Bemerkungen. 4. Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. 5. Die vorgenommenen Verbesserungen der Landstrassen, Kanäle &c. 6. Die einzelnen Ortschaften, ihre Entstehung und Geschichte, Bevölkerung, Häuserzahl &c. 7. Academien und Schulen, so wie den Zustand der Volksbildung im Allgemeinen. 8. Die verschiedenen Religions-Secten. 9. Sitten, Gebräuche und Belustinungen des Volks. — Die Gesetzgebung erwartet übrigens, wie die Verordnung sagt, dass so ausgezeichnete Mitbürger, wie die Herren Richter sind, ausser diesen Gegenständen, noch vieles Wissenswürdige und Nützliche über ihre Cantone werden beifügen können! (Bravissimo!)

Das Gerücht von dem Tode des weltbekannten Morris Birkbeck, Secretair des Staates Illinois hat sich bestätigt. Er ertrank, als er von einem Besuche bei seinem Freunde Owen in Harmony, (welches sich in einem höchst blühenden Zustand befindet, wo bereits Erziehungshäuser &c. eingerichtet sind, und wo so viele Brüder und Schwestern zusammenströmen, dass sie kaum Obdach finden können,) heimkehrte, beim Uebersetzen über einen Strom. Er war der Stifter von New-Albion, der eifrige Beförderer der Auswanderung aus Grossbrittanien, daher angefeindet und verkannt, und der Verfasser einer lebendigen Landesbeschreibung des westlichen Gebiets der Vereinigten Staaten, wo jetzt die Staaten Ohio, Illinois, Indiana, Missouri und Michigan liegen. Sein Tod wird von allen Eingewanderten schmerzlich empfunden. Seine Thüre stand jedem obdachlosen Wanderer offen. Er hinterliess vier

Söhne und zwei Töchter. Die Leute hinter dem Walde (*the back wood men*) nannten ihn den Kaiser der Waldwiesen (*the emperor of the prairies*), weil er für seine Rechnung allein 16000 Akker Staatsländereien erkauft hatte.

Der Stadtrath zu Neu-Orleans hat eine neue Quarantaine-Verordnung erlassen. Vom 1. July bis 1. December soll jährlich eine Quarantaine bei Fort Plaquemine und bei Petite Coquille an der Einfahrt in den Mississippi bestehn. Schiffe, die aus den Häfen der Vereinigten Staaten, aus den Südamerikanischen Häfen südlich von Louisiana, aus Westindien und aus dem Mittelländischen Meere kommen, sollen bei einem der beiden obgenannten Forts angehalten und untersucht werden; herrschen an Bord der Schiffe keine ansteckende Krankheiten, so dürfen sie sogleich stromaufwärts fahren. Herrscht Krankheit, vornämlich das gelbe Fieber, so bleibt das Schiff so lange unter Quarantaine, als die Krankheit dauert.

Herr George Morrison, ein Geistlicher der Englischen Bischöflichen Kirche, der zu Bel-Air, 5 Meilen nordöstlich von Baltimore, einer Erziehungsanstalt (Academy) vorsteht, musste im August dieses Jahrs in Geschäften nach Baltimore reisen. Während seiner Abwesenheit führte sich einer seiner Zöglinge, ein Knabe von 14 Jahren, schlecht auf. Bei seiner Rückkehr Tags darauf machte er diesem Knaben ernste Vorstellungen wegen dessen Benehmen, und gab ihm am nächsten Morgen vor der versammelten Schule einen Verweis. (Körperliche Strafen dürfen den Kindern in Amerika nicht auferlegt werden.) Um 12 Uhr entliess er die Schule, und wollte nun einen Spaziergang machen. Als er über eine Hecke nahe bei seinem Hause stieg,

kam der Knabe ihm nach und schoss auf den Lehrer mit einem grossen Reiter-Pistol, welches mit einer 8löthigen Kugel geladen war; die Kugel drang in den obern Theil des Hüftknochens und die Verwundung war so gefährlich, dass die Aerzte für das Leben des unglücklichen Lehrers fürchteten. Was man mit dem jugendlichen Bösewicht begonnen habe, davon ist in dem Blatte (*Delaware Watchman*) nichts erwähnt! —

Die Jugend macht überhaupt in Amerika Streiche, wovon wir in Deutschland, Gott sei Dank, nichts wissen. Zu Reading, 10 Meilen nordwestlich von Philadelphia, ist ein 10 — 12jähriges Mädchen, Lydia Karchner, ins Gefängniss gebracht, weil sie zwei kleine Kinder eines Lohgärbers, Mathias Trein, die sie warten musste, in einem Teiche, Long Swamp, ertränkt hat. Erst bei dem Tode des zweiten 2jährigen Mädchens gerieth die Abscheuliche in Verdacht, und führte zu ihrer Entschuldigung an, sie hätte die Kinder nicht warten mögen.

Joseph Bonaparte giebt in New-York ein Werk mit prächtigen Kupfern über die Naturgeschichte der Vögel (American Ornithology) heraus.

Zwei Bürger der Stadt New-London, 25 Meilen nordöstlich von New-York, im Staate Connecticat, haben eine Maschine zum Mähen erfunden, womit ein Mann und ein Knabe mit einem Pferde so viel Gras mähen können, als die besten Mäher und eben so glatt vom Boden weg. Die Maschine ist in Gegenwart sachkundiger Männer geprüft und hat in jeder Rücksicht befriedigt. Sie ist sowohl auf ebenem als unebenem Boden anwendbar.

Die Zahl der in den neuen Staat Michigan während dieses Sommers eingewanderten Personen beträgt

4117. Vom 1. Mai bis 15. Juli ward für 60310 Dollars Land, von dem Land-Amte (Land-Office) im Hauptorte Detroit, verkauft. Unter diesen verkauften Ländereien sind auch Ufergegenden an der, in den Huron-See eingehenden Sagana-Bay, die früher für Militair-Zwecke aufbehalten waren. Auch die Gegend an dem Flusse Sagana, wo 1822 das Lager der Truppen unter Major Baker stand, ist verkauft. Dort wird bald eine der bedeutendsten Ortschaften entstehen; der Sagana fliesst daselbst aus mehreren Quellströmen zusammen und ist bis an den See schiffbar. Die Strasse vom Hauptort Detroit nach Mackinack, dem Hauptsitze des Canadischen Pelzhandels, am Zusammenflusse des Huron- und Michigan-See, führt durch jene Gegend. Sie kam, weil viele von jenen dort lagernden Truppen erkrankten, in den üheln Ruf der Ungesundheit; aber Personen, die dort viele Jahre lebten, behaupten das Gegentheil. Das Land ist wunderschön und ausserordentlich fruchtbar.

(Detroit Gazette.)

Die Abgaben von den öffentlichen Versteigerungen in Philadelphia beliefen sich in dem Jahre vom 1. Juni 1824 bis 1. Juni 1825: 72513 Dollars.

Auch zu Charleston, dem Haupthafen von Süd-Carolina, wird nach dem Muster des Denkmals von Bunker-Hill (siehe Novemberheft S. 444) auf dem Stadtplatze (*City Square*) eine Gedächtniss-Säule, zu Ehren der Revolutionshelden, errichtet werden. Die bereits adoptirte Zeichnung stellt einen Obelisk auf einem breiten Fussgestelle dar. Die Höhe der Säule beträgt 76 Fuss; das Fussgestelle ist ein vollkommenes Viereck von 25 Fuss, und 20 Fuss über den Boden erhoben. Das Ganze besteht aus Marmor und die Verzierungen aus Bronze.

Das Klima von Thompsons Island an Floridas Südküste, sagt die Washington Gazette vom 13. September, bleibt fortwährend ungesund, trotz vieler mühvollen Arbeiten, wodurch man die Luft zu verbessern suchte. Die Wälder sind in allen Richtungen geöffnet, um einen freiern Durchzug des Windes zu befördern. Plantanen, Bananen und andre tropische Cerealien gedeihn vortrefflich. Das Hornvieh vermehrt sich rasch und wird bald so häufig seyn, dass einiges ausgeführt werden kann. Kaufleute aus Cuba machen hier gute Geschäfte; sie kaufen die Strandgüter auf, die hier häufig antreiben. Auch wird bekanntlich ein bedeutender Schleichhandel getrieben. Die Station des Geschwaders der Nord-Amerikanischen Marine im Mexikanischen Meerbusen ist von dieser Insel nach dem nahen Pensacola verlegt.

Am Saranac, einem Flusse, der durch den nordöstlichsten Canton des Staats New-York, Clinton, in den Champlain-See fliesst, nahe bei dem Fabrikort Plattsburg, 60 Meilen nördlich von der Stadt New-York, und durch Canäle und herrliche Landstrassen damit verbunden, ist ein reicher Gang Eisenerz entdeckt, welches 68 pCt. enthält; so auch am Ausable (Sable), der südlicher gleichfalls in den Champlain-See geht, ist ein neues Erzlager aufgefunden, welches als eine Fortsetzung des längst bekannten Arnold's Lagers (Arnold's Ore-bed) anzusehn ist. Auch bei Watson's Furnace sind zwei neue Gruben angelegt. Tägliche Erfahrung beweiset, dass jener rauhe Gebirgsstrich, der früherhin gänzlich vernachlässigt ward, eine unerschöpfliche Menge des nutzbarsten Metalls liefern kann. (Der Canton Clinton enthielt 1820: 12070 Einwohner, Plattsburg 3112) Ausser diesem Hauptorte verdanken namentlich auch

die Orte Peru und Keysville den Eisenwerken ihre Entstehung und ihren immer wachsenden Wohlstand.

(Plattsburg Republican.)

Die diesen Canton am östlichen Ufer des Champlain-Sees gegenüber liegenden Gegenden des Staates Vermont sind eben so reich an Eisen. Dort in Swanton, 5 Meilen nordöstlich von Plattsburg, im Canton Franklin, wird ein Roheisen (pig-Iron) gewonnen, welches zu 75 Dollars die Tonne (tun), etwa 2000 Pfund, bereitwillig Absatz findet. (Schwedisches Stangeneisen kostet in Gothenburg nur 16 Pf. St. = 69 Dollars die Tonne. —) Im vorigen Jahre kostete dieselbe Sorte Eisen nur 40 Dollars. Es findet sich nämlich bei Swanton, besonders nördlich von diesem Orte, ganz nahe an der Canadischen Gränze, Sumpfeisen (bog iron) in Menge. Von dort erstreckt sich eine, an Eisen und Bleierzen sehr reiche Gebirgsstrecke, an die Gränze der beiden Staaten hin bis Benningten und Troy. Auf dieser Strecke giebt es 6 — 8 Hohöfen (furnaces) und eine beträchtliche Anzahl Schmelzöfen und Eisenhammer. Doch die Bewohner der westlichen Cantone von Vermont, Franklin, Chittenden, Addison, Rutland und Bennington im Staate Vermont, durch Landbau und Viehzucht wohlhabend, wenden nur geringe Aufmerksamkeit auf den Berghau.

Von einem Amerikanischen Dichter John G. C. Brainard ist zu New-York ein Duodez-Bändchen Gelegenheitsgedichte (occasional pieces of Poetry) erschienen; sie enthalten aber nicht Gelegenheitsgedichte im Deutschen Sinne des Worts, sondern lyrische Naturgemälde, etwa wie sie unser Matthisson und Salis lieferten, und worunter sich eins auf den Wasserfall Niagara durch erhabene Gedanken vorzüglich auszeichnet. Wir geben es hier als Probe:

The thoughts are strange that crowd into my brain,
While I look upward to thee. It would seem
As if God pour'd thee from his „hollow hand,"
And hung his bow upon thy awful front;
And spoke in that loud voice, which seem'd to him
Who dwelt in Patmos for his Saviour's sake,
„The sound of many waters;" and had bade
Thy flood to chronicle the ages back,
And notch His cent'ries in the eternal rocks.

„Deep calleth unto deep." And what are we,
That hear the question of that voice sublime?
Oh! what are all the notes that ever rung
From war's vain trumpet, by thy thundering side!
Yea, what is all the riot man can make
In his short life, to thy unceasing roar!
And yet, bold babbler, what art thou to Him,
Who drown'd a world, and heap'd the waters far
Above its loftiest mountains? — a light wave,
That breaks and whispers of its Maker's might.

Zu Wood-Ville, im Staate Mississippi, (zwischen Louisiana, Alabama und dem Mexikanischen Meerbusen), fiel im October (1825) zwischen dem Richter Childs und dem General Jour ein Zweikampf vor; der Richter ward durch den Kopf geschossen, aber doch nicht stark verletzt (not materially injured); er führte eine doppelläuftige Flinte und der General eine Kugelbüchse (rifle).

Am Hudson, nahe bei Albany, Hauptstadt des Staats New-York, ist ein grosser Kajen (Pier) errichtet, welcher 130000 Dollars kostet und im August für 199410 Dollars verkauft ward.

In der Mexikanischen Gränzprovinz Texas, wo im Jahre 1819 die geflüchteten Bonapartisten einen Champ d'Asil stiften wollten, welcher Plan aber gänzlich misslang, hat, an dem nordöstlichen Ufer der Mündung des grossen Colorado-Stromes, etwa 75 Deutsche Meilen

westlich von New-Orleans, wahrscheinlich mit Bewilligung der Mexikanischen Regierung, ein Herr Austin eine Colonie angelegt und eine Anzahl Landbauern aus den Vereinigten Staaten dahin gelockt. In diesem Frühjahre aber ist jener gewaltige, von dem Felsengebirge 150 Deutsche Meilen herströmende, Fluss ausgetreten, hat fast alle Aussaat und den geärndteten Vorrath zerstört, und die Colonisten in die schrecklichste Noth versetzt. Da es zu spät war, um von neuem die Felder zu bestellen, so entstand Hungersnoth, und man musste wilde Pferde und Büffel einfangen, um sich an deren Fleische zu sättigen. (Immer doch ein guter Nothbehelf!) Viele Pflanzer sind in den dürftigsten Umständen und alle ihre Aussichten sind vernichtet.

Im Jahre 1824 sind 15037 Ballen Baumwolle von Nashville in dem Staate Tennessee auf dem Cumberlandfluss, auf dem Ohio und Mississippi nach New-Orleans verschifft, welche auf dem dortigen Markte die Summe von 1 Million und 125000 Dollars ausbrachten. Die diesjährige Erndte brachte über 300,000 Ballen. Nashville, Hauptort von West-Tennessee und vom Canton Davidson, 1823 mit 2675 Einwohnern, liegt 100 Meilen nordöstlich von New-Orleans; die Stromfahrt aber beträgt wenigstens 170 Deutsche Meilen.

Britisches Nord-Amerika. Im Britischen Nord-Amerika erscheinen folgende Zeitschriften:

Zu S. Johns auf Newfoundland		1
In Charlotte, auf Prince Edwards Island		1
In Halifax, Neuschottlands Hauptstadt		5
In S. Andrews	in New-Brunswick	1
In S. Johns, Hauptstadt		3
In Frederickstoñ		1
In Quebeck, Canada's Hauptstadt		4

Tree Rivers (Trois Rivières)		1
Montreal	in Nieder-Canada	8
Stanstead		1
Brockville		1
Kingston	in Ober-Canada	2
York, Hauptstadt		3
Niagara		2
		34.

Viele Einwohner an den Gränzen von New-Brunswick und Nieder Canada, vornämlich aber die in Ober-Canada, halten Blätter, die in den Vereinigten Staaten erscheinen, welche wegen ihres niedrigen Preises und der häufigen Verbindung, die dort auf der Gränze statt findet, sehr beliebt sind. Einer Censur, oder sonstigem Presszwange, sind diese Blätter so wenig unterworfen, als die in England, auch nicht der fast noch drückenderen Stempelabgabe.

Ausser den hier aufgezählten Zeitschriften sind angekündigt: *The Philanthropist*, eine Zeitung in Halifax, *the Mercury* zu Mirimichi in Neu-Schottland; *Bibliothéque canadienne*, eine Monatsschrift in Französischer Sprache zu Montreal, desgleichen „*Abeille Encyclopédique*“ zu Quebec und *the Canadian Freeman*, Englische Zeitung zu York in Ober-Canada.

Von den oben aufgezählten sind nur 6 in Französischer Sprache geschrieben, und von diesen sind zwei Monatsschriften; die übrigen sind sämmtlich Englisch, eine ist eine Quartalschrift (*Quarterly Review*) und eine ist eine Monatsschrift.

Die Volkszahl, welcher diese Zeitschriften bestimmt sind, beträgt fast eine Million, wovon die Hälfte nur Französisch redet.

Vor Anbruch des Revolutionskrieges 1778 gab es in diesem ganzen Lande nicht mehr als zwei Zeitungen, aber auch nur 200000 Menschen. — Alle jene Blätter sind sehr freimüthig geschrieben. —

Ein Missionair an dem See der zwei Berge (in Ober-Canada) hat eine alte Handschrift in der Sprache der Algonkinen — entdeckt. Sie ist ungemein schön und zierlich geschrieben, die grossen Buchstaben und einzelne Sprüche sind artig illuminirt; sie ist die Uebersetzung eines Gebetbuchs in Französischer Sprache, wahrscheinlich von einem Indianer geschrieben und mit Hülfe eines Französischen Missionairs um die Mitte des 16. Jahrhunderts bearbeitet. Die Algonkinen-Sprache hat nicht das Sanfte der Huronen-Sprache, wie schon Charlevoix bemerkte; aber so wie jene, viele Fülle des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit an Wendungen, Redeformen und Eigenthümlichkeiten, die in Erstaunen setzen. Aber noch wunderbarer ist es, dass einige Wörter im Algonkinischen, Griechischen und Lateinischen Wörtern gleichen. Es giebt noch mehrere Schriften in dieser Sprache, die sich in den Händen einiger Bürger in Canada befinden, und es wäre zu wünschen, dass auch diese in Hände kämen, welche dieselben für die Sprachforschung benutzen könnten.

Im Monat August geriethen zwei Indianer, vom Stamme Mississagua, Oheim und Neffe, auf dem Catfish Island, in der Hay-Bay (Ontario-See) unweit Kingston in Ober-Canada, betrunkenen Muthes in Streit und beschlossen einen Zweikampf. Sie stellten sich eine Strecke weit von einander, jeder mit vierzig Steinen bewaffnet, die sie auf einander loswerfen wollten, bis einer getödtet wäre, oder der Vorrath erschöpft sei. Die gegenseitige Steinigung begann, als ein junger

Bursche, Sohn des ältern Indianers, dazwischen sprang, um denselben zu retten. In dem Augenblick warf der Neffe, und traf den Knaben so an den Kopf, dass er tod zu Boden stürzte.

Seit die freisinnige Politik der Brittischen Regierung die Brittisch-Amerikanischen Länder (Colonien, im alten Sinne des Worts, sind sie nicht mehr) fast von jedem Handelszweige befreit hat, beträgt der Absatz der Brittischen Manufakturwaaren in Canada, New-Brunswick, Neu-Schottland und New-Foundland jährlich über 1,600000 Pf. Sterling.

Colombia. Nach einer amtlichen Bekanntmachung betrug die Zolleinnahme des Hafens Puerto Cabello an Colombia's Nordküste im Jahre 1824: 103654 Piaster; die Einfuhrzölle brachten 81889 Piaster; die Ausfuhrzölle: 13890 Piaster; das Tonnengeld: 783 Piaster; die Verbrauchssteuer (Derecho de consumo): 2998 Piaster; sonstige Staatseinnahme (hacienda publica en comun?): 101 Piaster; überdies Ankergeld: 206 Piaster; Einnahmen fürs Militair-Hospital: 3786 Piaster. Die davon bestrittenen Ausgaben betrugen 34040 Piaster; z. B. für die Fortification: 7521 Piaster; Kriegskosten (gastos de guerra?) 3165 Piaster; für die Artillerie: 3165 Piaster &c. Die reine Staatseinnahme des Hafens betrug also: 69614 Piaster. — (*Columbiano.*)

Herr Soyez in Paris hat unter den Augen des Colombischen Abgesandten, Herrn Zea, während dessen Aufenthalte in Paris, eine Büste Bolivar's, des Befreiers von Süd-Amerika, in Bronze vollendet, die ein Seitenstück zu Washington's Büste bildet. Abgüsse sind bei Fortier, Strasse S. Sauveur, Nro. 24, in Paris zu haben.

Der Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, Señor Pedro Gual (s. Columbus I. 543.) und der General Pedro Briceno Mendez (s. daselbst S. 537) bis März 1825 Kriegsminister, sind von dem Vicepräsidenten der Republik, Dr. Mendoza, zu bevollmächtigten Ministern bei dem General-Congress der Amerikanischen Staaten, der zu Panama zusammentreten wird, ernannt worden.

Zu Cartagena wird eine bedeutende Expedition ausgerüstet; sie besteht aus mehreren Fregatten, vielen Kanonenböten und Transportschiffen, und wird wenigstens 7000 Mann Kerntruppen, unter dem Oberbefehl des Generals Montilla, an Bord nehmen. Diese sind grösstentheils in Cartagena versammelt, und unter diesen die Garde-Scharfschützen, die Obrist Reimbold befehligt. Auch erwartete man daselbst die Garde-Grenadiere, unter Obrist Hutzler, einem der tapfersten Helden der Revolution, die aus Peru über Panama bereits in Chagres eingetroffen sind. Alle diese Truppen sind aufs trefflichste bewaffnet, bekleidet und exercirt. Unter den Officieren sind viele Europäer, besonders Briten und Deutsche. Einige behaupten, diese Expedition sei gegen S. Juan de Ulua oder gegen Cuba bestimmt, welches laut um Erlösung schreit, und wo die neuerdings hingebrachten Spanischen Soldaten, die in dem elendesten Zustande angelangt sind, nur mit Mühe in Zaum gehalten werden; andere aber meinen, es gelte der Insel Puerto rico, und noch andere, diese Expedition könne ein noch viel entfernteres Ziel haben, und werde wohl gar ihren Lauf nach den Canarischen Inseln richten.

Man behauptet, Bolivar, der sich am 8. Juni noch in Arequipa befand, werde von la Paz durch

Oberperu und die Platastaaten nach Buenos-Ayres reisen, um von dort aus die Entscheidung des Zwistes über die Banda Oriental mit Brasilien herbeizuführen. In Buenos-Ayres könnte er leicht mit dem Grossbritannischen Vermittler Sir Charles Stuart zusammentreffen. General Sucre befand sich am 30. Mai zu Oropesa, im Staate Cochabamba, (nicht Chobamba), und wollte nach dem, 30 Deutsche Meilen nordwestlich davon liegenden, la Paz zurückreisen, um dort den Befreier Bolivar zu treffen. Ganz Oberperu war ruhig.

Zu Caracas, einer der vornehmsten Städte Colombia's, unfern der Nord-Küste, ereignete sich am 21. September ein unangenehmer Vorfall. Ein daselbst erscheinendes, durch freimüthigen Inhalt sehr beliebtes Blatt, der Argus, enthielt einige eingesandte Anmerkungen über einen gewissen Oberst de Limas, die diesem ehrrührig schienen. Statt den Herausgeber, Señor Gusman, vor die Gerichte zur Verantwortung zu ziehn, oder, was in ganz Amerika sehr gewöhnlich ist, ihn zum Zweikampf zu fordern, versteckte sich der Oberst mit der Niederträchtigkeit eines Banditen in einem Schlupfwinkel, und fiel aus demselben, den Abends ruhig nach Hause gehenden wehrlosen Bürger hinterrücks mit seinem Säbel an, und versetzte ihm drei Wunden, die aber zufällig nicht gefährlich sind. Die Polizei ergriff den Meuchelmörder; ohnmächtig ward der Verwundete in das Haus des Commandanten, Generals Marillo, gebracht, der ihn aufs beste verpflegen liess. Der Obrist ward ins Stadtgefängniss gesetzt und erwartet dort den Urtheilspruch des Gerichts, welches in Colombien, wie das Beispiel des Obristen Infante bewiess, auch gegen Militair unerbittlich strenge ist.

Buenos-Ayres. Die Schottischen Landleute, die im Anfange des Jahrs 1825 in dem Schiffe Symmetry von Leith (Edinburgh's Seehafen) nach Buenos-Ayres ausgewandert sind, äussern in einem Schreiben an ihre Schottischen Wohlthäter, ihre vollkommene Zufriedenheit über das ihnen zuertheilte Land, so wie über die ihnen und ihren Familien gewordene Unterstützung von Seiten der Regierung des Freistaats. Sie sind emsig beschäftigt, den Boden umzupflügen, und mit Mais zu besäen, da zum Waizenbau das Jahr schon zu weit vorgerückt ist; auch zähmen sie das ihnen gegebene, fast wilde Rindvieh. Einige wünschen Dienstleute aus Schottland, und es sind daselbst bereits Anstalten getroffen, solche abzusenden.

Peru's Klima.

(Nach Alexander Caldcleugh.)

Nichts erregt dem Fremden bei seinem Aufenthalte in Peru grösseres Erstaunen, als die wunderbare Beschaffenheit des Klimas in den Küstengegenden der Hauptstadt Lima. In Europäischen Gegenden regnet es viel und in den übrigen tropischen Ländern periodisch mit grosser Heftigkeit; doch hier trifft man einen Strich Landes, innerhalb zwölf Grade südlich vom Aequator, mit schlechtem Sandboden, wo es seit vierzehn Jahren nicht geregnet hat; früher, nach den bewährtesten Nachrichten, ist der Regen noch viel länger ausgeblieben, und dess ungeachtet liefert dieser Landstrich die herrlichsten Früchte und reichliche Aerndten. Lima liegt unter 300° 32′ 15″ L., 12° 2′ 34″ S. Br., auf eine Ebene, die sich eine starke Deut-

sche Meile weit zum stillen Meere sanft absenkt. Die grosse Anden-Bergkette liegt 15 Deutsche Meilen weiter östlich, aber Zweige derselben nähern sich den Thoren bis auf eine halbe Meile und bilden ein Amphitheater um die Stadt. Diese Sierras sind 2000 — 2500 Fuss hoch und halten die nördlichen und östlichen Winde ab. Der Boden ist, wie fast überall in Nieder-Peru, sandig. Das Barometer wird durch die Veränderungen der Atmosphäre nur wenig afficirt. Der Verfasser des *Tratado sobre el Clima de Lima*, Doctor Unanue, giebt dessen mittleren Stand auf 27, 4° an; doch diese Schätzung ist unzuverlässig; denn daraus würde eine Höhenlage des Landes von 2500 Fuss über dem Spiegel des stillen Meeres hervorgehn, welches nicht mit der Wahrheit stimmt, die durch andere Mittel dargethan ist, dass die Ebene von Lima nur etwa 580 Fuss über dem Meeresspiegel liegt. Dr. Unanue gesteht selbst, dass Herr Curson, ein Brite, der Peru in den Jahren 1811 — 1812 bereiste, diesen mittleren Stand durch ein Barometer von Berge, nach Sir Henry Englefields Plan verfertigt, nicht bestätigt fand. Das Thermometer wechselt von 61° — 84°. In diesem Theile des stillen Meeres sind die Winde gewöhnlich südlich und nur zu Zeiten stürmt es äusserst heftig aus Norden. Bei Tagesanbruch erhebt sich ein leiser West, der gegen elf Uhr südlich wird und bei Sonnenuntergang ganz nach Südosten umsetzt. In der sogenannten Winterzeit, das heisst, von April oder May bis November, herrscht fortwährend dicker Nebel und während der übrigen Monate zur Zeit der Mondwandlungen. Diese Nebel kommen mit dem Morgenwinde, um Mittag vertilgt sie die Macht der Sonne; Abends aber bringt der Südostwind sie zurück. Im

Winter ist die Luft fast ununterbrochen mit Dünsten erfüllt, so dass die Sonne nur gegen das Ende desselben (im November) in stralender Klarheit durchbricht. Der Dunstnebel ist so dicht, dass man oft keine zwei Schritte vorwärts sehn kann und er macht die langen, zwölftündigen Nächte schauerhaft dunkel. Während das Thal des Rimacflusses, worin Lima liegt, durch diese feuchten Nebel höchst fruchtbar erhalten wird, regnet es in den nahen Gebirgen mit grosser Heftigkeit, und die Regengüsse sind oft mit Gewittern begleitet. Auch auf dem Andengebirge Chile's sind die Schneestürme selten ohne Donner und Blitz. Donner und Blitz sind aber in dem Thale von Lima so selten, dass man die Tage, wo sie statt fanden, genau aufzeichnet. Seit 1583, also etwa in 230 Jahren, fanden nur vier Gewitter statt.

Dieses wunderbare Klima beschränkt sich auf das Thal des Rimac und auf die Küstengegenden von Nieder-Peru, wo die Cordillera dem stillen Meere nahe tritt. Zu Guayaquil, am stillen Meere hingegen, 150 Deutsche Meilen nördlich von Lima, wo die Bergkette weiter östlich landeinwärts liegt, sind Regengüsse und Gewitter häufig, Nebel aber eine seltne Erscheinung.

Die Erderschütterungen, denen dieses Land besonders ausgesetzt ist, kehren, wie man allgemein glaubt, in Fristen funfzig Jahren wieder, und haben wirklich 1586, 1630, 1687, 1746 und 1806 am fürchterlichsten gewüthet. Man behauptet in Lima, dass die Stösse der letzten Jahre nicht so heftig waren, wie früher. Sie sollen den Boden unfruchtbar machen — und seit dem Erdbeben von 1687 will kein Weizen gedeihen. Wirklich aber ist der Sandboden Niederperu's (das Thal des Rimac macht eine Ausnahme) im Allge-

meinen dem Pflanzenwachsthume nicht günstig, ausgenommen für Cactus-Arten und nur an dem Rande der Giessbäche zieht man Zucker, Wein, Toback und Reis, welche dort üppig gedeihen. Leicht aber ist zu begreifen, dass die Erderschütterungen den Lauf der Ströme und Quellen verändert haben und dass also Strecken Landes, die früher mit Nutzpflanzen erfüllt waren, jetzt aus Mangel an Wasser unfruchtbar geworden sind; andere Strecken, die unbemerkt geblieben sind, können aus demselben Grunde an Fruchtbarkeit gewonnen haben. Nieder-Peru's Klima kann der grossen Hitze wegen dem Kornbaue nie günstig gewesen seyn. Jedem Erdbeben hier, wie in ganz Süd-Amerika, folgen sogleich heftige Regengüsse. Sie fanden 1687 und 1746 statt und nach dem starken Erdstoss 1806 waren Lima's Strassen mehrere Tage hindurch gänzlich überschwemmt, welches den Schrecken und das Elend der Einwohner vollendete.

Da Hitze und Feuchtigkeit die vorherrschenden Eigenschaften des Klimas sind, so sind auch die Krankheiten fast durchaus von tropischer Beschaffenheit. Obgleich die Leiden aller warmen Länder, z. B. Fieber und Leberentzündungen die gewöhnlichen sind, so kommen auch in den Sommermonaten Brustübel (Asthmas), Husten, und andere Lungen-Krankheiten, die sonst nur dem kalten Klima eigen sind, häufig vor; doch ist das Klima nicht als ungesund zu betrachten, obgleich Fälle von sehr hohem Lebensalter nur sehr selten vorkommen. Der Unterschied der Lebensart der Bewohner von Nieder- und Oberperu ist so auffallend, als die beiden Länder eignen Vegetabilien, und wenige Bergbewohner bleiben lange an der Küste ohne

von Wechsel- oder Entzündungsfiebern befallen zu werden.

Die vegetabilischen Erzeugnisse sind zahlreich, und von höchster Mannigfaltigkeit. In den wärmsten Gegenden wachsen Zucker, Reis, Toback, Yams, frühe Kartoffeln, und Kakao; in den kälteren Trauben, und Quinoa (Chenopodium), auf den höchsten, unsere Kartoffeln, und zwar in Sorten von der köstlichsten Beschaffenheit; besonders ist eine in Lima gewöhnlich, die man papa amarilla, gelbe Kartoffel, nennt, und welche die Sierra, 20 deutsche Meilen in Nordosten von Lima, ungemein häufig erzeugt. Die Aracacha, die vor kurzem so grosses Interesse erregt hat, ist in Peru unbekannt. Sie ist in der Gegend von Bogota, und überhaupt im westlichen Colombia sehr häufig, von gelblich weisser Farbe, und im Geschmack einer gekochten Kastanie ähnlich. Camotes wachsen eben so gross als bei Rio de Janeiro, und man liebt sie in Chile sehr; alle Damen in Chile ersuchten Herrn Caldcleugh bei seiner Abreise nach Peru, ihnen Camotes mitzubringen, aber wie er dort (1821) ankam, waren daselbst, wegen den Kriegsunruhen, durchaus keine Lebensmittel zu haben.

Peru's Früchte sind köstlich und mannigfaltig. Die Trauben sind vortrefflich von Geschmack; aber der Wein taugt nicht viel. In den Gegenden, die dem Handel mit dem Mutterlande näher liegen, untersagten die Spanier mit der Grausamkeit, womit sie überhaupt ihre Colonien behandelten, den Anbau der Reben, und vernichteten die Weinberge, so wie die Tabacks-Pflanzungen; aber in Chile und Peru war dies nicht der Fall. Seit vielen Jahren war Wein und Branntewein ein bedeutender Ausfuhr-Artikel von

Mendozà, Chile und Callão. — Sehr häufig sind Melonen, Wassermelonen, und die Palta (Laurus Persea), die aber nicht zu rühmen ist; doch eine Frucht, die *Chirimoya*, verdient wegen ihres trefflichen Geschmacks besonderer Erwähnung. Ihr Name bedeutet in der Quichua-Sprache, woraus er herstammt, Kaltsame, von Chiri Kalt und von muhu Same, und ist vollkommen passend. Der Baum, der diese Frucht liefert, ist 12 bis 15 Fuss hoch, seine Aeste hangen bis an den Boden, mit langen, breiten Blättern; die Blume ist klein, nelkenbraun, und duftet ausserordentlich angenehm; die Frucht wechselt von der Grösse einer Orange bis zu der einer Melone, und ist mit einer weichen, grünen Haut überzogen; das Fleisch ist weiss, fast flüssig, oder doch leicht mit einem Löffel zu zerschneiden, und umhüllt eine Anzahl blanker schwarzer Kerne von der der Grösse einer Mandel, die, der Luft ausgesetzt, hellbraun werden; der Geschmack desselben ist unbeschreiblich, aber sie schmeckt gut, ein gebratener Aepfel giebt davon eine Ahndung, und ist hier eine ungemein duftende Würzigkeit und eine erquickende Kühle, die doch nicht erkältet; — eine Mischung des Süssen und Sauren, die vielleicht keine andere Frucht hat. Man kann sie in Menge essen, ohne dass sie schadet — nur sehr schwachen Magen kann sie schädlich werden. Könnte sie in unseren Treibhäusern fortkommen, so wäre sie ein neues Leckerbissen für unsere Tafeln; sie wird von den Botanikern für eine neue Species Genus Anona (Flaschenbaums), welches überhaupt den wärmern America eigen ist, erklärt.

Die Moskito's sind nicht beschwerlich als in andern warmen Ländern, aber Flöhe giebt es, so gross und so behende, dass nicht nur die Fremden, sondern

selbst die Inländer, einen ununterbrochenen Krieg gegen sie zu führen haben. Nirgend, sagt der weit gereisste Herr Caldcleugh, sah ich solche gedrängte Schaaren dieser abscheulichen Quäl-Insekten; gleich den Fliegen bedecken sie die Seeküste, und in Lima bemerkt man auch in den vornehmsten Häusern ihre Gegenwart, welche nicht selten die Gespräche unterbricht. Gleichermassen das berüchtigte entomologische Produkt unsrerer Betten, nämlich die Wanzen. Dr. Unanue behauptet, sie wären in Lima nicht häufiger als in grossen Städten Europa, und in Paris allein gebe es 70 Arten; aber selbst wenn man das wärmere Klima und den Regenmangel mit in Anschlag bringt, muss man sich doch über die Wanzenmenge in Lima wundern, und jene Aeusserung der Vaterlandsliebe des Herrn Dr. Unanue zu schreiben. Gewiss hat der Mangel an Reinlichkeit, und der Umstand, dass bei der geringen Wassermenge die Häuser nicht gehörig gescheuert werden, einen grossen Einfluss auf die Erzeugung jenes Ungeziefers, sowohl der Wanzen als der Flöhe.

Plötzliche Austrocknung des Rio de la Plata.

Ein fürchterlicher Orkan aus Nordwesten (ein Pampero) trieb im Monat April des Jahres 1793 das sämmtliche Wasser des Rio de la Plata 10 Seemeilen weit aus dem obern Theile seines Bettes, so dass die benachbarten südlichen Ebenen ganz überschwemmt wurden, das Flussbette aber trocken blieb. Schiffe, die vor dreissig Jahren in dem Rio versunken waren, z. B. ein 1762 untergegangenes, reichbeladenes Englisches

Schiff, lagen offen da. Viele Leute aus Buenos-Ayres gingen, ohne einen Fuss nass zu machen, hin, wo die Trümmer lagen, und kehrten mit den lange verborgen gelegenen Schätzen und Sachen von Werth beladen zurück. Diese grosse, unsers Wissens in Europa unbekannt gebliebene, Naturbegebenheit dauerte drei Tage; als der Sturm aufhörte, kehrte das Wasser der Parana &c. mit grosser Gewalt in sein natürliches Bett zurück! — (*Naval Chronicle I.* 175.)

Uebersicht

der sämmtlichen Amerikanischen Länder und Staaten am Ende des Jahrs 1825.

I. Grönland (60 — 72° N. Br.) ein grosses Halbinselförmiges Land von unbekannter Ausdehnung; auf der 300 Meilen langen, an die Strasse Davis stossenden Westküste, sind Dänische Niederlassungen und Brüdergemeinden zur Bekehrung der heidnischen, aber äusserst gutmüthigen Eskimos, mit etwa 6000 Seelen; 1817 nur fünf ordinirte Missionaire. Einfuhr 90000 ℔, Ausfuhr 200000 ℔. Es zerfällt in zwei Inspektorate:

1) Das nördliche mit der Waigat-Insel, welche 1818 45 Britische Schiffe des Wallfischfanges wegen besuchten, und der Colonie Jacobshavn.

2) Das südliche Inspektorat mit der Hauptniederlassung Julianeshaab, 1819 Einwohner, und die Brüdergemeinden Neu-Herrnhuth 349 Personen, Lichtenfels 330 Personen, Lichtenau 498 Personen und Friedrichsthal. Grönland's Ostküste ist noch grösstentheils unbekannt. Sie liegt etwa 30 Deutsche Meilen von Island's Westküste. Capitain Scoresby drang am 1.

Mai 1822 in dieser Gegend bis zum 80° 34′ N. Br. vor, war also nur noch 51 Deutsche Meilen vom Nordpol entfernt.

II. Weiter nach Norden an der Strasse Davis und am Baffins Meer, haben die Reisen der Capitaine Lyons und Parry das Feld der geographischen Entdeckungen in diesem Jahre nicht erweitert. Der dort unter 74° 19′ liegende Lancaster-Sund scheint eine Durchfahrt nach Nordwesten darzubieten; nach der dortigen Nordküste des Nord-Amerikanischen Vestlandes wird sich Capitain Franklin im nächsten Sommer zum zweitenmal einen Weg zu bahnen suchen; er war im August bereits mit seiner Reisegesellschaft in seinem Winterquartiere, Fort Chepewyan, 58° 42′ 58″ N. Br. glücklich angelangt. Da er aber nun den Capitain Parry nicht findet, so ist dadurch schon ein grosser Theil seiner Entdeckungshoffnung vernichtet. Nur mittelst der Schiffe und Böte, die Seewärts erwartet wurden, ist in dem dortigen Polargewässern weiter fortzukommen.

III. Russische Niederlassungen an der Nordwestküste (s. Columbus I. S. 449.), vornämlich zum Behuf des Pelzhandels, besonders des Seeotterfangs, erstrecken sich vom 54° 40′ N. Br., Südpunkt der Prince Wales-Insel, welche ganz russisch ist, bis zur Behringsstrasse, die Amerika von Asien scheidet, und schliessen sich mittelst der Fuchs-Inseln dem Archipel von Kamtschatka an. Vom Südpunkt, wo diese Russischen Besitzungen an die Brittische Nordwestküste stossen, bis zur Spitze der Halbinsel Aliaska sind über 250 Deutsche Meilen. 19000 □Meilen 60000 Köpfe, worunter etwa 600 Russen, 553 Kurilen, 8415 Aleuten; die übrigen sind freie, sehr tapfere Wilde. Hauptort Sitka

auf der König Georgs Insel Baranow, 225° L. 57° 50′ N. Br. Die Niederlassung Bodega (Slavinsky Ross) unter 38° 30 M. N. Br., hart an der Nordgränze der Mexikanischen Provinz Neu-Californien scheint jetzt aufgegeben zu seyn. Die Russische Handelscompagnie unterhält 10 Schiffe von 25 — 400 Tonnen (s. Columbus I. S. 449.)

IV. Britisches Nord-Amerika. 160000 □M. 1,500000 Einwohner, stösst im Norden an die, zum Theil des Pelzhandels wegen durchstreiften, Nordpolarländer, im Nordwesten an die Russischen Besitzungen und ans stille Meer, im Osten ans Atlantische Meer und im Süden an die Vereinigten Staaten, wo der 51. Grad Norderbreite als Gränzscheide vestgesetzt ist. Die Bestandtheile derselben sind:

1) Pelzhändler-Gebiet der Nordwest- oder Montreal-Gesellschaft bis zum Athabasca- und Sklavensee (62° 17′ N. Br.). Die Urbewohner vermindern sich dort ausserordentlich. Die Gesellschaft hält etwa 2000 Jäger.

2) Pelzhändler-Gebiet der Hudsonbay-Gesellschaft (Hudson Bay Company) im Westen des Hudsonsbusens, hält über 3000 Jäger, Hauptort York-Fort, 57° 0′ N. Br. 285° 12′ L. (Unter dem 53° 51′ N. Br. 275° 18′ L. treffen die beiden Pelzhändler-Gebiete in Cumberland-House auf der Fichten-Insel zusammen und oft entstehen dort blutige Händel *).

*) (Die 3te Pelzhändler-Gesellschaft, die Südwestcompagnie, hat ihren Sitz zu Mackinaw, zwischen dem Huron- und Michigan-See und treibt ihre sehr bedeutenden Geschäfte mit den Indianern im Gebiete der Vereinigten Staaten. —)

3) General-Gouvernement Canada. 3596 □M. am St. Lorenzstrom.

a) Unter-Gouvernement Nieder-Canada (21 Cantons, 622628 Einw.) meistens römisch-katholisch und französischen Ursprungs, Hauptstadt Quebec, Sitz des General-Gouverneurs und eines Unter-Gouverneurs.

b) Unter-Gouvernement Ober-Canada, mit einer eignen Gesetzgebenden Versammlung, 8 Distrikten, 21 Cantons, 1824: 280567 Einw., meistens Protestanten und Britischen Ursprungs, jährlich durch Einwanderung stark vermehrt. York, Hafen am Ontario-See, Sitz des Unter-Gouverneurs, 90 Meilen südwestlich von Quebec.

4) Unter-Gouvernement New-Brunswick, 3 Cantons, 1823 □Meilen, 75000 Einwohner, theils Britischen, theils Französischen Ursprungs, im Süden von Canada, stösst im Südwesten an den Staat Maine (Vereinigte Staaten), höchst fruchtbar und holzreich, hat, so wie Neu-Schottland, in diesem Jahre ausserordentlich durch Waldbrand gelitten. Hauptort San Johns an der Südküste, Sitz des Untergouverneurs, 55 Meilen östlich von Quebec.

5) Unter-Gouvernement Neu-Schottland (*Nova Scotia*) eine Halbinsel, südlich von New-Brunswick, ein Küstenstrich östlich von demselben, und am S. Lorenzbusen, wo die Mirimichi-Bay, durch eine Erdenge damit verbunden, wozu auch die westlich liegende (einst so berühmte) Insel Cap Breton, Hauptort Sidney, Haupthafen Ashmot gehört. Mit dieser: 10 Cantons, 730 □Meilen. 1825: 125000 Einwohner (worunter 350 Familien bekehrter Micmac-Indianer), 10—11000 Gallo-Amerikaner, die übrigen sind Britischen oder Holländischen Ursprungs, Hauptstadt Halifax, vortrefflicher Kriegshaven an der Südküste, 95 Meilen

westlich von Quebec, durch eine schöne Poststrasse mit der Hauptstadt verbunden.

6) Untergouvernement Prinz-Edward Insel (*Prince Edward Island*), 85 □Meilen. 17500 Einwohner, meist Briten, besteht aus der Prinz-Edward Insel, den 7 Magdalenen Inseln und der wüsten Insel Anticosti die im St. Lorenzbusen, und an Neu-Schottlands Nordküste liegen. Sehr fruchtbar an Getraide, auch Fischfang. Haupthafen Charlotte (nicht Charlestown) an der Südküste der Hauptinsel, Sitz des Untergouverneurs.

7) Das Gouvernement Newfoundland, 2090 □Meilen, 70000 Einwohner, meist Britischer Abkunft, besteht aus der grossen, vor dem S. Lorenzbusen liegenden Insel, ohne Getraide-Bau, aber wegen des Stockfischfangs auf den südlich davon liegenden grossen Sandbänken, der jeden Sommer getrieben wird, höchst wichtig. Hauptort S. John, Hafen an der Ostküste, Sitz des Gouverneurs *).

An der Südküste liegt die Petersbank (6 □Meilen) mit den Inseln Miquelon und S. Pierre, wo die Franzosen im Sommer Stockfische fangen nnd bereiten, aber sie dürfen daselbst keine Vestungswerke und Niederlassungen aulegen anlegen. Im Winter sind diese Inselchen fast ganz unbewohnt.

8) Das Gouvernement Bermudas, 32°, 20′ — 32° 30′ N. Br., 314 — 315° O. L., 18 D. □Meil.

---

*) Zum Gouvernement New-Foundland gehört auch die grosse Halbinsel Labrador, 20000 □Meilen, nördlich von Canada, an deren Küste gleichfalls Stockfischfang getrieben wird. Auf der Ostküste, an der Unity-Bay, haben die Herrnhuther die drei Missionen, Hopedale, Okkak und Nain mit 15 Missionaren, die dort höchst gutmüthige Eskimoes bekehren.

103 □Meilen), 5462 Weisse, meist Britischen Ursprungs, und 4919 Neger, eine wunderbare Inselgruppe, mitten im Atlantischen Meere, 150 Meilen östlich vom Cap Hatteras an der Küste von Nord-Carolina, (nächstes Vestland,) 850 Meilen südwestlich von Madera. Sie bilden ein langes, höchstens ¾ Meilen breites, von Nordosten nach Südwesten laufendes und dort gebogenes Kalkfelsenriff mit grossen Meerbusen. Die Süd-westliche, die grosse Bermuda, nimmt fast den ganzen Raum ein. Ihr nordöstlichster Theil heisst Hamilton und daran stösst die zweite, aber weit kleinere Hauptinsel S. George's Island. Diese Hauptinsel ist von einer Menge Klippen umgeben. Das Fahrwasser der Gegend ist höchst gefährlich, das Klima ist vortrefflich, auch für Südfrüchte; Colonialprodukte gibt es aber wenig. Die Einwohner sind kühne Seefahrer, die von den Bahama-Inseln häufig Salz holen. Sie scheinen etwas unruhig; der Gouverneur Lumley nahm am 8. Juny dieses Jahrs freiwillig von dort Abschied. Indess scheinen jetzt die Zwistigkeiten beigelegt zu seyn. Auf der Insel S. George liegt an der Südküste die Hauptstadt S. George, Sitz des Gouverneurs. Sowohl S. George, als auch Hamilton auf der grossen Bermuda sind Freihäfen.

V. Vereinigte Staaten von Nord-Amerika, 25 an der Zahl und 5 Gebiete. M. s. Columbus II. 109. 110.

VI. Westindien.

a) Britisches Gouvernement der Bahama-Inseln, 700 an der Zahl, 257 □Meilen gross, 9 Kirchspiele, 1720 Weisse, 583 freie Schwarze, 3044 schwarze Sklaven und 116 farbige Sklaven. Die Bahamas bilden eine gemeinschaftliche Anhöhe, die sich nur wenige

Fuss über die Meeresfläche erhebt. Sie sind im Westen durch den 10 — 11 Meilen breiten neuen Bahama-Kanal (Golfstream) von Ostflorida's Küste, und im Südwesten durch den alten Bahama-Kanal von der klippenvollen Nordküste der Insel Cuba getrennt, und bestehn aus 3 Hauptbänken: 1) Die kleine Bahama-Bank, wenig bewohnt und im Süden durch die Providence-Strasse von der grossen Bahama-Bank geschieden. 2) Die grosse Bahama-Bank mit der Haupt-Bahama-Insel New-Providence, wo die Hauptstadt Nassau, Sitz des Gouverneurs ist. 3) Die Cayques-Bank, eine südöstliche Fortsetzung der grossen Bahama-Bank, die mit den Turks-Inseln, wo viel Salz gesammelt wird, im Norden von Haïti den östlichen Abfall jener merkwürdigen Sandbankkette bildet.

b) Spanisches General-Capitanie Cuba, 2309 □M, 1824 mit 630980 Einwohnern, worunter an 300000 Weisse und freie Farbige sind. S. Columbus I. 187. 329, II. 422.

c) Spanische General-Capitanie Puertorico, zwischen Haïti und den Britischen und Dänischen Jungfern-Inseln, 182 □Meilen, 200000 Einwohner, worunter etwa 19000 Sklaven, General-Capitain Don Miguel de la Torre, (m. s. Columbus I, 169). Zu Puertorico gehören die an dessen Ostküste liegenden Spanischen Jungferninseln 6^{75} □Meilen, 7000 Einw., nämlich Culebra (Serpent) Passagos und Vieque (Crab Island); auf der letztern, die unbewohnt ist, dürfen auch Briten und Dänen Krebse fangen und Holz fällen.

d) Die Republik Haïti, (s. Columbus II, 165,) durch den Windward-Kanal im Westen von Cuba und mittelst der Mona-Durchfahrt im Osten von Puerto

getrennt, 1385 □Meilen, nach dem Census vom 5. August 1824: 935245 Einwohner, sämmtlich freie Schwarze und Farbige, worunter 110308 gut bewaffnete und wohlgeübte Nationalgarden sind. Im vormalig Spanischen Antheil, der grösseren Osthälfte, zählte man nur 61468 Einwohner. Hauptsprache, Französisch, Staatsreligion, die Römischkatholische. Sie besteht aus folgenden 33 Arrondissements.

		Einw.	Milizen.
1.	Port au Prince (eigentlich Port Republicain) an der Westküste, Hauptstadt, Sitz des Präsidenten und der Regierungs-Behörden, vornehmster Handelshafen, wo 1824 188 Schiffe, gross 26223 Tonnen, einliefen und 110982½ Piast. Einfuhr- u. 302303 Pst. Ausfuhrzoll zahlten. (25000 Einwohner, worunter nur 150 Europäer)	89164	13145
2.	Cap Haytïen, sonst Cap Français, dann Cap Henry, an der Nordküste (die Stadt ist seit Christoph's Tode in Verfall)	38566	5829
3.	Aux Cayes du Fond, an der Südküste	63536	8617
4.	S. Domingo,* *) östlich davon an der Südküste, mit der, meistens von Weissen bewohnten Hauptstadt des vormals Spanischen Gebiets . . .	20076	4344
5.	Jeremie,* westlich davon, auch an der Südküste	37652	5000
	Latus Einw.	248994	36935

*) NB. Die mit einem * bezeichneten Bezirke gehörten vormals zum Spanischen Antheil der Insel; alle übrigen zum Französischen Antheil.

		Einw.	Milizen.
	Transport:	248994	36935
6.	Aquin, an der Südküste der nach Westen laufenden Halbinsel . . .	58587	8055
7.	Gonaives (nicht Gonave) an der Westküste. NB. Keine Insel. . .	33542	4819
8.	Tiburon, an der Spitze der westlichen Halbinsel	37927	5213
9.	Port au Paix an der Nordküste .	26058	3078
10.	Saint Marc an der Westküste .	37628	3966
11.	Port Plate (Puerto do Plata)* an der Nordküste	10622	1530
12.	Jacmel, an der Südküste	99018	14000
13.	Nipes, an der Nordküste der westlichen Halbinsel	44478	6213
14.	Port Liberté, sonst Dauphin, an der Nordküste, östlich von Cap Haïtien	21530	1000
15.	Leogane, an der Nordküste der westlichen Halbinsel	55662	6860
16.	Monte Christe, an der Nordküste*	2112	568
17.	Molé (de S. Nicolas) an der Nordwestspitze	17150	2881
18.	Mirébalais im Innern, unweit Port au Prince	53649	2960
19.	Limbé, an der Nordküste . . .	33475	1300
20.	La Grande Rivière } südlich von Cap Haïtien im Innern {	35372	1255
21.	Marmelade . . . } südlich von Cap Haïtien im Innern {	32852	2034
22.	Saint Yague (Santiago de los Cavaleros) * im Innern, südlich von Port Plate	10419	942
23.	Borgne (?)	29162	1378
	Latus: Einw.	888237	104987

		Einw.	Milizen.
	Transport:	888237	104987
24.	Samana-Insel * an der Ostküste .	2209	300
25.	Neyba * an der Südküste west-	2581	469
26.	Azua * lich von S. Domingo	3500	310
27.	Saint Jean (S. Juan) * im Innern, nördlich von Azua	2745	345
28.	Lamatte * (?)	1026	100
29.	Arcahaye an der Westküste . . .	4805	832
30.	Croix des Bouquets, unweit Port au Prince	13833	1221
31.	Grands Bois de Hincha, * nordöstlich von Mirébalais	6199	926
32.	Concepcion de la Vega, * südlich von Santiago im Innern	6178	718
33.	Le Trou (nicht le Crou —) südl. von Cap Haïtien	3932	100
	Einw.	935245	110308

NB. Hassel's Karte der Insel Haïti, in den Buchhandlungen für 8 gGr. zu haben, ist ziemlich brauchbar, nur fehlen diese Bezirke gänzlich. —

e) Britisches Gouvernement Jamaica, eine Insel, südlich von Cuba, 269 □Meil., 4 Mill. Akker, wovon 1,740000 Akker angebaut sind, 40000 Weisse und 1823 336253 Sklaven, worunter nur 5 — 6000 Bekehrte, die aber noch des Unterrichts bedürfen, (3 Cantone,) Kingston, Hauptort, an der Südküste, Sitz des Gouverneurs. Nordwestlich von Jamaica liegen die Cayman-Inseln, von 160 freien Leuten bewohnt, die sich unter Britischem Schutz ihr Oberhaupt selbst wählen; sie stammen von den Bucaniers her.

f) Das Dänische Gouvernement S. Thomas besteht aus den 11 östlich von Puertorico liegenden Jungfern-Inseln, 8½ □Meilen, 46306 Einwohner, worunter 2923 Weisse, 2874 Freigegebene und 37000 Sklaven sind. Die grössten sind S. Thomas mit der Hauptsadt gleiches Namens, die einen sehr lebhaften Handel treibt, auch 2 Herrnhuther-Missionen, Neu-Herrnhuth und Niesky mit 4 Missionaren; S. Jean, die von allen Jungfern-Inseln das beste Wasser hat, mit der Herrnhuther-Mission Friedensthal mit 4 Missionaren, und S. Croix mit dem Hauptorte Christianstadt, Sitz des Gouverneurs, und den Herrnhuther-Missionen Friedrichsthal und Friedrichsberg mit 6 Missionaren.

g) Britisches Gouvernement der Caraiben- oder der Inseln unter dem Winde (Iceward) und der Jungfern-Inseln. 1) Britische Jungfern-Inseln, 8 □M. 1821: 18200 Einw., worunter 6167 Sklaven sind. Hauptinsel Tortola, 2 □Meilen, wo Road Harbour, Sitz des Untergouverneurs; Virgin Gorda mit dem Ankerplatze Penniston; und Anegada. 2) Die Britischen Inseln unter dem Winde: Anguilla, 6 □Meilen, 1650 Einwohner; S. Kitts, 3 □Meilen, 9 Kirchspiele, 4 Ortschaften, 1700 Weisse, 19817 Sklaven, 500 freie Farbige, 43700 angebauete Akker; die Hauptstadt Basseterre an der Südwestküste, Sitz eines Untergouverneurs; Nevis, 1 □Meilen, 4000 Akker Zuckerland, 3 Kirchspiele, 500 Weisse, 9261 Neger, 200 freie Farbige; Haupthafen Charleston, Sitz eines Untergouverneurs; Antigua, 4⅛ □Ml., 6 Kirchspiele, zur Hälfte (35000 Akker) angebaut, 35739 Einw., worunter 31056 Neger sind, Hauptort S. Johnstown, Sitz eines General-Gouverneurs; Bridgetown, Kriegshafen; Montserrat, 2 □Meilen, 10750 Einwohner, worunter 6505 Neger, Hauptort Plymouth, Sitz eines Unter-

gouverneurs; Barbuda, Privateigenthum, 1¼ □Meil., 500 Weisse, 950 Sklaven.

h) Niederländisches Gouvernement der Inseln unter dem Winde (13520 Einw.) nämlich: S. Martin, 4 □Meilen, 6100 Einwohner, worunter 360 Weisse; S. Estach, 2 □Meilen, 420 Weisse, 1200 Sklaven. Stadt gleiches Namens, Sitz des Gouverneurs; das Inselchen Saba, 1 □Meile, 430 Einw., 130 Sklaven.

i) Die Schwedische Insel Barthelemi, 2½ □Meil., 8000 Einwohner, wovon sich die Hälfte zur katholischen Religion bekennt, Hauptstadt Gustavia, Sitz des Gouverneurs, Freihafen.

k) Das Französische Gouvernement Guadeloupe besteht aus den, durch die Rivière salée getrennten Guadeloupe-Inseln Basseterre und Grande Terre, Desiderade, Marie Galante und die 6 Inselchen Saintes, 42 □Meilen, 13802 Weisse, 8604 Mulatten, 87998 Sklaven, im July 1825 nebst andern Leeward- und Jungfern-Inseln durch einen schrecklichen Orkan verwüstet, der besonders auch den Hauptort Basseterre traf wo von 900 Häusern kaum 10 verschont blieben. Mulatten werden mit grosser Strenge verfolgt.

l) Das Britische Gouvernement Dominica, die Insel dieses Namens, südlich von Guadeloupe, 13¾ □M., wovon 186436 Acker angebaut sind, 10 Kirchspiele, 325 Weisse, 16354 Sklaven, 2988 freie Farbige, 30 Karaiben-Familien. Gleichfalls am 26. July von dem Orkan verwüstet. Hauptstadt Charlestown, sonst Roseau, Sitz eines Gouverneurs und eines Untergouverneurs.

m) Das Französische Gonvernenient Martinique, die Insel dieses Namens, 16⁹⁰ □M., wovon 202539 Aspens, à 68 Ruthen 28 Fuss, angebauet siud, 9867 Weisse, 11873 freie Farbige, 77339 Sklaven. (In den letzten

drei Jahren, 1822 — 1824, wurden von dem dortigen Prevotalgericht 3000 Farbige zu entehrenden Strafen verdammt). Hauptort S. Pierre, Sitz des Gouverneurs und Station der französischen Seemacht in Westindien, auf der Süd-Westküste.

n) Britisches Gouvernement S. Lucie (eigentlich S. Aoluisia), 10½ □M., 350 Weisse, 13794 Sklaven, 350 freie Farbige. Hauptort Port Castries, Sitz des Gouverneurs.

o) Britisches Gouvernement Barbadoes, die Windward-Insel der Engländer, 10½ □M., wovon über 100000 Acker Landes urbar gemacht sind, 11 Kirchspiele, 15000 Weisse, 3000 freie Farbige, 78816 Sklaven. Hauptort Bridgetown an der Westküste, Sitz des Gouverneurs, Station der Britischen Flotte in Westindien. (Im Anfang des Jahrs 1825 herrschte hier eine grosse Gährung unter den Pflanzern, wegen der Ankunft einiger Missionaire von der Wesleyan Bekehrungsgesellschaft, die ihr frommes Werk unter den Schwarzen von Neuem beginnen wollten. Sie mussten sich wieder nach England einschiffen. Ueberhaupt sind fast von allen Britischen Inseln die Missionaire der Methodisten vertrieben).

p) Britisches Gouvernement S. Vincent, 6¼ □M., 827 Weisse, 24252 Sklaven, 286 freie Farbige, überdies viele Karaiben, und Mischlinge von Negern und Karaiben. Hauptstadt Kingston, Sitz des Gouverneurs.

q) Britisches Gouvernement Grenada, wozu auch die, nördlich von der Hauptinsel liegenden, Grenadillen gehören, (3½ □M., 1 Kirchspiel, 9206 Weisse, 8620 freie Farbige, 2000 Sklaven). Die Hauptinsel Grenada, 8½ □M., 6 Kirchspiele, 771 Weisse, 1120 freie Farbige, 25318 Sklaven. Hauptort S. Georgtown (sonst

Fort royale), Sitz des Gouverneurs. Auf der bedeutendsten Grenadille Cariacou, wo zwei Pflanzungen jährlich 1 Million Pfund Baumwolle liefern, ist Hillsborough der Hauptort.

r) Britisches Gouvernement Tabago, 6½ □M., 470 Weisse, 250 Mulatten, 14074 Sklaven. Hauptort Scarborough, Sitz des Gouverneurs.

s) Britisches Gouvernement Trinidad (s. Columbus I. S. 115.), 16732 Weisse, 8559 bekehrte Indianer, 23380 Sklaven. Hauptort Spanishtown, mit 50000 Einw., Sitz des Gouverneurs im Fort S. Ann. Starker Erdstoss s. dieses Heft S. 508.

Das gesammte Britische Westindien enthält 685 □M. und 797000 Einwohner, worunter nach officieller Angabe sich 1824 711916 Sklaven und Sklavinnen befanden; die Zahl der letzteren übersteigt allenthalben die der Männer, weil diese der überhäuften Arbeit schneller unterliegen. — (S. Politisches Journal, Augustheft, S. 712.)

t) Niederländisches Gouvernement Curaçao mit der Hauptinsel gleiches Namens, die 7 Deutsche Meilen nordwärts von der Nordküste des Süd-Amerikanischen Freistaats Colombia liegt. Diese Hauptinsel enthält 8½ □M., 278 Weisse, 6026 Sklaven, 4033 freie Schwarze und Farbige. Hauptort Willemstadt, Sitz des Gouverneurs. Es gehören dazu die Inselchen Buen-Ayre, die Aves-Inseln und Aruba, deren Goldreichthum in diesem Jahre eine Sendung veranlasste, welche aber die davon erregten Hoffnungen nicht bestätigte.

VII. Britisches Gouvernement Essequibo, Demerara und Berbice an Süd-Amerikas Nordostküste (Guiana). (NB. keine Inseln). Von dem Freistaat Colombia in Westen und von dem Niederländischen

Gouvernement Surinam in Osten begränzt. 419 □M., 147000 Einw., worunter aber 100000 Sklaven. Hauptort Stabroek am Demerara-Strom, Sitz des Gouverneurs. Der Untergouverneur von Berbice hat seinen Sitz in Neu-Amsterdam.

VIII. Niederländisches Gouvernement Surinam an derselben Küste, zwischen dem obengenannten und dem Französischen Gouvernement Cajenne, 418 □M., 6029 Weisse, 3075 freie Farbige, 51937 Sklaven, 7 — 800 Pflanzungen. Hauptort Paramaribo am Surinamflusse, 1400 Häuser, 3000 Weisse, 35000 schwarze und farbige Einwohner. 1824 führten hier 78 Niederländische Schiffe 6 Millionen Pfund Kaffee, 22 Millionen Pfund Zucker und 71000 Pfund Kakao aus.

IX. Französisches Gouvernement Cajenne (Guiana) an derselben Küste, stösst im Süden an dem Fluss Oyapok, der dasselbe von der Brasilischen Provinz Para scheidet, 3627 □M., 32000 Einw., (1500 freie Farbige, 9500 Negersklaven). Hauptort Cajenne auf einer gleichnamigen Strominsel, Sitz des Gouverneurs.

X. Freistaat der (21?) vereinigten Mexikanischen Provinzen (Estados unidos Mexicanos), 75830 □M., im Norden von den Vereinigten Staaten, im Osten, vom Mexikanischen Meerbusen, dem Freistaate Guatemala und der Britischen Holzhauer-Colonie Balize, im Süden und Westen von dem stillen Meere umgeben, wovon aber ein grosser Theil im Norden wüste, von ununterworfenen Indianern durchstreifte oder besetzte Wildniss ist; auch der früher trefflich angebaute südliche Theil hat durch den Revolutionskrieg (Columbus I. 271 flg.) ausserordentlich gelitten. Die Anzahl der Einwohner beträgt jetzt höchstens 4 bis

5 Millionen, worunter nur wenige Altspanier, etwa eine Million eingeborne Weisse und kaum 4000 Neger. Die übrigen sind Abkömmlinge der Ureinwohner und Mischlinge. Im Jahre 1824 wurden die Mexikanischen Staaten wie folgt, angegeben:

		□M.
1.	Neu-Santander mit der Provinz Texas an der Gränze von Louisiana	7499
2.	Cohahuila, westlich von Neu-Santander im Innern	3408
3.	Chihuahua (Durango), westlich von Cohahuila	6086½
4.	Neu-Mexiko, Hauptstadt S. Fe, nördlich von Chihuahua	2139
5.	Sonora, westlich von Chihuahua, am Californischen Meerbusen	4865
6.	Die Halbinsel Californien, nebst Neu-Californien, am stillen Meere	28500
7.	Cinaloa, südlich von Sonora, am stillen Meere	2041
8.	Xalisco (Guadalaxara), südlich von Cinaloa, gleichfalls am stillen Meere, wo der Hafen S. Blas liegt	3467½
9.	Zacatecas, nordöstlich von Xalisco im Innern	849½
10.	Neu-Leon (Tamaulipas?) zwischen Zacatecas und Neu-Santander	923
11.	S. Luis Potosi, südlich von Neu-Leon mit dem Hafen Tampico	790
12.	Guanaxuato, südlich von S. Luis Potasi und westlich von Xalisco	418
13.	Mechoacan (Valladolid), südlich von Guanaxuato am stillen Meere	1248¼

14. Mexiko, südöstlich von Mechoacan, am stillen Meere, mit dem Hafen Acapulco und der Hauptstadt Mexiko im Innern . . . □M. 1426
15. Queretaro, nördlich von Mexiko im Innern 712
16. Puebla, östlich von Mexiko und am stillen Meere (mit Tlascala?) 792
17. Oaxaca, östlich von Puebla im stillen Meere 1604
18. Vera Cruz, östlich von Puebla am Mexikanischen Meerbusen, wo Xalapa, Sitz des Congresses und der Bundesregierung und die Hafen Veracruz und Alvarado 1005
19. Tabasco, östlich von Veracruz am Mexikanischen Meerbusen 488
20. Merida, die (Halbinsel Yucatan) an deren Westküste der Hafen Campeche, östlich von Tabasco 2256
21. Chiapa, südlich von Tabasco am stillen Meere, von Guatemala abgetrennt . . . 1800

XI. Freistaat Guatemala, so wie Mexiko, auf der Erdenge, die Nord-Amerika mit Süd-Amerika verbindet, daher auch Freistaat Mittel-Amerika genannt, von Mexiko, Colombia (Departamento Istmo de Panama), dem westindischen und stillen Meere umgeben, etwa 13000 □Meilen und etwa 1½ Million Einwohner (1778 schon 805339 Einwohner), da dieses Land durch die Revolution nur wenig gelitten hat. Besteht nach officiellen Nachrichten aus fünf Staaten:

1. Guatemala, südlich von Chiapa und der Britischen Holzhauer-Colonie Balize (Wallix), mit der Hauptstadt des Bundesstaats Neu-Guatemala und dem Hafen Puerto Li-

	□M.
bertad am stillen Meere und dem Hafen Coban an der Honduras-Bay	3922
2. Honduras, Küstenstrich am Westindischen Meere, östlich von Guatemala mit dem Hafen Truxillo und Omao	3816
(Die im Osten an Honduras stossende Moskitoküste ist Colombisches Gebiet).	
3. S. Salvador, südlich von Honduras, an der Küste des stillen Meeres (Balsamküste) mit dem Hafen Iiquilisca	506
4. Nicaragua (Leon), südwestlich von S. Salvador, berührt beide Meere, und hier wird an einer Durchfahrt gearbeitet, (auch an der Westküste gibt es kein Gebirge!) mit dem Hafen Realejo am stillen Meere . .	3725
5. Costarica, gleichfalls an beiden Meeren, südlich von Nicaragua, und durch den Fluss Chiriqui von Colombia getrennt	722

XII. Freistaat Colombia, von Guatemala, dem Westindischen Meere, Guiana (s. oben Nr. 554), der Brasilischen Provinz Para, dem Freistaate Peru und dem stillen Meere umgeben, 88200 □M., höchstens 3 Millionen Einwohner, da es durch den Revolutionskrieg ausserordentlich gelitten hat; besteht nach dem Congressbeschlusse vom 12. Juli 1824 aus folgenden Kreisen (Departamentos):

	□M.	Einw.
1. Istmo oder die Erdenge, östlich vom Guatemala-Staat Costa rica. Hauptstadt und Haupthafen Panama und die Hafen Puerto belo und Chagres	420	80000
Intendanzen: Veragua und Panama.		

	□M.	Einw.
2. Cauca nach dem stillen Meere zu, südlich vom Istmo. Hauptstadt Popayan	2690	193000
Intendanzen: Popayan am Cauca, Choco am Atrato (s. dieses Heft S. 469)		
3. Ecuador oder Aequator, Hauptstadt Quito, südlich von Cauca . .	8680	300000
Intendanzen: Quito und Quixos y Macas (die östlichen Wüsten).		
4. Assuay, Hauptstadt Cuenca, südlich von Quito	12687	210000
Intendanzen: Cuenca, Loxa, Jaen und Mainas (die östlichen Wüsten am Marañon bis Brasiliens Gränze).		
5. Guayaquil, Hauptstadt gleiches Namens am stillen Meere, mit den Gallepagos-Inseln	1213	40000
6. Cundinamarca im Innern, östlich von Cauca. Hauptstadt Bogota, Sitz der Regierung des ganzen Freistaats, der nicht aus Bundesstaaten besteht	4580	371000
Intendanzen: Neyba, Bogota, Mariquita und Antioquia.		
7. Magdalena, östlich von Cauca, nördlich von Candinamarca, am Westindischen Meere, Hauptstadt Cartagena (s. dieses Heft S. 490). .	4920	239600
Intendanzen: Cartagena, S. Marta, Rio Hacha.		
8. Sulia, östlich von Magdalena, auch an der Nordküste, Hauptstadt Maracaybo	4221	162000

		□M.	Einw.
	Intendanzen: Maracaybo, Coro, Truxillo und Merida.		
9.	Boyaca (s. Columbus I. S. 490), südlich von Sulia und nördlich von Cundinamarca, Hauptstadt Tunja . Intendanzen: Pamplona, Socorro, Tunja und Casanare (die grossen wilden Llanos im Osten).	9666	444000
10.	Apuré, nördlich von Casanare, im Innern, Hauptstadt Varinas . . .	2622	80000
11.	Venezuela, nördlich von Apure und östlich von Sulia, an der Nordküste, Hauptstadt Caracas mit dem Hafen La Guayra . . . . . Intendanzen: Araure, Valencia, (wo Puerto Cabello) und Caracas.	6210	350000
12.	Orenoko, an der Nordküste, östlich von Venezuela, bis südlich an den Orenokostrom, Hauptstadt Cumana Intendanzen: Barcelona, Cumana und Guiana mit der Hauptstadt Angostura —	16282	175000

XIII. Freistaat Peru (Nieder-Peru) stösst in Norden an Colombia und an den Maranon-Strom, dessen Wüsten (Pampas) im Osten bis an Brasiliens Gränze reichen, im Westen ans stille Meer und im Süden an Chile, 27329 □M., 1,688506 Einw., besteht aus 7 Kreisen (Departamentos); sie liegen

	a) am stillen Meere:	□M.	Einw.
1.	Truxillo, an Colombia's Gränze	3811	460067
2.	Lima, südlich von Truxillo, mit dem Hafen Callão und der Hauptstadt Lima, Sitz der Regierung .	4281	250223

	□M.	Einw.
3. Arequipa, welches an Chile stösst	5232	196960
b) Im Innern:		
4. Tarma, östlich von Truxillo . . .	4778	191668
5. Guancavélica, östlich von Lima	2556	36000
6. Ayacucho (sonst Huamanga) östlich von Guancavelica	2410	176656
7. Cuzco, östlich von Ayacucho, mit der zweiten Hauptstadt Cuzco . .	5114	376992

XIV. Freistaat Ober-Peru, Peru alta, im Innern von Süd-Amerika, im Norden und Westen von Nieder-Peru, im Osten von Brasilien und im Süden von den Platastaaten umgeben, an der östlichen Abdachung der grossen Andenkette, etwa 20000 □Meilen, 1,235000 Einwohner, besteht aus 5 Provinzen:

	□M.	Einw.
1. La Paz, an dem südlich von Cuzco liegenden grossen See Titicaca, mit der Hauptstadt Nuestra Señora de la Paz, 16° 30′ S. Br., 309° 20′ L.	1500	300000
2. Cochabamba, westlich von la Paz mit der Hauptstadt Oropesa 17° S. B. 310° 22′ L.	2700	200000
3. Charcas (auch la Plata genannt) südlich von den vorigen mit den Städten: Potosi, Hauptstadt von Oberperu, 310° L. 19° 47′ S. Br., 250 Ml. nordwestlich von Buenos Ayres, 90000 Einw., Sitz des Congresses und der provisorischen Regierung unter dem General Arenales; und Chuquisaca (sonst la Plata) 13 Meilen östlich von Potosi	3700	47500

	□M.	Einw.
4. S. Cruz de la Sierra, östlich von Cochabamba mit der Hauptstadt S. Lorenzo de la Frontera . . .	2200	25000
5. Chiquitos (s. Columbus II. 259), östl. von S. Cruz an der Gränze der Brasilischen Provinz Mattogrosso, wo nur Missionsdörfer sind . . .	2200	6000

Der nördliche Distrikt Tarija hat sich von dem Plata-Staate Salta getrennt, und sich an Ober-Peru geschlossen; Jujui, südlich von Tarija, gehört aber noch zu Salta.

XV. Freistaat Chile, Küstenstrich vom stillen Meere, südlich von Peru und westlich von den Platastaaten; 8437 □M., höchstens 1 Million Einwohner, durch den Revolutionskrieg, besonders aber durch innere Unruhen, die noch nicht ganz aufgehört haben, verödet, besteht aus 22 Bezirken. (Auf dem südlich liegenden Archipel de los Chonos war im May dieses Jahrs noch der Hauptort San Carlos, auf der Nordküste der Hauptinsel Chiloe, von dem Spanischen General Quintanilla, besetzt.) Santiago, Hauptstadt und Sitz des Congresses und des Directors; Haupthafen Valparaiso.

XVI. Die Indianer-Republik Arauco, 1200 □M. 130000 Einw. *), südlich von Chile, mit Chile gegen die im östlichen Innern von Süd-Amerika umherstreifenden wilden Pampas-Indianern verbündet.

XVII. Die Platastaaten (mit Paraguay,) über 70000 □M. und etwa 2,500000 Einw., an deren Spitze Buenos Ayres steht, s. Columbus II, S. 251, Anm.

XVIII. Kaiserthum Brasilien, s. Columbus I, 416.

---

*) Nach der dankenswerthen Belehrung eines Recensenten dieser Zeitschrift in der Allg. Litt. Zeitung vom November, 261.

Amerikanische Anekdoten.

Im Jahre 1777, als die Amerikanische Armee unter höchst betrübenden Umständen bei Valley Forge in Pennsylvanien lag, schlich ein guter alter Quäker, Namens Potts, durch einen dichten Wald, nahe beim Hauptquartiere. Da hörte er in der Ferne eine Stimme, die, so wie er sich näherte, immer deutlicher ward. Bald erblickte er eine dunkle Laube und sah in derselben den Oberbefehlshaber der Armeen der Vereinigten Staaten, George Washington, auf den Knieen, laut und inbrünstig betend. Deutlich hörte der fromme Quäcker, zwischen dem Gebüsch verborgen, den Krieger Gottes Beistand für das geliebte, fortbedrängte Vaterland anflehn: „Allvater! betete Washington, Du hast mich an die Spitze eines grossen Volks berufen, welches einen schweren Kampf kämpfet, für die theuersten, heiligsten Güter dieser Welt. O wie schwach fühle ich mich! Unermessliches Elend verbreitet sich überall, und meine Missgriffe können es noch erhöhen. Stärke mich, o Herr! mit Thränen seufze ich zu dir auf! Stärkest du uns im Kampfe für Freiheit und Recht, so werden ungeborne Myriaden unsern Ruhm verherrlichen und Dir inbrünstiger danken, wie wir es vermögen, unter dem Geräusch der Waffen. Sende uns Deine himmlischen Heerschaaren, dass sie uns mit Muth und Ausdauer beseelen.“ — Als der General geendet hatte, schlich Freund Potts weiter. Bei seiner Rückkehr zu Hause warf er sich, ganz sprachlos von Verwunderung in einen Stuhl zur Seite seiner Hausfrau. "Nun, lieber Isaac, sprach diese, du scheinst sehr bewegt; was fehlt dir?" „Wahrlich, meine Liebe, erwiederte der Quäker, was ich heute gesehn und gehört habe,

werde ich nie vergessen. Bis jetzt meinte ich, ein Christ und ein Soldat vertrüge sich nicht. Doch wenn George Washington nicht ein Mann Gottes ist, so täuscht mich alles, und ich werde an Gott irre, wenn Er nicht durch diesen Mann grosse Dinge an unser Vaterland thut!"

Als der Amerikanische General Stark, ein Deutscher, 1778 die Briten bei Bennington in Neu-Jersey besieg.., verordnete die Gesetzgebende Versammlung von Massachusetts, dass demselben ein neuer Anzug (a new suit of clothes) und ein Stück Lein zum Geschenk überreicht werden sollte. — Er bedurfte desselben höchst nöthig. Ein grösseres Ehrengeschenk für einen General — lässt sich schwerlich denken. — Wahrlich, die Zeit des Revolutions-Kriegs war für die Vereinigten Staaten eine grosse Zeit. —

Nachrichten aus Brasilien.

Am 31. April liefen zwei Sklavenschiffe in Rio de Janeiro ein; das eine hatte die Reise, von Ambris an der Afrikanischen Westküste Congo, in 32 Tagen vollendet, und brachte 674 Sklaven, wovon kein einziger unterweges umkam; das andere kam von Quilimane, an der Afrikanischen Ostküste Mosambique*), war in Benguella an der Westküste eingekehrt, hatte dort 15 Tage verweilt und auf der Reise 164 Tage zu-

*) Die Portugiesischen Niederlassungen auf den Küsten Congo und Mosambique verbleiben dem Reiche Portugal; sie haben vornehmlich wegen des Sklavenhandels Werth, der aber nur nach Brasilien geführt werden darf, da der Sklavenhandel nördlich vom Aequator von den Seemächten für Seeraub erklärt ist.

gebracht; von 545 Sklaven, die sich auf demselben befanden, starben 168 unterwegs.

Am 11. Mai noch ein Sklavenschiff von Angola (Afrika's Westküste) mit 430 Sklaven, wovon auf der 44tägigen Fahrt 36 gestorben sind.

Am 26. Mai wieder zwei Sklavenschiffe; das eine von Benguella in 48 Tagen mit 518 Sklaven, wovon 48 unterwegs umkamen; das andere von Quilimane in 97 Tagen mit 405 Sklaven, wovon 98 starben.

Am 11. Juni wieder zwei Schiffe; das eine von Ambris in 42 Tagen mit 597 Sklaven, wovon 11 starben, und das andere von Cabinda (Afrika's Westküste) in 25 Tagen mit 660 Sklaven, wovon nur 2 starben.

Am 22. Juni noch ein Schiff von Quilimane über Benguella in 127 Tagen mit 425 Sklaven, wovon 198, also fast die Hälfte, starben.

Endlich am 18. August ein Schiff aus Angola mit 508 Sklaven, wovon auf der Fahrt von 38 Tagen 18 starben.

In der Provinz Ciarà, an Brasiliens Nordküste (s. Novemberheft S. 417), ist ein Deutscher, Conrad Jacob von Niemeyer, militairischer Oberbefehlshaber im Namen des Kaisers (Commandante das armas). Seinen Berichten vom 1. Juni zufolge herrschte daselbst vollkommene Ruhe und Ordnung.

Vom 1. Januar bis zum 30. Juny sind in Rio de Janeiro 2018 Menschen unentgeldlich vaccinirt, nämlich 358 Weisse, 171 Braune (Pardos, Mulatten), 3 Indianer und 1486 Schwarze.

Fast jedes Schiff, was aus Gibraltar in Brasilien ankommt, bringt Spanische Flüchtlinge mit.

Ein Kaufmann in Rio de Janeiro, Johann Daniel Russ, hat mit der Regierung einen Contrakt über

eine Lieferung von einer bedeutenden Parthey Bajonette abgeschlossen.

Das im vorigen Jahre durch Brand beschädigte Kaiserl. Schauspielhaus S. Pedro de Alcantara ist wieder hergestellt; es wurde daselbst am 25. April zur Feier des Geburtstages der Königin von Portugal eine musikalische Akademie gegeben.

An freiwilligen Beiträgen für die Vermehrung der Brasilischen Seemacht sind im Monat April 189580 Milreis eingegangen.

Am 11. Mai segelte ein Küstenfahrer von Rio de Janeiro nach Porto Alegre ab, mit 17 Familien Deutscher Ausgewanderte und 35 Ausgestossenen (*avulsos*).

In den Provinzen Minas Geraes und Espiritu santo ist eine Gesellschaft zur Beförderung des Landbaues, des Handels, des Bergbaues und der Schifffahrt auf dem Rio Doce (Mündung unter dem 19° 10′ S. Br., 64 Deutsche Meilen nordwestlich von Rio de Janeiro), gestiftet, und im Mai d. J. vom Kaiser bestätigt worden.

Die gleichfalls Anfangs, am 24. Mai zur Vertheidigung von Montevideo abgesandten Truppen sind: die Schwadron Minas, unter dem Major da Silva Brandao, stark 123 Mann; das Bataillon Kaiser, unter dem Obristlieutenant da Fonseca Lima; das Grenadier-Bataillon unter dem Obristlieutenant C. P. de Miranda Montenegro und die erste und vierte Division der reitenden Artillerie, zusammen 2000 Mann.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
C28 (449) M50			

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0036753858

980
C7
1825

SEP 30 1949